

Sidan Khudeda

DER JUNGE MIT DEM ROTEN HEMD

**Mein Leben vor und nach dem
Völkermord an den Jesiden**

aufgezeichnet von Ansgar Drücker



Impressum

Herausgeber:

Fach- und Koordinierungsstelle
Demokratie *leben!* in Düsseldorf
Himmelgeister Straße 107
40225 Düsseldorf
info@demokratie-duesseldorf.de
www.demokratie-duesseldorf.de



in Kooperation mit:

Flüchtlinge willkommen in Düsseldorf e.V.
Heinz-Schmölle-Straße 7
40277 Düsseldorf
info@fwi-d.de
www.fwi-d.de



Gefördert vom

im Rahmen des Bundesprogramms



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Demokratie *leben!*

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die
Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gestaltung: Doris Busch, Düsseldorf
Druck: Düssel Druck & Verlag GmbH
Lektorat: Mira Eichholz

Düsseldorf 2024

Sidan Khudeda

DER JUNGE MIT DEM ROTEN HEMD

**Mein Leben vor und nach dem
Völkermord an den Jesiden**

aufgezeichnet von Ansgar Drücker

Inhalt

Warum ich das Buch schreiben wollte – eine Art Vorwort	4
Wie es mir ging, als ich dieses Buch schrieb	5
Warum wollte ich immer schon nach Deutschland?	6
Mein Geburtsdatum, mein Name und meine Herkunft	7
Meine Kindheit	8
Meine Schule in Shingal	8
Wie ich in die Tierzucht einstieg	12
Alte Münzen im Boden	17
Mein rotes Fahrrad	18
Unsere Familie in Solah	20
Unsere Religion	23
Gespräch mit meinem Freund Serhat über das Jesidentum	24
Mein Alltag in Solah	26
Meine Mutter Noora erzählt über mein Aufwachsen	29
Meine große Schwester Hadya erzählt über meinen ersten eigenen Hund	33
Meine große Schwester Huda erzählt über meine Kindheit	34
Meine große Schwester Xatun erzählt über meine Kindheit	36
Mein Vater stirbt	37
Meine älteste Schwester Khoche stirbt auch	46
Meine erste große Liebe und mein bester Freund Azad	50
Chillen mit Azad	55
Azad heute und ein Blick zurück auf unsere gemeinsame Zeit	58
Krieg und Flucht	61
Der Krieg kommt nach Shingal	61
Wir gehen in den Berg	63
Mein Cousin und Freund Seruan	70
Mein jüngerer Bruder Maher erzählt von seinem Alltag in Solah und dem Krieg	73
Meine Schwester Huda und ihr Mann Azad erzählen von ihrer Flucht über den Berg	77
Mein Weg nach Deutschland im August 2014	79
Gedanken zur Flucht nach Deutschland	90

Ankommen in Deutschland	93
Die erste Zeit in Münster	93
Meine erste Deutschlehrerin Petra aus Mühldorf (Oberbayern) erinnert sich	95
Zurück in der Schule, erste Jobs und wichtige Begleiter	100
Jana, meine wichtigste Lehrerin aus Münster, erzählt	102
Im Nachtleben von Münster	103
Sidans Freund Lennart erzählt	105
Wie ich Tim kennenlernte	110
Tim erzählt, wie er mich kennengelernt hat	111
Mit Tim im Dortmund-Ems-Kanal	112
Lydia erzählt über unser Kennenlernen und unsere Beziehung	113
Meine Narbe	118
Wie meine drei jüngeren Geschwister nach Deutschland kamen	121
Meine jüngste Schwester Shukriya erzählt von ihrer Flucht nach Deutschland	125
Wie mein ältester Bruder nach Deutschland kam	127
Besuch in der Heimat	128
Zurück in den Irak	128
Wir fahren in unser Dorf Solah	130
Mein Cousin Kheri in Shingal erzählt	136
Lebenskrise – nach der Rückkehr aus dem Irak	140
Leben in Deutschland	146
Social Media und andere Kanäle	146
Mein Friseursalon	154
Ein zentrales Sidan-Prinzip	158
Meine TikTok-Freundin Lisa aus der Ukraine erzählt	159
Simon, ein Freund aus Mönchengladbach, erzählt	161
Wie ich die Kunst für mich entdeckte	163
Ein Abendessen mit meiner Familie zum Abschluss dieses Buches	169
Eine Art Nachwort	176
Danksagung	180
Zeitstrahl	183
Sidan und seine Geschwister	186
Sidans Kunst	187
Zum Schluss	189

Warum ich das Buch schreiben wollte – eine Art Vorwort

Dieses Buch ist entstanden, um hoffentlich mit vielen Erlebnissen, über die ich berichte, innerlich abzuschließen, sie so gut wie möglich zur Seite zu legen und dadurch Frieden in mir zu finden. Das Schreiben war quasi eine Art Therapie für mich – ich konnte nachdenken und mich öffnen.

Außerdem möchte ich zeigen, dass man auch nach schwierigen Situationen weiterleben kann und dass Menschen, die ganz viel Schlechtes erlebt haben, dennoch die Kraft und die Motivation entwickeln können, ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen. Und ich möchte meine Geschichte hinterlassen, nicht zuletzt, damit meine Kinder, die ich vielleicht einmal haben werde, oder andere Jesiden dieses Buch lesen.

Es ist für mich auch ein Buch voller schöner Erinnerungen geworden, nicht nur voll Leid und Gefahr. Ich bin durch all die Erfahrungen, die ich hier erzähle, älter und reifer geworden. Darum möchte ich festhalten, was sie aus mir gemacht haben – mit sämtlichen Höhen und Tiefen. Nach all dem Erlebten bin ich heute gespannt, was das Leben noch alles für mich bereithält, was ich noch daraus machen kann. Ich bin ja noch jung. Das Wichtigste, das ich mir wünsche, ist Gesundheit und Frieden in mir selbst zu finden. Dass beides nicht selbstverständlich ist – auch für einen jungen Menschen nicht – wird deutlich werden.

Um ehrlich zu sein, meine Angst begleitet mich immer: Dass ich den Krieg erlebt habe und vorher die Verluste in meiner Kindheit, das prägt mich bis heute. Ich bekomme oft Angst, dass jederzeit, auch hier in Deutschland, ein Krieg anfangen könnte. Das ging mir zum Beispiel nach dem Ausbruch des Ukrainekrieges immer wieder durch den Kopf. Kriege gab es zu allen Zeiten zwischen den Menschen und ich habe wirklich Angst, dass der Krieg zu mir zurückkommt. Darum wünsche ich mir, dass ich irgendwann mehr Sicherheit gewinne und die Angst verliere. Aber so weit ist es noch nicht.

Wenn man ein Buch über das eigene Leben schreibt, kann man versuchen es im Rückblick sehr perfekt darzustellen. Doch das möchte ich nicht machen. Stattdessen will ich versuchen zu erklären, warum ich auch Sachen gemacht habe, die nicht in Ordnung waren. Ich will das nicht verstecken, weil

es ein Teil von mir und ein Teil meines Lebensweges ist. Ein Grund dafür liegt darin, dass es im Irak wirklich schwierig ist, ohne Vater aufzuwachsen. Es gibt keinerlei staatliche Versorgung oder finanzielle Unterstützung. Vor allem hatte ich dadurch keine Person mehr, auf die ich mich immer verlassen konnte. Und es gab auch keine Respektperson mehr für mich. Das hat vieles verändert.

Ich bin dankbar und froh in Deutschland zu sein, doch war und bin ich kein perfekter neuer Deutscher. Mir ist vieles gelungen, aber einiges ist auch schiefgegangen. Das alles gehört zu mir, auch die Dinge, die ich bereue oder heute anders machen würde. Ich hoffe, die Leserinnen und Leser verurteilen mich nicht gleich, sondern lassen sich auf meine Geschichte ein, die wahrscheinlich so anders ist als die ihre.

Wie es mir ging, als ich dieses Buch schrieb

Eines Morgens schaute ich – wie so oft – nach dem Aufstehen in den Spiegel. Normalerweise gibt mir das eine positive Energie mit auf den Weg in den Tag, aber an diesem Morgen war es ganz komisch. Es wirkte, als schaute mich eine andere Person an. Das war der Tag, an dem der Entschluss reifte, alles, was mir durch den Kopf ging, aufzuschreiben. Schon bald traf ich mich zum ersten Mal mit Ansgar, der sich spontan bereit erklärt hatte, mich beim Schreiben zu unterstützen; aber dennoch war der Anfang schwierig. Ich versuchte über meine Kindheitserinnerungen einzusteigen – das schien mir zunächst leichter und unbelasteter. Aber schon da kam viel hoch: Der Tod meines Vaters und meiner Schwester und manch andere schmerzliche Erinnerung drängten sich neben die schönen und positiven Momente.

Und dann bin ich im Zuge des Schreibens erst einmal in ein Loch gefallen. Es gab eine Zeit, da habe ich kaum die Jalousien hochgezogen und es überforderte mich, einkaufen zu gehen. Und meine Mutter war überfordert mit mir. Zum Glück konnte ich eine Zeitlang bei einer Freundin wohnen, während ich meine Erfahrungen zu Papier brachte. Ich fühlte mich gar nicht mehr richtig lebensfähig, wie ein kleines hilfloses Kind im Körper eines Erwachsenen. Auch meine Schwester bemerkte die Veränderungen und fragte mich eines Tages geradeheraus: „Wer bist du?“

Das war eine schwierige Zeit, aber ich habe durch das Schreiben auch viel über mich gelernt. Es fielen mir wieder wichtige Worte meines Vaters ein, die er mir mitgegeben hatte. Mir kam der Gedanke, dass ich auf der Flucht und im Berg ebenfalls fast den Verstand verloren hätte, doch am Ende alles überstanden hatte und ein neues Leben in Sicherheit hatte beginnen können. Das half mir wieder hoch. Im Zuge des Schreibens kamen letztlich Antworten auf die vielen „Warum?“-Fragen, die mich manchmal quälten. Es hatte also eine klärende Wirkung auf mich.

Warum wollte ich immer schon nach Deutschland?

Während ich am Kamin sitze und ins Feuer gucke, trinke ich einen Rotwein und überlege, warum ich schon immer – auch vor dem Krieg und der Flucht – unbedingt nach Deutschland wollte. Solange ich zurückdenken kann, ab dem Zeitpunkt, als ich begann, die Welt zu verstehen, war das mein Traum. Oft sah ich im Fernsehen Berichte über Deutschland oder fand später im Internet besondere Geschichten über dieses Land. Letztlich bin ich zweieinhalb Monate durch sieben Länder geflohen, um mein Ziel zu erreichen.

Als ich noch ganz klein war, hatten wir zu Hause manchmal Besuch von Jesiden, die in Deutschland lebten. Alles, was sie erzählten, hörte sich für mich schon als Kind sehr märchenhaft und magisch an. Ich stellte mir Deutschland als ein Land vor, in dem es für alle genug zu essen gab – und Freiheit, unendliche Sauberkeit, sogar auf den Straßen und an den Kreuzungen, wo man natürlich nur bei Grün über die Ampel gehen durfte. Es faszinierte mich, was die Menschen über Deutschland erzählten. Manchmal habe ich bei meiner Mutter mitgehört, wenn sie mit Menschen in Deutschland telefonierte: Es war für mich wie ein Fenster in eine andere, faszinierende Welt.

All das wirkte auf mich wie ein schöner Film – so schien Deutschland zu sein. Es war ein Traum, der immer stärker wurde, und die Fantasien wurden immer schöner. Ich wollte also schon sehr lange dorthin und hatte die Hoffnung nie aufgegeben. Ich wollte alles dafür tun, um mein Heimatland mit seiner Regierung und die Situation der Verfolgung verlassen zu können. Freiheit hat mir immer gefehlt. Ich hatte das Gefühl, grundsätzlich nur das zu tun, was andere von mir erwarteten. Ein bisschen suchte ich natürlich auch die Frei-

heit in Bezug auf die Enge der Familie und die starke soziale Kontrolle um mich herum. Ich hatte immer schon eigene Vorstellungen und Ziele.

So gab es in meinem Kopf dieses Bild von einem Zauberland, wo es uns, wo es mir erlaubt wäre, ohne Gefahren und unbedroht zu leben. Allmählich entwickelte sich in meinem Kopf eine Fantasie, die immer größer, umfassender und schöner wurde, über dieses Land der unendlichen Möglichkeiten. Und ich muss heute sagen, es ist nicht nur das Land, das mich dann tatsächlich noch mehr überrascht hat, sondern es sind auch die Menschen, die Deutschland für mich verkörpern. Ich lernte schnell Deutsch zu sprechen und sehr viele Menschen, die mich umgaben, kümmerten sich in ungewöhnlichem Maße um uns, um mich. Fremde wurden zu Freunden. Ich erfuhr nicht nur Gastfreundschaft im üblichen Sinne, sondern eine tiefe Anteilnahme an unserem Schicksal und eine fast grenzenlose Bereitschaft zu helfen.

Mein Geburtsdatum, mein Name und meine Herkunft

Als Geburtstag steht in meinem Pass ein Tag im März. Das hängt wahrscheinlich mit meiner Anmeldung bei der Behörde zusammen, die offenbar nicht direkt nach meiner Geburt erfolgte – jedenfalls ist das nicht mein richtiges Geburtsdatum. Meine Mutter sagte immer, dass ich bei großer Hitze geboren wurde, ungefähr Anfang Juli. Daraus haben wir dann einfach den 03.07. gemacht – und den feiere ich inzwischen als meinen Geburtstag, egal, was im Pass steht. Genauso schwierig ist die Frage, wie alt ich genau bin. Denn ob das Geburtsjahr in meinem Pass richtig ist, wissen wir auch nicht wirklich, eben weil ich erst einige Monate später gemeldet wurde – mein Vater wüsste das vielleicht noch, aber da wir ihn nicht mehr fragen können, sind wir nicht ganz sicher. Außerdem steht in meinem Pass ein arabischer Name: Zied („Öl“). Meine Mutter nannte mich aber immer schon Sidan (manchmal auch Zedan geschrieben) – das heißt auf Kurmanci sinngemäß „positiver Junge“. Und das trifft es ja auch (meist) ganz gut.

Die Geschichte meiner Familie ist schon lange durch die Verfolgung der Jesiden geprägt. Mein Ur-Ur-Urgroßvater kam durch Krieg und Vertreibung in die irakische Stadt Shingal und gründete dort die bis heute bekannte jesidische Großfamilie Uzo. Mein Großvater war ebenfalls im Krieg und mein Vater war jahrelang in der Armee beschäftigt, wo er viele Probleme hatte. Der

bisherige traurige Höhepunkt der Diskriminierung und Verfolgung unserer Bevölkerungsgruppe und so auch meiner Familie war der Genozid an den Jesiden rund um Shingal Anfang August 2014, der dann auch den Anstoß für unsere Flucht nach Deutschland gab. Aber ich möchte zunächst mit meinem Leben vor dem Krieg beginnen.

Meine Kindheit

Meine Schule in Shingal

Meine Schullaufbahn begann damit, dass ich keinen Ausweis hatte. Den brauchte ich aber, damit ich zur Schule angemeldet werden konnte. So kam ich mit sechs Jahren nicht nur zu meinem ersten Ausweis, sondern damit dann auch auf die Schule in Shingal, zu der bereits meine älteren Brüder und Cousins gingen.

Ich landete zunächst – wie zuvor auch meine Brüder – in einer kurdischsprachigen Klasse mit vielen älteren Mitschülern – mein Vater kannte viele Leute an der Schule und hielt mich offenbar schon für schulreif, sodass ich da irgendwie reingerutscht bin, obwohl ich deutlich jünger war als die anderen. Das war allerdings der falsche Weg für mich, ich habe oft geweint und mich sehr unwohl gefühlt, obwohl mich die Lehrer sehr gut behandelt haben. Daraufhin bin ich dann – als einziger in der Familie – in eine arabischsprachige Klasse gewechselt. Und so verlief meine Schullaufbahn, anders als bei meinen Geschwistern, komplett auf Arabisch.

Sechs Jahre lang ging ich in diese Grundschule in Shingal, was für mich einen ziemlich langen Schulweg mit sich brachte. Ich wohnte mit meiner Familie in Solah, einem kleinen Dorf, etwa eine Viertelstunde mit dem Auto entfernt von Shingal. Anfangs begleitete mein Vater mich und meine Brüder zur Schule oder ich fuhr mit meinem Onkel mit. Doch einige Zeit nach dem Tod meines Vaters hatte unser Onkel uns nach einem Streit innerhalb der Familie aus dem Haus geworfen und wir durften nicht mehr mit ihm im Auto fahren. Von da an mussten wir zu Fuß gehen oder darauf hoffen, dass uns andere Verwandte oder Bekannte mitnahmen. Es gab außerdem immer wieder längere Unterbrechungen in meiner Schullaufbahn, z.B. als mein Vater gestorben war oder wenn ich länger krank war, was mehr als einmal der Fall war.

An Schultagen sind wir morgens um sechs Uhr aufgestanden. Bei Prüfungen war es oft schon fünf Uhr, damit ich noch lernen konnte. Es hieß, da sei der Kopf noch frei. Morgens gab es meist Joghurt – von meiner Mutter selbstgemacht aus der Milch von unseren eigenen Schafen –, dazu Tee, warmes Brot, Rührei und gebratene Auberginen und Tomaten – also ein warmes und kräftiges Frühstück. Wir haben alle zusammen auf dem Boden gegessen auf einer Art Matratze und bedienten uns meist alle aus der gleichen Pfanne – mit Brot und Löffel, wir hatten keine Messer und Gabeln – das habe ich erst in Deutschland kennengelernt. Natürlich gibt es auch im Irak Besteck, aber eher in der Stadt und in Restaurants, jedenfalls nicht bei uns. Wir brauchten das damals einfach nicht.

Nach dem Frühstück sind wir raus an den Straßenrand gegangen. Meist haben wir dann auf einen Mann gewartet, der in Shingal einen Kiosk betrieb und der uns oft bis in die Stadt mitnahm. Wir wussten nie, ob und wann er kommen würde, aber meistens war er gegen sieben da, manchmal verschlief er aber auch. An einigen Tagen war es sehr kalt und wir froren beim Warten. Der Kioskbesitzer war nicht immer nett zu uns, manchmal mussten wir in den Kofferraum. Wenn das Auto voll war oder einfach nur schon jemand im Auto saß, nahm er uns manchmal auch gar nicht mit. Dann hofften wir, dass wir mit jemand anderem mitfahren konnten. Wenn wir zu spät zur Schule kamen, reagierten einige Lehrer sehr streng, manchmal gab es Strafen. Dann mussten wir uns an die Wand stellen oder bekamen Schläge. Andere Lehrer waren hingegen sehr nett und zeigten Verständnis. Eigentlich wussten alle, dass die Schüler aus Solah oft zu spät kamen und nichts dafürkonnten, aber einigen Lehrern war das egal. Das war sehr beschämend gegenüber den Mitschülern. Die hielten uns ja sowieso schon für primitive Leute vom Dorf.

Ab und zu gab es Kekse, die in der Schule an die Kinder verteilt wurden – die waren richtig lecker. Der Unterricht begann um 8 Uhr nach einem Schulappell mit Nationalhymne und dauerte ungefähr bis 12 oder 13 Uhr. Mittags bin ich dann meist hungrig in die Stadt gelaufen – ohne Geld. An einer Kreuzung am Stadtrand von Shingal fuhren die Autos besonders langsam. Dort stellten wir uns dann hin. Manchmal warteten wir hier eine ganze Stunde, bis jemand Bekanntes vorbeikam, anhielt und uns zurück in unseren Heimatort mitnahm. Oft waren es Leute aus unserem Dorf. Vor allem nachmittags, wenn jemand von der Arbeit zurückkam, hatten wir gute Chancen auf eine

Mitfahrgelegenheit, aber es war jeden Tag aufs Neue anstrengend. Dann gab es zu Hause endlich Reis, Fleisch, Dolma (die grünen Reisrollen), warmes Brot und andere Leckereien.

Von unseren Eltern bekamen wir nie Geld, um etwas in der Schule oder in der Stadt zu kaufen, und wir hatten auch nichts zu essen dabei. Nur mein ältester Bruder gab uns ab und zu Geld, das eigentlich für ein Taxi gedacht war, aber es hätte nie für die ganze Woche gereicht, sondern nur für eine oder zwei Fahrten, sodass wir uns davon lieber etwas zu essen kauften und dann zu Fuß nach Hause liefen. Das dauerte ungefähr zwei Stunden. Aber es war ein schöner Weg mit viel Grün und Wasser. Mittags war es sehr ruhig zwischen den Gemüsefeldern und Obstpflanzungen – und wir haben einfach unterwegs gegessen, was dort wuchs: Tomaten, Gurken, Weintrauben und so einige andere Früchte.

Am Nachmittag war ich dann oft im Laden, den wir nach dem Tod meines Vaters noch während meiner Grundschulzeit aufgemacht hatten. Am Anfang konnte ich mir aussuchen, ob ich vorbeikommen wollte. Später war es dann ein Muss, nach der Schule in den Laden zu gehen. Ich musste dort sehr viel arbeiten, oft einige Stunden im Lager im Keller ohne Tageslicht. Im Laden war es richtig anstrengend für mich. Er hatte jeden Tag geöffnet, außer freitags – da waren die meisten Läden in Shingal zu.

Aber es hatte auch Vorteile, weil es im Laden mittags immer etwas zu essen gab. Noch dazu war er nur zehn Minuten von der Schule entfernt. Das Essen wurde von zu Hause mitgebracht. Wir hatten einen kleinen Herd, auf dem wir dort Essen aufwärmen konnten, haben uns gemeinsam hingesetzt und Mittag gegessen. Einen Tag hat die Familie unseres Geschäftspartners gekocht, seine Frau oder Mutter, und einmal wir, dann meist meine Mutter. Manchmal wussten wir gar nicht, was uns erwartete und wir haben erst mittags die Töpfe aufgemacht. Mal war es sehr lecker, mal sehr einfach. Es war jedenfalls immer eine Überraschung. Nach dem Essen habe ich im Laden gearbeitet, bis er gegen 19 oder 20 Uhr schloss. Wenn wir nach Hause kamen, gab es dann endlich Abendessen. Meine Mutter war immer schon fertig mit allem, wenn wir kamen, sie war grundsätzlich vorbereitet und wir brauchten uns nur kurz Hände und Gesicht zu waschen und konnten dann direkt essen. Auch hier gab es wieder warmes Essen, wie zu jeder Mahlzeit.

Im Sommer, wenn es schön war, waren wir manchmal erst noch draußen, haben etwas getrunken oder uns mit Freunden getroffen und sind dann erst spät nach Hause gekommen, manchmal erst um 23 oder 24 Uhr. Ab und zu kam auch noch spät eine Lieferung aus Dohuk, Erbil, Mossul oder Bagdad im Laden an, die wir ausladen mussten – das konnte manchmal zwei Stunden dauern. Auch dann wurde es später. An solchen Abenden hat uns meine Schwägerin das Essen noch einmal warmgemacht – oder wir selbst, wenn die Töpfe noch auf dem Herd standen.

In der Schule gab es viele Schlägereien. Wir hatten uns als jesidische Gruppe zusammengeschlossen. Die meisten kamen aus meinem Dorf und waren mit mir verwandt, insgesamt etwa fünfzehn Leute. Wir vermieden es, allein unterwegs zu sein, weil wir oft angegriffen und verprügelt wurden. Wir fanden uns daher auf dem Schulhof immer entfernt von den anderen zusammen. Die Lehrer hatten keine Kontrolle und die Situation überhaupt nicht im Griff – manchmal mussten sie sogar die Polizei rufen.

Kurz vor den Ferien gab es häufig besonders krasse Schlägereien. Ich hielt mich als Jüngster und Kleinster zurück und versteckte mich dann eher. Unsere Gegner nutzten Ketten und Schläuche, um uns zu verprügeln und hängten die Folterinstrumente manchmal schon vorher zur Warnung draußen in die Bäume, um uns so ihre Macht zu zeigen. Aber sie hatten große Angst vor meinem Vater – und ein paar Mal ist er eingeschritten. Warum es zu den Schlägereien kam? Wir waren vom Dorf, wir waren Jesiden, wir waren in ihren Augen ganz anders. Das genügte, damit sie uns hassten und wie Feinde behandelten. Es gab eigentlich gar nichts, worüber wir uns inhaltlich stritten – sie waren einfach nur Muslime und wir Jesiden, das reichte für den Konflikt.

Meine älteren Brüder und Cousins verließen dann irgendwann die Schule. Ab diesem Zeitpunkt war ich mit Saher, meinem nächstälteren Bruder, allein in der Schule und wir waren jetzt schutzlos und erst recht auf uns allein gestellt. Das trug anfangs sogar zur Ruhe bei, weil wir uns jetzt nicht mehr so viel schlugen. Aber auch die Schüler, die nachkamen, wurden immer wieder in diesen Hass hineingezogen und bald war es wieder so schlimm wie zuvor.

Die Schule war für mich insgesamt also keine einfache Zeit. Aber wir hatten gegen Ende meiner Schulzeit neue Lehrkräfte, die meinen Onkel teilweise

kannten und die von unserer Familie manchmal mit Schafffleisch, Käse oder Gemüse unterstützt wurden – dadurch wurden wir besser behandelt und bekamen zum Teil auch bessere Noten.

Finanziell hatten wir eigentlich keine großen Probleme. Vor dem Krieg hatte unsere Familie durch den Laden ziemlich viel Geld. Allerdings wurde das meiste immer wieder in neue Ware investiert, um noch größer zu werden. Und ich habe zwar wahnsinnig hart im Laden gearbeitet, doch hatte selbst finanziell nichts davon. Ab und zu bekam ich ein kleines Taschengeld, aber ansonsten hielten sie mich knapp – vielleicht auch, weil sie wussten, dass ich das Geld nicht nur für sinnvolle Dinge ausgeben würde ...

Später war ich auf der Mittelschule, wo es wieder mit Klasse 1 losging. Diese Schule schloss ich allerdings nicht ab – das wären weitere sechs Jahre gewesen. Nach drei Jahren brach ich ab. Die Schule wurde immer schwieriger, die Arbeit wurde immer mehr – es ging einfach nicht mehr. Zumindest für mich, denn es war meine eigene Entscheidung, ich sah keinen Sinn mehr im Schulbesuch. Und ich hatte die arabische Schule vom ersten Tag an gehasst. Ich musste die ganze Zeit dort hingehen, schon damit meine Familie mich in Ruhe ließ. Aber eigentlich war mir die Schule ganz egal, ich wollte nicht wirklich lernen. Denn im Grunde wollte ich immer schon weg. Ich dachte: Was bringt mir die Schule, wenn ich eh den Irak verlassen will?

So kam es, dass wir zwar in der Familie nur Kurmanci sprechen, ich es aber nie geschrieben habe. Auch auf Social Media benutze ich bis heute höchstens einzelne Begriffe oder Redewendungen und genauso schreibe ich mit den meisten jesidischen Freunden überwiegend auf Arabisch. Mein schriftliches Kurdisch dürfte für Menschen, die mich nicht kennen, darum kaum verständlich sein. Mein jüngerer Bruder Maher hingegen war auf der kurdischen Schule und hat auf Kurmanci Lesen und Schreiben gelernt.

Wie ich in die Tierzucht einstieg

Bevor wir den Laden hatten und als meine ältesten Geschwister noch klein waren, hatte mein Vater einen großen Kükenstall gebaut. Er ist in den Berg gefahren, wie wir es nennen, wenn es zu dem Shingaler Hausberg geht, dem Chi-Ja je Shengale (Berg von Shingal) und hat mit dem Traktor Steine herausgeholt.

Die hat er mit dem Hammer zugeschnitten und ohne technische Hilfe und viel Werkzeug einen großen Stall in Handarbeit errichtet – ein riesiges, sehr langes Gebäude mit Platz für Tausende von Hühnern. Der Stall war zweigeteilt in einen großen Stall und einen kleinen Anbau, in dem das Notstromaggregat stand und das Futter zerkleinert wurde, das dann auf Förderbändern durch den ganzen Stall zu den Hühnern geführt wurde. Der Stall hatte Doppelwände, deren Zwischenräume mit Steinen aufgefüllt waren, damit es im Sommer kühl blieb und im Winter etwas wärmer. Die Wände waren dadurch insgesamt sehr dick. Der Kükenstall meines Vaters war allerdings nur für die Fleischzucht. Die Tiere kamen als Küken, wurden vierzig bis sechzig Tage gemästet und dann weiterverkauft. Der Stall war keine fünf Minuten von unserem Haus entfernt. Die meisten Arbeiten erledigten meine Mutter, meine Tanten und Cousinen. Das ging so bis zum ersten Irakkrieg, als Chaos im Land herrschte und zudem auch mein Vater gestorben war. Es gab keine Ersatzteile mehr, der Strom fiel dauernd aus und viele Küken starben. Mein Vater war Profi gewesen, danach wurde es immer schwieriger – in der Familie, aber dann bald auch politisch ...

Nach dem Tod meines Vaters behandelten mich alle wie einen Prinzen. Von meiner Tante bekam ich zum Trost ein Küken geschenkt. Ich durfte mir sogar das schönste Küken bei ihr aussuchen und es dann selbst mit nach Hause nehmen. Aus Steinen habe ich ihm einen kleinen Käfig gebaut – etwas weiter von zu Hause entfernt, damit meine Mutter es nicht sah. Bald war das Küken eine Henne und legte Eier, die sie ausbrüten wollte. Ich kannte mich schon, seit ich Kleinkind war, gut mit Hühnern aus, weil ich viel Zeit im großen Kükenstall meines Vaters verbracht hatte. Im Irak ist es sehr heiß im Sommer. Wir stellen die Eier auf Salz, damit sie länger halten – so etwas wusste ich natürlich längst. Ich sammelte dann erst einmal zwanzig befruchtete Eier. Dann setzte ich die Henne in einem sehr kleinen Stall auf die Eier, damit sie nach Möglichkeit alle ausbrüten würde. Normalerweise dauert das Ausbrüten etwa 21 Tage. Ich zählte die Tage und strich sie ab. Zum Schluss guckte ich mehrmals am Tag nach und war ganz aufgeregt. Schon nach 18 oder 19 Tagen schlüpften die ersten Küken, also sogar etwas früher. Insgesamt kamen 18 Küken aus den 20 Eiern – ich war überglücklich und fütterte sie dann jeden Tag. Das war mein Einstieg in meine eigene Hühnerzucht.

Einmal beim Abendessen kam ein Nachbarsjunge vorbei und wollte etwas holen. Ich ärgerte ihn, woraufhin er alle meine Hühner freiließ und sie an-

schließlich tötete. Nur eine Henne und zwei Küken überlebten. Er wusste, dass das mein Schwachpunkt war und er mich damit hart treffen konnte. Ich habe lange geweint und meine Mutter besorgte mir schließlich neue Küken. Bald schon begann ich damit, Geschäfte zu machen. Ich schaute jeden Morgen nach, ob ein Huhn ein Ei legen würde oder nicht – das konnte ich schon spüren, wenn ich sie nur kurz anfasste. Ich war ein richtiger Experte. Das habe ich mehrere Jahre bis kurz vor dem Krieg gemacht und damit sehr viel Geld verdient. Ich baute dann größere Ställe. Oft setzte ich mich zu den Hühnern in den Stall und guckte ihnen quasi zu, bis die Eier herauskamen. Wenn die Küken groß geworden waren, habe ich sie auf dem Markt verkauft. Das Geld behielt ich oder kaufte mir mehr Küken, manchmal auch ganz spezielle Küken davon.

Die Hühner, die nicht so viele Eier legten, habe ich ebenfalls verkauft. Ich kannte jedes Huhn und ich konnte sicherlich mehr als fünfzig Hühner voneinander unterscheiden – und dann auch die Küken. Viele Eier habe ich selbst gegessen. Ich wusste jeden Tag, wie viele Eier ich bekommen würde. Beim morgendlichen Rauslassen aus dem Stall habe ich jedes Huhn untersucht, um festzustellen, ob an diesem Tag ein Ei kommen würde. Dann blieben die drinnen, die bald ein Ei legen würden. Nach kurzer Zeit kannten mich alle wegen meiner Hühner. Manchmal habe ich andere sogar beraten wie ein Profi.

Ab und zu ging ich in abgelegene Dörfer, wo man die Preise nicht kannte, die in der Stadt verlangt wurden, und habe dort billig Küken oder Hühner gekauft. Ich sagte einfach, dass meine Mutter mich geschickt hätte. Und man kannte meine Eltern gut – viele haben sie mir dann sogar umsonst gegeben, weil sie meiner Familie nichts verkaufen wollten. Auf dem Markt kaufte ich manchmal Küken, kam nach einer Stunde in anderer Kleidung wieder und verkaufte die Hühner dann zum doppelten Preis weiter. Mit der Zeit konnte ich gut reden und habe die Küken offenbar überzeugend angepriesen.

Mit dem Geld habe ich mir beispielsweise ein rotes Hemd gekauft. Das war eine meiner ersten größeren Anschaffungen in meinem Leben, über die ich selbst entschieden habe. Oder ich habe mir Schuhe gekauft, mal ein Taxi für den Schulweg genommen oder mir etwas zu essen in der Stadt gekauft. Aber vor allem habe ich mein Geschäft vergrößert. Es gab bei uns ja genug Platz, um die Ställe zu erweitern.

Einmal brüteten meine Hennen wieder Eier aus. Kurz bevor die Küken schlüpften, setzte starker Regen ein. Die Hennen saßen nur in einem Karton, sodass ich sie mit nach Hause nahm, damit sie nicht weggeschwemmt oder untergehen würden. Meine Mutter wollte allerdings auf keinen Fall Tiere im Haus haben, das wusste ich, aber mein Ziel war mir wichtiger. Ich trug sie die Treppe hoch und versteckte sie oben. Drei Tage hat das niemand bemerkt. Abends ging ich heimlich hoch, versorgte sie und setzte mich zu ihnen. Wenn ich sie anhob, machten sie viel Krach – ich musste also sehr aufpassen.

Aber dann hat meine Mutter mich doch erwischt. Ich bekam Schläge, aber als kurz darauf die Küken schlüpften, fanden sie alle süß und alles war wieder gut.

Ich habe meine eigenen Hühner übrigens nie an meine Familie verkauft, damit ich nicht sehen musste, wie sie getötet wurden, und damit ich sie nicht selbst essen musste. Sie haben nie ein Huhn von mir bekommen, das wussten sie aber auch. Ab und zu nahmen sie Eier – die habe ich ihnen allerdings verkauft, habe also sogar Geschäfte mit meiner eigenen Familie gemacht.

Dann bin ich auch noch in die Taubenzucht eingestiegen. Dafür musste ich nur ein paar Löcher in die Wand hauen, um viel mehr musste ich mich gar nicht kümmern. Die Tauben lebten in Kästen unterhalb des Daches. Meine Tauben hatten eine Blumenform am Gesäß – eine sehr spezielle Sorte. Tauben werden im Nordirak in vielen Familien gehalten, weil es so schöne weiße Tiere sind, ganz anders als die Stadtauben in Deutschland.



Das berühmte rote Hemd war Sidans ganzer Stolz (ca. zehn Jahre alt)

Einmal im Monat habe ich sie dann eingefangen. Wenn sie nachts schliefen und in ihren Löchern waren, habe ich sie mit einem starken auf ihre Augen gerichteten Lichtschein überrascht und zugegriffen. Dann habe ich sie in einen Karton getan und am nächsten Tag verkauft. Die jüngeren Tauben kamen danach oft zu mir zurück. Die älteren sind meist beim Käufer geblieben. Aber viele Tauben kamen dennoch zurück – und ich habe sie dann noch einmal verkauft. Wenn ich Tauben von anderen gekauft habe, habe ich ihnen die Flugfedern gezogen und sie einen Monat gefüttert, bis sie sich an ihre neue Umgebung gewöhnt hatten, dann sind sie geblieben. Dazu habe ich männliche und weibliche Tauben in ein Loch gesteckt, damit sie Junge bekamen. Auch hier habe ich also eine richtige Zucht aufgebaut.

Damit war ich viel beschäftigt und es hat mich sehr zufrieden und auch ein bisschen stolz gemacht. Manchmal war ich einen ganzen Tag unterwegs, um in den Dörfern Hühner zu kaufen oder zu verkaufen. Einmal brauchte ich ganz viel Geld, um einen ganz besonderen Hahn zu kaufen, der angeblich aus Indien kam. Es handelte sich um einen Kampfhahn der Sorte Shamo-Huhn; die Sorte hatte einen sehr langen Hals und das Tier war sehr groß. Er ist dann aber leider schnell im Kampf gestorben. Hier war mir also leider kein Zuchterfolg vergönnt.

Irgendwann habe ich mir selbst eine Steinschleuder gebaut und lief dann den ganzen Tag mit einem Käppi im Olivenhain herum, um Vögel zu schießen oder Tauben auf den Bäumen. Ich wollte sie einfangen oder jagen und war den ganzen Tag damit beschäftigt. Ich konnte gut treffen und habe viele Tiere erwischt, die ich dann getötet und gegessen habe. Es gab spezielle Bäume mit Nestern, die ich als meine Bäume markierte. Ich sagte dann zu den anderen Kindern, dass der Baum mir gehören würde. Und dann habe ich nachts die Jungen aus dem Nest genommen und mit nach Hause gebracht, immerhin stand auf dem Baum ja mein Name bzw. mein Symbol. Denn ich hatte das Nest schließlich entdeckt.

Als ich noch kleiner war, hatte ich nachts allerdings Angst. Darum musste ein älterer Bruder mitgehen, wenn ich nachts Vögel fangen ging. Auch in diesem Fall habe ich ein sehr starkes Licht auf die Tiere gerichtet, so konnte ich sie gut erwischen, denn dadurch erschrakten sie und waren geblendet. Manchmal waren es ganz schön große Vögel, die ich gefangen habe. Ich wusste ja, wo sie lebten, und nachts waren sie im Nest und fühlten sich sicher.

Somit war ich schon als Kind ein großer Geflügelexperte. Die Begeisterung dafür kam, weil ich bereits als Baby immer unter Hühnern war. Ich konnte stundenlang unter Hühnern sein und war glücklich. Küken habe ich schon immer geliebt, sagt meine Mutter. Wenn ich morgens wach wurde, dachte ich oft als Erstes an meine Hühner und fütterte sie. Am Anfang war die Familie dagegen, dann haben sie sich daran gewöhnt, am Ende waren sie stolz auf mich. Aber sie mussten akzeptieren, dass ich auch ihnen die Eier verkaufte.

Ich glaube, ich kann gut mit Tieren umgehen. Manchmal sind sie wie ein Spiegel für mich. Wenn ich zum Beispiel nervös war oder durchdrehte, drehte der Hund meiner Ex-Partnerin auch durch. Und er entspannte sich, wenn ich wieder zur Ruhe kam. Wenn ich krank bin, gibt es mir Kraft, wenn ein vertrauter Hund in der Nähe ist. Ich habe dann das Gefühl, er will mir helfen. Ich verstehe Tiere gut, am ehesten Hunde, und natürlich Hühner. Generell mag ich Tiere – ich habe immer mit Tieren zusammengelebt, ich bin mit ihnen groß geworden. Ich hatte fast nie Angst vor Tieren, eigentlich nur vor Schlangen. Mein Vater konnte sie gut fangen und hat sie dann in eine Tüte getan, um sie woanders wieder auszusetzen. Umgebracht hat er sie nie. Viele haben meinen Vater gerufen, wenn sie eine Schlange loswerden wollten. Er hat sich von hinten angenähert, sie hinter dem Kopf gepackt und schon hatte er sie. Wahrscheinlich habe ich als Kind zu oft miterlebt, wie mein Vater sie gefangen hat, während alle anderen Menschen in riesiger Angst waren. An Schlangen habe ich mich jedenfalls nie herangetraut.

Alte Münzen im Boden

Beim Bau des Kükenstalls wurden viele alte Münzen gefunden. Es war also klar, dass dort irgendeine historische Stätte gewesen sein musste, eine alte Stadt, ein Friedhof oder was auch immer. Auch in der Nähe des Kükenstalls hatten Leute aus der Familie früher schon mal angefangen zu graben, weil es hieß, da sei etwas zu finden. Man sah noch die Löcher, aber irgendwann war das Ganze in Vergessenheit geraten. Einmal fand ich zufällig eine Münze, die nach oben gekommen war. Dann habe ich angefangen, rund um den Stall zu graben. Ich bin schnell fündig geworden und wir haben die Münzen dann verkauft, entweder in Shingal oder an US-amerikanische Soldaten, die in der Nähe Wache hielten und uns US-Dollar dafür gaben. Manchmal bekamen wir auch Goldschmuck im Tausch für die Münzen. Wir haben die Erde mit

einem Holzrahmen gesiebt, in den wir ein Netz gespannt hatten. Der Sand war heiß, der Boden trocken und zum Teil knochenhart. Ich hatte meinen eigenen Bereich, den ich mit einem kleinen Damm aus Sand eingrenzte und in den ich abends Wasser hineingoss. Am nächsten Morgen konnte ich dann den Boden mit einer Schaufel viel leichter aufnehmen und sieben – und außerdem konnte so jeder sehen, dass es mein Bereich war. Oft hatten wir keinen Erfolg und mussten sehr viel Geduld haben, bis wir fündig wurden. Doch wenn man erst einmal eine Münze entdeckt hatte, waren oft viele weitere in der Nähe. Meine Tante fand einmal sogar einen ganzen Tonkrug voller Münzen. Ich war dabei, als sie bestimmt 150 Münzen aus diesem Krug herausholte.

Die US-Soldaten waren übrigens sehr kontaktfreudig, vor allem gegenüber Kindern. Manchmal sind wir einfach zur Straße gelaufen, wenn sie kamen, und wenn wir Glück hatten, warfen sie Süßigkeiten aus dem Auto. Hin und wieder haben wir ihnen einfach nur zugeguckt, sie angeschaut, ihnen zugehört. So habe ich auch zum ersten Mal in meinem Leben Schwarze gesehen und mit ihnen geredet. Und es waren auch Frauen dabei – Frauen in Militär-uniform, das hatte ich noch nie gesehen. Außerdem waren ab und zu amerikanische Dolmetscher dabei, die Arabisch sprachen. Dann haben uns die Soldaten etwas gefragt und wir kamen ins Gespräch. Manchmal wollten sie aber auch keinen Kontakt. Vielleicht war das in angespannten Situationen oder wenn Vorgesetzte dabei waren. Aber meistens war es okay, weil sie Kinder für harmlos hielten. Immer wieder kam mir der Gedanke, sie könnten uns einfach mitnehmen ...

Mein rotes Fahrrad

Ich war der erste Junge im Dorf, der ein Fahrrad hatte – und lange Zeit der einzige. So passte es gut, dass das Schicksal mich später in die inoffizielle deutsche Fahrradhauptstadt Münster führen sollte ...

Einmal stand ich oben auf dem Hügel und wollte eine Straße mit viel Gefälle natürlich möglichst schnell hinunterfahren. Gegenüber von unserem Haus gab es allerdings ein Schlagloch in der Mitte der Straße, auf das ich dabei direkt zusteuerte. Vor Schreck habe ich heftig gebremst, doch das half nichts, zumal das Fahrrad keine Bremse hatte und ich nur mit meinem Fuß direkt auf dem Reifen bremsen konnte, sodass ich mit meinem Vorderreifen ins Loch

geriet. Das Vorderrad löste sich dabei vom Rest des Fahrrads und rutschte ab. Mit dem Rest des Fahrrads bin ich nach vorne weitergefliegen und in hohem Bogen auf der Straße gelandet. Natürlich waren alle geschockt, die das gesehen hatten, aber sie haben sich auch kaputt gelacht über diesen zirkusreifen Abgang im hohen Bogen. Doch dann sahen sie, dass mein Körper überall verkratzt war und ich blutete. Als Erstes habe ich mein Käppi wieder aufgesetzt, mich dann aber wieder hingelegt und vor mich hin gelitten. Einigen tat ich leid, andere haben meine Schmerzen nicht ernst genommen und dachten, ich markiere nur – dabei war ich wirklich ernsthaft verletzt. Ich trug mein rotes Lieblingshemd, als es passierte, und eine gute Hose. Alles war völlig eingestaubt. Die Knie fehlten hinterher in der Hose, mein Körper und mein Gesicht hatte einige Schrammen, aber das rote Hemd war heil. Das freute mich natürlich sehr bei allen Schmerzen.

Aber wie war ich überhaupt an mein Fahrrad gekommen – als einziger in meinem Dorf? Ich war mit einem Jungen in einem anderen Dorf befreundet, dessen Vater als Wahrsager tätig war. Dazu hatte er einen Raum komplett verdunkelt. Dort sollte man mit seinem Gott sprechen können, so hieß es. Er war allerdings selbst auch in diesem Raum – indem er zuvor durch eine andere Tür hereingekommen war – und nahm diese Rolle ein. Damit verdiente er viel Geld. Sein Sohn, mein Freund, hatte ein Fahrrad und er liebte Tauben. Wenn er mich sah, fragte er sofort nach meinen Tauben, die er sich oft anschaute, wenn er bei uns zu Hause war. Er wollte mir unbedingt welche abkaufen. Ich wollte sie ihm allerdings nicht geben. „Aber wenn du sie unbedingt haben willst, gibst du mir dein Fahrrad“, sagte ich zu ihm. Er war überraschenderweise einverstanden. So bekam ich das Fahrrad für vier Tauben – das war für mich ein guter Tausch. Doch sein Vater fand den Deal ungerecht und wollte das Fahrrad zurück. Meine ganze Familie redete auf mich ein, aber ich habe es behalten. Es gab einen ziemlichen Streit deswegen. Trotzdem war ich jetzt das einzige Kind mit einem Fahrrad in der ganzen Umgebung.

Es war ziemlich steinig bei uns und die Reifen gingen sehr schnell kaputt. Ich habe dann einen harten Wasserschlauch um die Felge montiert und irgendwie so festgemacht, dass er draufblieb. Das funktionierte tatsächlich und ich hatte dadurch einen ziemlich großen Aktionsradius. Ich nahm das Fahrrad auch mehr als einmal komplett auseinander, legte alle Teile auf den Boden, säuberte und ölte sie und baute dann alles wieder zusammen, obwohl vielleicht nur

ein kleines Teil kaputt war. Oft habe ich mich stundenlang mit dem Fahrrad beschäftigt. Von morgens bis abends habe ich es erst auseinander- und dann wieder zusammengebaut.

Ich bin immer den Berg rauf- und runtergefahren und alle Kinder sind hinter mir hergelaufen. Ich habe das Fahrrad auch gegen Geld verliehen. Aber das Beste war, dass ich damit einfach jederzeit wegfahren konnte. Manchmal heulten meine jüngeren Geschwister dann, aber natürlich wollte ich sie weder mitnehmen noch mein Fahrrad mit ihnen teilen. Es war nun mal allein mein Fahrrad. Manchmal haben sie dann schrecklich geweint und meine Mutter hat mit mir geschimpft. Aber mein rotes Fahrrad gehörte nur mir. Das Fahrrad bedeutete für mich Freiheit.

Unsere Familie in Solah

Meine beiden Eltern stammen aus Solah. Mein Vater gehört zur Großfamilie Uzo. Manchmal kommt es zu Streitigkeiten zwischen jesidischen Großfamilien, die häufig 100 bis 200 Personen umfassen können. Ungefähr 2009 kamen bei einer Auseinandersetzung drei Personen aus einer und vier Personen aus einer anderen Großfamilie um. Die Polizei war machtlos. Vertreter meiner Großfamilie sind dann in das religiöse Zentrum des Jesidentums nach Lalisch



Blick vom Grundstück der Familie
auf das Dorf Solah

gefahren und haben sich offiziell von beiden Familien losgesagt, also gegenüber den religiösen Autoritäten hinterlegt, dass sie mit keiner der beiden Familien etwas zu tun haben. So versuchten sie, sich nicht in den Streit verwickeln zu lassen.

Die Familien werden aufgrund der hohen Kinderzahl so groß. Mein Vater hatte nur eine Frau und mit dieser zehn Kinder. Sein Vater hatte zwei Brüder und einen Halbbruder. Einer hatte zwei Frauen und mit beiden zusammen 23 Kinder, ein weiterer hatte 19 Kinder und der

dritte 15 Kinder. Mit der Enkelgeneration hat mein längst verstorbener Großvater somit allein eine Familie von inzwischen ca. 100 Personen gegründet.

Als mein Vater starb, gab es danach Streit mit dem Onkel, der uns oft mit zur Schule genommen hatte. Bis zum Tod meines Vaters hatte er mit seiner Familie unter einem Dach mit uns gelebt. Als mein Vater dann gestorben war, spielte er sich allerdings nicht nur zum Chef auf, sondern behandelte unsere nun vaterlose Familie auch ungerecht. Meine Familie zog dann wohl oder übel in das noch völlig unfertige Haus, mit dessen Bau mein Vater zuvor begonnen hatte. Noch nicht mal Türen und Fenster waren vorhanden. Wegen des Streits musste der gemeinsame Besitz meines Vaters und meines Onkels geteilt werden. Für unseren Teil der Familie fiel schließlich eine Brunnenbohrmaschine ab, die wir zu einem guten Preis verkaufen konnten. Damit hatten wir das Grundkapital für den Laden zusammen, der mein Leben in den nächsten Jahren begleiten und prägen sollte. Als Geschäftspartner stieg ein Cousin ein. Er brachte zwar kein Startkapital, dafür aber Know-how ein und konnte seinen Anteil schnell nachzahlen, denn der Laden war sehr schnell sehr erfolgreich.

Das Geschäft lief also wirklich gut. Der Wert der Waren war im sechsstelligen Eurobereich. Es gab Lampen, alle Sorten von Kabeln, Steckdosen, vie-



Links: Sidan im Laden der Familie in Shingal. Mitte: Sidans Bruder Dlo sitzt im Chefsessel, während Sidan arbeitet. Manchmal hat Sidan sich auch auf den Chefsessel gesetzt und den kleinen Chef gegeben. Rechts: Sidan in Shingal vor dem Laden, ca. sechzehn Jahre alt

le spezielle Geräte für Wasser und Strom, Schrauben, Werkzeuge – wie ein kleiner Baumarkt. Es wurde zunächst mit einem kleinen Sortiment gestartet, das dann immer größer und vielfältiger wurde. Gleichzeitig hat mein Bruder Saher die Lampen bei den Kunden aufgehängt und dort zum Beispiel Kabel verlegt. Wir hatten also auch einen Elektriker, den wir unseren Kunden vermitteln konnten. Außerdem übernahmen wir öffentliche Aufträge und stateten ganze Schulen mit Technik, Leitungen, Lampen und vielem mehr aus – da war natürlich einiges dran zu verdienen.

Nachdem ich in meiner Schulzeit nachmittags schon immer im Laden mitgeholfen hatte, war ich, als ich die Schule nach zehn Jahren (mit einer Wiederholung) verlassen hatte, nur noch dort tätig und habe auch die Küken und die Kabel aufgegeben. Nur freitags war der Laden zu, aber ab und zu musste ich



Arm war Sidans Familie im Irak nicht – hier die Tageseinnahmen, die Sidan ein- bis dreimal täglich zur Bank gebracht hat, nachdem er das Geld gezählt hatte

selbst da im Lager arbeiten. Im Laden mussten wir alles rauf- und runtertragen, um etwas ins Lager zu bringen oder wieder aus dem Keller zu holen. Das war eine sehr anstrengende Arbeit, denn ich war ja klein und zart. Bei größeren Bestellungen musste ich außerdem Waren zusammenstellen. Mit einem Laufzettel ging ich durch den Raum, suchte alles heraus und packte es in das Auto des Kunden. Wenn neue Waren kamen, musste ich stundenlang arbeiten, meistens allein. Ich war zwar mitten im Geschehen, aber arbeitete doch viel für mich. Oft war ich nur mit meinem Bruder oder seinem Partner im Laden – aber sie

mussten ja verkaufen. Allerdings hatte ich auch selbst manchmal Kundenkontakt – gelegentlich habe ich Verkaufsgespräche geführt, aber es gab immer Druck und Aufträge für mich, das habe ich sehr ungern gemacht. Irgendwann habe ich die Arbeit dort gehasst. Sie hatten Geld ohne Ende, aber ich hatte nichts davon. Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, mir einfach Geld zu nehmen. Meine Wünsche interessierten jedoch niemanden. So ging es bis zum Krieg.

Unsere Religion

Meine Mutter trägt bis heute immer ein Kopftuch. Sie muss das nicht aus religiösen Gründen tragen, aber sie trägt es aus Tradition, auch zu Hause vor ihren Kindern. Bis zum Tod meines Vaters trugen auch meine älteren Schwestern ein Kopftuch. Dann konnten sie sich endlich durchsetzen und es ablegen. Ich glaube, das kommt daher, dass wir immer unter Muslimen gelebt haben und uns angepasst haben. Die Jesiden haben allerdings spezielle Kopftücher, die fast wie ein Turban aussehen und aus weißem Stoff bestehen, der um den Kopf gebunden wird – das ist eine Art Erkennungszeichen unter Jesiden. Auch meine Mutter trägt immer ein weißes Kopftuch. Die meisten jüngeren Jesidinnen tragen heute kein Kopftuch mehr.

Eigentlich ist das Jesidentum eine offene, freiheitliche Religion. Aber natürlich gibt es dennoch sehr viele traditionelle Gewohnheiten, die gar nicht unbedingt religiös motiviert sind. Ich bin selbst so, dass ich nur an Dinge glaube, die ich spüre. Und ich mag auch die Naturnähe meiner Religion. Wenn ich die Nähe eines Menschen spüre, dann ist das Liebe. Mutter und Vater sind etwas sehr Heiliges bei mir. Das einzig Anstrengende an meiner Religion ist, dass wir nur untereinander heiraten dürfen – das viel diskutierte Endogamiegebot. Ich empfinde meine Religion als die lockerste, die ich kennengelernt habe – bis auf diese Einschränkung, die mich sehr stört. Es gibt immer noch viele arrangierte Ehen unter den Jesiden im Irak, auch wenn es etwas einfacher geworden ist, dass sich Frauen diesen Vorgaben ihrer Eltern entziehen – leicht ist es dennoch nicht.

Drei Kasten gibt es im Jesidentum, wir gehören zum Glück der größten an, denn man darf auch nur innerhalb dieser Kasten heiraten. Als freier Mensch in Deutschland ist es nicht einfach, nur jesidische Frauen heiraten zu können. Wenn ich eine deutsche Frau heiraten würde, wäre meine Familie vor die Wahl gestellt, sich von mir zu distanzieren oder alle Kontakte in der jesidischen Community zu verlieren und von allen geschnitten und geächtet zu werden. Das kann ich ihnen und mir nicht antun. Manchmal bin ich deswegen traurig und frage mich, warum ich eigentlich Jeside bin. Das ganze Leben habe ich Diskriminierung erfahren. Dann musste ich den Krieg erleben und überleben – und dann die Flucht. Und dazu bin ich total eingeschränkt, wenn ich heiraten möchte. Oben drauf kommen noch die Vorurteile. Wie oft fragen

mich muslimische Menschen auch in Deutschland: „Ach, du glaubst an den Teufel?“, wenn ich sage, dass ich Jeside bin. Und das ist nur ein Beispiel von so einigen. Ich frage mich dann manchmal, was ich der Welt getan habe, dass mein Leben immer so schwierig sein muss und dass ich Dinge erleben muss, die anderen nicht drohen.

Ich denke übrigens, dass die Religion, der Glaube nicht in unseren Genen steckt, sondern in unseren Herzen. Die einzig gute Religion ist die Religion des Herzens. Religion, Politik und auch Grenzen oder Geld sind menschliche Erfindungen. Sie existieren nur in unseren Köpfen als Fantasie.

Gespräch mit meinem Freund Serhat über das Jesidentum

Meinen Freund Serhat habe ich erst in Deutschland kennengelernt, als er 2019 ein Praktikum in meinem damaligen Friseursalon gemacht hat. Er ist 2016 nach Deutschland gekommen und absolviert derzeit eine Lehre als Außenhandelskaufmann. Sein Vater ist ein bekannter Radiojournalist im irakischen Kurdistan und war dort die Stimme des ersten jesidischen Radios. Im Folgenden berichtet er über das Jesidentum, mit dem er sich intensiv beschäftigt:

„In der monotheistischen Religion des Jesidentums, die älter ist als das Christentum, gibt es einen allmächtigen Gott, der die Welt erschaffen hat. Es gibt sieben Engel und keine Propheten. Die Religion beruht nicht auf einer Heiligen Schrift, sondern auf mündlicher Überlieferung. Das Jesidentum ist naturverbunden – eine wichtige Bedeutung haben Himmel, Erde, Sonne, Mond, Wasser und auch Bäume. Beim Beten richten sich Jesiden zur Sonne hin aus. Von der Sonne leben wir, so sagen sie. Auch Wasser ist heilig – es wird den Neugeborenen am Lalisch im Nordirak, dem heiligsten Ort der Jesiden, über den Kopf gegossen.

Übrigens gibt es im Jesidentum gar keinen Teufel – das ist ein Irrglaube – oder andere negative Gestalten und auch keine Verführungen von außen. Jesiden sollen sich vielmehr ihres Verstandes bedienen und sind für ihre Taten selbst verantwortlich. Die 72 Völker der Erde werden zum Beispiel in Gebeten alle geschützt, aber das 73. Volk, die Jesiden, werden besonders herausgehoben. Das macht auch ein weißes Tok deutlich, eine Art Unterhemd, das Jesiden häufig tragen. Auf ihm sind die Planeten abgebildet. Wenn ein Jeside dieses

üblicherweise selbstgemachte Kleidungsstück trägt, wird er immer daran erinnert, niemanden zu verletzen und niemandem zu schaden.

Es gibt keine Konversion zum Jesidentum. Innerhalb dieser Religion gibt es drei Kasten – die untereinander ebenso wenig heiraten dürfen wie Jesiden und Nicht-Jesiden. In der Diaspora ist häufig eine nochmalige aktive Entscheidung für die Religion erforderlich, denn es gibt keine Strafe für Jesiden, die nicht mehr gläubig sein wollen. Allerdings ist der Umgang mit dieser Freiheit in jesidischen Familien sehr unterschiedlich.

Treffpunkte der Jesiden sind jesidische Tempel. Es werden mehrere religiöse Feste pro Jahr gefeiert, zu denen sich Verwandte treffen, häufig auch am Tempel im Herkunftsort der Familie. Oft tanzen sie dann im Kreis und fassen sich dabei an den Händen, um so ihre Verbundenheit untereinander und zum Glauben auszudrücken. Es gibt auch spezielle jesidische Musik und Gesänge, unter anderem zu bestimmten Anlässen. So kommen etwa beim Tod eines Menschen Trommeln und Rasseln zum Einsatz.

Die Jesiden feiern – ebenso wie die Kurden an ihrem Neujahrsfest Newroz – ihr Neujahr mit der ganzen Familie, allerdings mit eigenen Traditionen und an einem anderen Datum. Das Fest heißt Sersal oder auch Çarşema Sor („Roter Mittwoch“) und wird am ersten Mittwoch im April nach dem julianischen Kalender gefeiert. Symbolisch werden weiße Eier gekocht – das Ei steht für die Erde. Als Gott die Erde schuf, war sie zunächst weich wie Joghurt. Als sie fertig war, war sie aber hart wie ein gekochtes Ei. Das Neujahrsfest ist eines der ältesten und wichtigsten Feste der Jesiden.

Barat sind kleine Kügelchen aus Ton, die aus dem heiligen Wasser von Lailisch, Sand und Joghurt geformt werden und in einem kleinen Behältnis in der Tasche mitgeführt werden. Sie symbolisieren ebenfalls die Planeten und können auch als Anbetungsobjekt genutzt werden. Wenn zwei Jesiden sich streiten und jemand sagt, ich war es nicht, dann schwört er auf sein Barat wie auf ein heiliges Buch.

Im Jesidentum gibt es keine expliziten Speisevorschriften – die Essgewohnheiten der Jesiden sind also eher kulturell und regional als religiös bedingt. Dass Sidans Mutter ein Kopftuch trägt, hat ebenfalls keine religiösen Gründe, ist bzw.

war aber kulturell üblich. Die weiße Farbe ihres Kopftuchs ist jedoch gleichzeitig eine Art Erkennungszeichen der Jesiden und die Farbe steht für Frieden.

Die Jesiden sprechen in ihrer Wahrnehmung kein Kurdisch, denn in ihrer Sichtweise sind Kurden vom Jesidentum zum Islam konvertierte Menschen, sodass die jesidische Sprache viel älter ist als das Kurdische. Man könnte vielleicht von einer jesidisch-kurdischen Sprache sprechen, um diesen Aspekt der Sprachentwicklung aufzugreifen. Dennoch ist die Sprache der Jesiden die kurdische Sprache, wenn auch deutliche Dialektunterschiede bestehen. Im Irak wurden die Jesiden ohnehin zu den Kurden gezählt.

Im Jahre 2014 erreichte die lange Geschichte der Verfolgung und Diskriminierung von Jesiden in der Türkei, Syrien, dem Irak sowie in Georgien und Armenien einen traurigen Höhepunkt. Im Shingal-Gebirge im Nordirak, wo sich ein Großteil der verbliebenen jesidischen Menschen und Heiligtümer befand, verübte der sogenannte Islamische Staat einen Völkermord mit schrecklichen Folgen. Völkermorde gegen die Jesiden gab es durch die Jahrhunderte immer wieder. Derjenige von 2014 rund um Shingal war bisher aber der bei weitem heftigste und folgenreichste – er führte zu einer kollektiven Traumatisierung fast aller jesidischen Familien weltweit. Etwa 5.000 Menschen kamen ums Leben. Über 7.000 Personen wurden verschleppt und versklavt. 2.850 Personen sind immer noch als vermisst gemeldet. So wurden 2014 zahlreiche Jesiden umgebracht, die lieber sterben als zum Islam konvertieren wollten, wozu sie der IS zum Teil mit Gewalt aufforderte. Auch viele Gefangene des IS ließen sich nicht erpressen und blieben bei ihrem Glauben, selbst wenn sie getötet wurden.

Im Januar 2023 erkannte der Deutsche Bundestag in Anwesenheit der geistlichen Vertreter des Jesidentums das Verbrechen im Einklang mit den Kriterien der Vereinten Nationen als Völkermord an. Bis heute leben noch rund 3.000 jesidische Menschen in irakischen Flüchtlingslagern, darunter auch Angehörige von Sidan.“

Mein Alltag in Solah

Es gibt keinen Ort in Solah, wo ich noch nicht war, und in Shingal ist es ähnlich, weil ich immer mit meinem Vater unterwegs war. In der ganzen Umge-

bung kannte ich jeden Fleck und überall auch ein paar Leute. So bekam ich viel vom Leben mit.

Eigentlich ist die Gegend um Solah grün und fruchtbar gewesen, doch in den letzten Jahrzehnten ist es immer heißer und trockener geworden, vor allem im Sommer ist es manchmal kaum noch auszuhalten und alles, was nicht bewässert wird, droht zu vertrocknen.

Ich war bei der Hitze im Sommer viel draußen, selbst mittags. Ich wollte immer draußen spielen oder war mit den Hühnern beschäftigt und kam nicht einmal beim heißesten Wetter rein. Meine Mutter hatte immer Angst, dass ich Kopfschmerzen oder einen Sonnenstich oder Sonnenbrand bekommen würde, aber mir machte die Hitze wenig aus.

Wenn ich die Schafe hütete, hatte ich immer Zeit genug zum Nachdenken. Dann gab es irgendeinen Impuls und ich habe einen Plan gemacht. Oft klappten meine Ideen nicht, aber manchmal eben doch. Ich war jedenfalls der einzige unter uns Geschwistern, der immer Geld hatte. Irgendetwas fiel mir immer ein. Mal war Kupfer sehr teuer, dann Holz besonders knapp und wertvoll. Ich habe mich immer an die Veränderungen angepasst und versucht darauf zu reagieren.

Einmal gab es ein schwieriges Jahr im Irak, vermutlich war das 2008. Zu dieser Zeit gab es kein Gas und keinen Strom und viele mussten das Essen draußen auf dem Feuer kochen. Ich überlegte mir Brennholz zu suchen und zu verkaufen. Aber das war nicht so einfach. Ich lief durch ganz Solah und nahm mir ein paar Esel, die irgendwo rumstanden, mit. Denn wir wollten mit den Eseln in die Berge laufen, um Holz zu sammeln. Ich habe sehr lange Esel zusammengesucht und einen habe ich sogar noch dazu gekauft. Dann habe ich ein paar kleine Jungen versammelt – das hat alles ein paar Wochen gedauert. Daraufhin sind wir zum Berg gegangen mit etwas Essen und Wasser. Das dauerte über zwei Stunden. Aber wir hatten gar kein Werkzeug dabei und wussten gar nicht, wie wir Holz hätten abschlagen können. Außerdem mussten wir die Esel versorgen – das war viel Arbeit. Also haben wir die Esel dort irgendwo freigelassen. Leider ist es nie so weit gekommen, dass wir Holz auf dem Markt verkauft haben. Ich musste damals selbst zugeben, dass das eine dumme Aktion war. Aber es war eben wieder eine meiner verrückten Ideen.

Wenn ein Ball auf dem Dach des Kükenstalls meines Vaters gelandet war, bin ich mit einer Leiter hochgeklettert und habe dann so gut wie immer noch irgendwelche Spielsachen anderer Kinder gefunden. Auf dem Dach bin ich herumgerannt und die Hühner unten hatten Angst. Und die Mitarbeiter wunderten sich, was da oben los war. Sie wollten mich schnell herunterholen und es drohte Ärger, aber ich fand es toll dort oben zu sein. Ich hatte einen großartigen Blick über das ganze Gebäude und habe auch immer irgendetwas gefunden dort oben, nicht nur Spielsachen. Manchmal habe ich aber auch einfach vom Dach aus die Menschen beobachtet oder mich hingesezt und nachgedacht. Die anderen fragten sich immer, wie ich da hochgekommen bin. Manchmal habe ich sie auch von oben geärgert oder beschimpft, wenn sie mich herunterholen wollten. Es war ein kleiner Fluchtpunkt im Alltag, wo ich für mich sein konnte und mich wohlfühlte.

Ganz oft habe ich mit einem selbstgebauten Fahrzeug gespielt, bei dem alte kleine Radlager unter eine Art Platte geschraubt waren, auf die ich mich setzte. Es war ein bisschen wie ein Wagen mit vier Rädern, den man anschieben konnte, damit er rollte. Auf dem Sandboden war es nicht möglich, damit zu fahren; also musste der befestigte Weg, der um den Kükenstall führte, herhalten, denn im Haus durfte ich ja nicht damit spielen. Auch davon bekamen die Küken Angst, weil es so laut war. Manchmal waren für kurze Zeit keine Küken im Stall, dann konnte ich mich richtig austoben. Am meisten Spaß machte es aber, wenn mich jemand anschob. Auf dem Weg um den Kükenstall ging auch das am besten, da hätte mich jemand gut und gerne den ganzen Tag lang anschieben können.

In einer Ecke lag dieser Weg auf einer Anhöhe zwei Meter über dem umliegenden Gelände – und dort musste ich eigentlich umdrehen. Einmal klappte das mit der Wende aber nicht und ich fiel in den Abgrund. Wieder war ich mit blauen Flecken übersät, wie bei meinem Fahrradunfall damals. Ich hatte mir zum Glück nichts gebrochen, aber alles war ziemlich angeschwollen und es floss Blut. Eigentlich sollte ich danach lange ruhig liegen, damit es schnell abheilen konnte, aber das klappte natürlich nicht.

Ich hatte wenig Respekt, wenn andere mir etwas sagen oder vorschreiben wollten. Das galt selbst gegenüber Älteren im Dorf, die versuchten, mir auf der Straße irgendwelche Anweisungen zu geben, oder bei älteren Geschwis-

tern. Wenn sie nicht lockerließen, bewarf ich sie mit Steinen oder rannte einfach weg – ich ließ mir nichts gefallen, auch nicht von Stärkeren. Und ich bin oft ins Risiko gegangen und hatte keine Angst, das war typisch für mich.

Bei uns war es normal, dass Kinder geschlagen wurden. Doch mein Vater hat mich nie geschlagen. Wenn er wütend wurde, hat er mich höchstens beleidigt und beschimpft. Meine Mutter weiß bis heute nicht, woher er die Geduld hatte. Er war eine Autorität und war sonst schnell wütend und verärgert, aber bei mir war es anders.

Auch ich habe meine kleineren Geschwister manchmal geschlagen. Sie mussten jedenfalls tun, was ich ihnen sagte. Meine kleinen Schwestern sollten daher möglichst nicht mit mir allein unterwegs sein, weil sie sonst jederzeit Prügel riskierten. Manchmal habe ich das übertrieben, dann musste ich wegrennen, um mich der Strafe durch meine Eltern zu entziehen.

Meine Mutter sagt: „Sidan hat immer das getan, was ihn glücklich machte. Er hat immer getan, was ihm Spaß machte, er war immer der Erste und vielleicht auch der Glückichste. Oft war er aber auch der, der irgendwas kaputt gemacht hat.“ Darum schoben meine Geschwister gerne auch alles auf mich, selbst wenn ich es gar nicht gewesen war, weil ich eben sonst meist Schuld hatte und jeder sofort glaubte, dass ich schuld sein könnte.

Meine Mutter Noora erzählt über mein Aufwachsen

„Unsere Familie lebte in Solah, einem Stadtteil von Shingal, kurz vor dem Berg, zusammen mit zwei Onkeln – später dann mit einem Onkel von Sidan – und ihren Familien in einem großen Haus. Mit den vielen Kindern waren wir insgesamt schnell über zwanzig Personen und es gab nur vier Schlafräume. Auch Sidans Großmutter väterlicherseits lebte anfangs noch mit im Haus. Seinen Großvater hat er nie kennengelernt. Sidan ist das siebte meiner zehn Kinder. Vier Töchter und zwei Söhne wurden vor ihm geboren, ein Sohn und zwei Töchter danach.

Sidans Vater war Bauer und Soldat in der irakischen Armee. Eigentlich machte er immer mehrere Jobs gleichzeitig, um seine Familie zu versorgen. Er hatte ca. 400 Schafe und Ziegen, die in den Bergen weideten, und unsere



Sidans Mutter, schwanger mit ihrer ältesten Tochter, mit ihrem Bruder in Solah



Der Junge mit dem roten Hemd mit seiner Mutter – das Bild ist an einer Ecke verbrannt



Sidans Mutter mit Verwandten neben Transportkisten für die Kühen, im Hintergrund der Berg



Sidan mit seiner Mutter vor dem Bild mit jesischen Symbolen bei Sidans zweiter Lesung in Mönchengladbach im August 2024



Sidan mit seiner Mutter im Wundergarten in Mönchengladbach

Familie stellte selbst Joghurt her. Wenn der Vater unterwegs war, betreute ich die Tiere. Bei Krankheiten hatten wir früher oft kein Geld für einen Arzt, viele Krankheiten blieben unbehandelt. Während der zehn Schwangerschaften habe ich immer weitergearbeitet, mich um die Tiere gekümmert und für ca. zwanzig Personen jeden Tag über dem Holzfeuer gekocht – Strom gab es damals noch nicht im Dorf und Gas konnten wir uns anfangs nicht leisten.

Wenn Sidans Vater bei der Armee war, sahen wir ihn nur selten, denn er hatte kaum Urlaub. Als er einmal unbedingt unsere Familie sehen wollte und sich einfach Urlaub nahm, musste er für vier Monate ins Gefängnis. Das war der Preis dafür, das wusste er vorher, aber er wollte unbedingt seine Kinder wiedersehen. Die Armee suchte ihn natürlich und Männer kamen zu uns nach Hause, aber er war längst in den Berg geflüchtet, um sich zu verstecken. Irgendwann haben sie ihn dann aber doch gefunden und gefangengenommen. Es war für uns unmöglich ihn im Gefängnis zu besuchen und es gab auch sonst keine Kommunikation – die Fahrt in die Hauptstadtregion wäre mit zwei Tagen Fahrtzeit viel zu aufwändig und teuer gewesen. Insgesamt war er acht Jahre Soldat und in dieser Zeit höchstens zehn bis zwanzig Tage pro Jahr zu Hause.

Sidan wurde in einem sehr heißen Sommer irgendwann im Juli geboren. Es war über vierzig Grad heiß, sodass die Tiere draußen starben vor lauter Hitze und Trockenheit. Die Kinder wurden damals zu Hause geboren, eine Hebamme kam hinzu. Es war so heiß, dass Sidan gleich nach seiner Geburt ganz viele Blasen auf dem ganzen Körper entwickelte und dauernd eingecremt werden musste. Trotzdem platzten einige der Blasen auf und es trat Flüssigkeit aus, sodass die Kleidung laufend gewechselt und teilweise entsorgt werden musste. Kleidungsstücke wurden anfangs von älteren Geschwistern übernommen oder einfach aus Kleidungsstücken für Erwachsene für das leidende Baby neu zugeschnitten.

Auch später war Sidan durchaus anstrengend. Er war der Liebling seines Vaters, aber immer wollte er ihn auch nicht mitnehmen. Manchmal lief Sidan dann einfach hinter ihm her oder warf sich auf den Boden, wenn er nicht mit durfte, sodass seine Kleidung unbrauchbar wurde oder kaputtging. Er kippte gekochtes Essen um, warf ein Gefäß mit dem damals sehr wertvollen Zucker um oder oder oder – ein ruhiges und einfaches Kind war er jedenfalls

nicht. Eine richtige Erziehung gab es nicht, zu groß war die Familie und es gab zu viel Arbeit. Daher machte Sidan oft, was er wollte, und wusste nicht immer, was richtig und falsch war, so sehe ich es jedenfalls im Rückblick. Und ich konnte ihn kaum bestrafen, denn sein Vater liebte ihn über alles und er hielt meist zu ihm. Mit dem Vater im Rücken konnte Sidan die schlimmsten Sachen machen. Einen Kindergarten oder eine Vorschule gab es nicht – mit sechs Jahren kam Sidan in die Schule, bis dahin war er zu Hause. Er spielte viel Fußball, musste aber auch schon früh immer wieder die Schafe hüten oder im Haushalt helfen – und die Arbeit begann früh am Tag.

Sidans Vater hatte schon vor seiner Geburt einen Kükenstall gebaut. Er hatte dafür lange Zeit Steine gesammelt und organisierte dann einige arme Leute aus der Umgebung zur Unterstützung. Es entstand ein riesiges Bauwerk für Küken – weitgehend in Eigenleistung. Die Wände waren dick wegen der Hitze und der Trockenheit im Sommer, das Dach aus Eternit trotzte Sturm und Hagel. Noch heute reden die Leute davon, dass Sidans Vater diese riesigen Ställe ohne viel Werkzeug mit selbst gesammeltem Baumaterial errichtet hatte. Mit einer kleinen von ihm konzipierten Maschine wurde das Futter automatisiert verteilt – es gab einen eigenen Raum für die Nahrungszubereitung, von dem ein Förderband durch den ganzen Stall ging. Nur anfangs mussten die Küken noch mit der Hand gefüttert werden. Die Ställe fassten eine fünfstellige Zahl

an Küken – nach fünfzig Tagen wurden sie dann an eine andere Firma verkauft.



Diese Schafe weiden auf dem Grundstück von Sidans Familie. Im Hintergrund sieht man den Berg. Links sieht man die Olivenbäume der Familie, dann folgt der große Kükenstall, dann folgt der Telefonmast für die Verbindung des Dorfes nach draußen und daneben das Haus von Sidans Familie und von weiteren Verwandten

Sidan war fast von Geburt an überall dabei. Anfangs haben ihn oft auch andere Frauen gestillt, wenn ich etwa im Kükenstall oder mit den weidenden Tieren beschäftigt war, doch schon bald wollte er immer mit. Eine seiner ersten Erinnerungen ist, dass alle Küken auf ihn zuliefen und er sich daran erfreute. Er liebte die Küken und hatte

später auch ein paar eigene Hühner, die (bzw. deren Eier) er schon verkaufte, bevor er in die Schule kam. Wenn Sidans Vater dann von der Armee nach Hause kam, war es endgültig um Sidan geschehen. Er schlief kaum und wollte immer mit, wenn sein Vater das Haus verließ.

Wenn ein Kind krank war oder schlecht schlief oder nachts weinte, wurden alle wach, zumindest die Geschwister, die unter derselben Decke schliefen. Oft hat es auch geregnet – das war nicht nur sehr laut, sondern es regnete auch ins Haus hinein, weil das Dach aus Lehm und Holz nicht so stabil war. Im Winter gab es keine Heizung und es wurde sehr ungemütlich und kalt im Haus. Zudem gab es kaum Lampen, eigentlich nur eine einzige Gaslampe – und auch die machte Sidan einmal kaputt: Als sein großer Bruder eines Abends Tauben mitgebracht hatte und Sidan davon erfahren hatte, hielt es ihn nicht in seinem Bett, weil er sie unbedingt sofort noch in der Nacht sehen und anfassen wollte. Dabei bekam die Taube in dem Trubel Angst, flog weg und erwischte dabei die Lampe, die daraufhin ersetzt werden musste. Alle älteren Beteiligten wurden bestraft, aber nicht Sidan, der das Chaos eigentlich verursacht hatte.“

Meine große Schwester Hadya erzählt über meinen ersten eigenen Hund

„Eine Familie, die wir kannten, hatte einen Hund, der trächtig war, und Sidan wartete die ganze Zeit auf die Babys. Als sie da waren, ist er zu dieser Familie hingegangen, hat der Mutter Essen gegeben und schnell ein Hundebaby in eine Tüte gesteckt. Meine Mutter wollte eigentlich nicht einmal einen Hund in der Nähe haben, geschweige denn im Haus. Aber dann brachte Sidan dieses Hundebaby einfach mit zu uns. Meine Mutter jagte ihn immer wieder nach draußen, aber Sidan wollte natürlich bei seinem kleinen Hund bleiben.“

Also durfte Sidan einen Tag und eine Nacht nicht nach Hause kommen, jedenfalls nicht, solange er nicht auf den Hund verzichten wollte. Sidan hatte natürlich Angst, dass seine Mutter seinen neuen Liebling umbringen oder ihn zurückbringen würde. Vor einer Strafe fürchtete er sich aber nicht. Das Hundebaby hatte sich schließlich irgendwo versteckt. In der Nacht fand Sidan es wieder und gab ihm erst einmal etwas zu essen und zu trinken. Dann ging er im Dunkeln nach Hause, aber seine Mutter sagte: „Wo hast du den Hund überhaupt her und warum schleppst du ihn einfach hier an? Wir wollten kein Tier.“

Sidan sollte den Hund letztlich zurückbringen und sich bei der Familie entschuldigen. Er tat auch so, also ob das geschehen sei – aber der Hund blieb bei ihm. Sidan stand morgens früh auf und fütterte ihn, während alle glaubten, dass er ihn zurückgebracht hätte. Er baute ein kleines Haus für den Welpen und versorgte ihn wochenlang mit Milch und Brot, das er beim Abendessen abzwackte. Er steckte sich das Brot dann in die Hosentaschen, weichte es in etwas Milch ein und gab es dem kleinen Hund. Irgendwann bekam unsere Familie natürlich mit, dass der Hund doch noch da war. Es gab wieder Prügel, aber das war es ihm wert, denn schnell war alles wieder gut und er durfte den Hund behalten, aber nicht direkt im oder vor dem Haus.

Ungefähr hundert Meter vom Haus entfernt baute Sidan für ihn eine kleine Hütte, besuchte ihn jeden Morgen und organisierte auch weiterhin irgendwie Essen für ihn, obwohl er das immer wieder klauen oder von seinem eigenen Essen abzwacken musste. Nach einiger Zeit hatte der Hund sich an Sidan und die neue Umgebung gewöhnt und er konnte ihn freilassen. Er kam dann natürlich auch zu uns ins Haus. Und ganz langsam begannen eigentlich alle, den Hund zu lieben und irgendwann haben ihm alle etwas zu essen gegeben. Das aber passte Sidan auch wieder nicht – er wurde eifersüchtig. „Was wollen sie plötzlich alle von meinem Hund, nach dem, was ich alles für ihn durchgemacht habe?“, fragte er sich. Selbst seine Mutter gewann den Hund lieb und gab ihm dann bald jeden Morgen Essen und mittags Reste.

Nach kurzer Zeit war es ein sehr braver und nützlicher Hund. Er lag jede Nacht bis morgens vor der Tür und beschützte uns. Und er hat sogar auf den Kükenstall aufgepasst: Wenn Füchse vom Berg kamen, sorgte der Hund dafür, dass sie sich dem Kükenstall nicht näherten. Wie konnte da noch irgendjemand etwas gegen den Hund haben?“

Meine große Schwester Huda erzählt über meine Kindheit

„In unserer Kindheit war unsere Familie arm und wir hatten nicht immer das, was wir brauchten. Beispielsweise fehlten uns feste Schuhe, um zur Schule zu gehen, oder sie waren kaputt. Oft taten die Füße weh. Das wurde erst besser, als wir den Laden hatten. Und unsere Familie war sehr groß. Niemand konnte sich um alles kümmern. Unser Onkel kaufte einmal Schuhe für alle, Jacken für alle, Hosen für alle. Nicht für einzelne Kinder – das war nicht nur



Oben: Maher (links), Huda (Mitte) und Sidan (rechts) – drei Geschwister auf einer Hochzeit in Solah, kurz vor dem Tod des Vaters (ca. 2004)

Rechts: Wenn schöne Frauen sich fotografieren lassen, muss Sidan natürlich dabei sein. Er weinte so lange, bis er die Brille seiner ältesten Schwester aufsetzen durfte



ein finanzielles Problem, sondern in den beiden Haushalten waren einfach ganz viele Kinder, sodass nicht alle individuellen Bedürfnisse ihren Platz hatten.

Sidan war das unruhigste Kind in beiden Familien. Meist war Sidan an Streitigkeiten schuld. Er spielte etwa in der Küche Fußball und der Ball landete im Essen oder flog gegen das Fenster oder gegen ein Bild an der Wand – er machte ziemlich viel kaputt und verursachte immer Chaos.

Manchmal klaute er seinen Geschwistern T-Shirts oder Hosen und schnitt sie dann für sich zu oder nähte sie um, damit er sie selbst tragen konnte. Bis wir das gemerkt hatten, war es meist schon zu spät. Und die Sachen waren danach einfach zu klein, als dass die anderen sie noch hätten tragen können.

Sidan war oft für Stunden im Kükenstall und wartete dort auf die Eier. Seine Mutter störte es sehr, wenn er den ganzen Tag bei den Hühnern war. Er hätte sich lieber auf die Schule konzentrieren oder die Schafe hüten sollen. Meine Familie hat das nie verstanden, aber mir war klar, dass er das tat, weil nur die Hühner ihn glücklich machten.

Prügel halfen bei Sidan nicht wirklich. Er bekam häufig Schläge, wenn er Unsinn gemacht hatte. Aber die Schläge waren ihm egal, solange er am Ende sein Ziel erreichte und irgendetwas durchgesetzt hatte. Oft ist er aber auch weggerannt und erst abends oder nachts wiedergekommen. Manchmal hatten sich dann alle schon beruhigt und er konnte ohne Schläge ins Bett gehen; aber manchmal wartete auch noch spät eine Tracht Prügel auf ihn.“

Meine große Schwester Xatun erzählt über meine Kindheit

„Ich kann mich gut daran erinnern, dass Sidan als Kind Brillen liebte. Er wollte am liebsten immer eine Brille tragen. Er hatte sowieso immer die stylischsten und besten Klamotten. Und manchmal hat er elegante Schuhe von seinem Vater bekommen, weil der ihn besonders mochte. Er hatte jedenfalls die besten Klamotten von allen Kindern im Dorf.

Für den Vater und die älteren Schwestern war Sidan ein besonderes Kind. Er hat immer geschrien, wenn er nicht bekam, was er wollte. Und er hat sich am Ende meist durchgesetzt, eben weil er unter dem Schutz des Vaters stand.

Meist war Sidan mit seinem Vater unterwegs – er hat ihn einfach überallhin mitgenommen. Allerdings hätte sich sonst jemand anderes den ganzen Tag um ihn kümmern müssen, damit nichts passierte. Oft ist er einfach zu anderen Kindern gegangen und schon gab es Ärger. Häufig hat er sich mit anderen geprügelt, aber er war sich immer sicher, dass er durch seinen Vater und andere Erwachsene geschützt war. Eigentlich musste immer einer ein Auge auf Sidan haben, um Schlimmeres zu verhindern. Manchmal hat der Vater zu einer von uns Schwestern gesagt: „Du musst heute nicht arbeiten, sondern dich nur um Sidan kümmern.“

Sidan liebte Hunde sehr. Als er älter wurde, musste er dann auf die Schafe und vor allem die Lämmer aufpassen. Ab und zu hat er die Schafe allerdings zu hart bestraft und sie dabei manchmal sogar verletzt, wenn sie ihm nicht gehorchten. Sie hatten dann einen kaputten Fuß einen oder angeschlagenen Kopf. Er hat es immer geleugnet, aber es war allen klar, dass er es gewesen war.

Sidan war wirklich immer mit Papa unterwegs, mal den ganzen Tag auf dem Traktor, mal irgendwo beim Geschäftemachen oder Einkaufen, mal bei

abendlichen Besuchen. Manchmal hat der Vater ihn für zwei Stunden irgendwo abgegeben, um ein Geschäft zu erledigen, bei dem er nicht dabei sein durfte. Dann musste Sidan ihm hinterher berichten, ob es ihm gut ergangen war.

Seine Mutter hatte immer Angst, dass ihm etwas passieren könnte, dass er beispielsweise vom Traktor fallen würde. Für meinen Vater war das selbstverständlich, dass Sidan auf sich aufpasste und nichts geschehen würde, aber meine Mutter hatte immer Angst, dass mein Vater nicht richtig aufpasste.

Manchmal war er bei Partys mit Erwachsenen das einzige Kind, weil er unbedingt mitwollte. Und Sidan hat schon als Kind immer getanzt. Partys machten ihn sehr glücklich. Papa hat oft dafür gesorgt, dass er mit durfte.

Als kleines Kind trank Sidan immer ohne Ende Wasser. Das war besonders der Fall, wenn er seine Sonnenallergie bekam: Wenn die Blasen der Sonnenallergie aufgesprungen waren, verteilte sich die Allergie noch weiter und der ganze Körper war übersät mit Pusteln. Er weinte dann viel und wollte immer nur Wasser trinken – ganz viele Flaschen. Er wollte immer noch mehr. Vielleicht war das eine Reaktion auf seine ersten Monate mit der großen Hitze und dem Hautausschlag. Er war auch später bei Hitze immer draußen, aber ihm ist auch schnell heiß geworden. Wenn die Sonnenallergie zurückkam, hat er dann noch mehr getrunken.

Als Sidan vielleicht acht Monate alt war, ist er durch die Wohnung gekrabbelt und hat sich dann am Tisch mit dem Fernseher hochgezogen und dabei so sehr daran gewackelt, dass der alte und schwere Fernseher auf seinen Fuß fiel. Sein Vater brachte ihn sofort zum Arzt. Es war zum Glück nichts gebrochen, aber der Fuß wurde dick, der ganze Körper war wochenlang blau, er konnte sich nicht richtig bewegen und sein ganzes Bein war geschwollen.“

Mein Vater stirbt

Ich habe meinen Vater früh verloren. Er starb im Sommer 2005, da war ich ungefähr acht Jahre alt. Ich bin bis dahin – wie schon berichtet – immer mit ihm mitgekommen, wenn er irgendwo hinfuhr, selbst bei wichtigen Terminen, bei denen eigentlich nur Erwachsene anwesend waren. Ich wurde richtig sauer, wenn ich nicht mit durfte. Dann habe ich mich in den Garten gelegt,



Sidans Vater in seiner üblichen Arbeitskleidung und mit traditioneller Kopfbedeckung



Dieses Bild zeigt Sidans Vater in der irakischen Militäruniform

mich mit Erde schmutzig gemacht und geschrien. Auch wenn ich krank war oder etwas ausgefressen hatte, war er immer für mich zuständig. Er hat mich als einziges von allen Kindern nicht geschlagen – er hat mich wirklich über alles geliebt. Ich bin sofort losgerannt, sobald ich hörte, dass der Motor seines Autos angeht. Manchmal habe ich mich im Auto versteckt und mich erst zu erkennen gegeben, wenn wir schon aus unserem Dorf raus waren.

Er hat Brunnen gebohrt und für die Stadt nach Wasser gesucht. Einen Brunnen hat er auch unweit unseres Hauses und einen anderen am Haus meines Onkels gebohrt. Beide dienten der eigenen Wasserversorgung. Und er hat viele Brunnen für die Stadt gebaut und damit viel Geld verdient. Er baute auch das große Haus, in dem unsere Familie und die meines Onkels wohnten. Er hat die Häuser selbst konzipiert und die Bauleitung übernommen. Die Steine brach er selbst im Berg, denn er mochte es, die Steine selbst auszuwählen, statt sie einfach zu kaufen. Und schon vor meiner Geburt hatte er den großen Kükenstall gebaut. Er war körperlich ein sehr starker Mann. Vielen armen Menschen hat er geholfen, zum Beispiel hat er Menschen ohne Auto zum Arzt gebracht oder sie beim Hausbau unterstützt.

Zwischendurch musste er sich manchmal im Berg verstecken, um nicht zu Saddam Husseins Armee einberufen zu werden. Denn mein Vater lehnte den Krieg ab. Ein Foto zeigt ihn in Uniform. Er war auch einmal im Gefängnis, weil er sich der Einberufung entzogen hatte. Es ging das Gerücht um, dass sie im Gefängnis alle umbringen würden. Doch während wir uns schrecklich um ihn sorgten, ist ihm noch am selben Abend die Flucht gelungen. Er hatte mit Nägeln so lange gekratzt, bis er die Zellentür aufbrechen konnte. Den Hunden gab er etwas Brot, sodass sie abgelenkt waren. Dann gelang es ihm, unbemerkt unter dem Zaun hindurch zu flüchten.

Morgens wachte ich auf und sah, dass mein Vater in seinem Bett lag. Ich habe gebuhelt, ihn umarmt und ihn ausgefragt, wie er rausgekommen war. Allzu viel hat er mir nicht verraten damals. Schnell musste er sich verstecken, denn schon bald kamen die Soldaten, um ihn zu holen. Aber sie fanden ihn nicht, obwohl sie sogar die Brunnen absuchten. Und es war nicht das einzige Mal, dass er ausbrach oder sich versteckte. Manchmal drückte er sich davor, zur Armee zu gehen, indem er irgendwelche Tabletten nahm, damit es ihm schlecht ging. Er wollte wirklich nicht in der Armee arbeiten, aber er konnte es sich ja nicht aussuchen. Auch die Verbindungen meines Onkels, der Politiker war, halfen manchmal, ihn schneller freizubekommen. Eine Woche lang kamen sie jeden Tag, um nach ihm zu suchen. Einmal war er sogar im Haus versteckt, hinter den Matratzen – da entdeckten sie ihn aber und nahmen ihn an Händen und Füßen gefesselt mit.

Seine Arbeit hier vor Ort war eigentlich nur etwas für die Erwachsenen, es waren nie andere Kinder dabei, nur ich. Die anderen Kinder mussten zu Hause bleiben oder, wenn sie älter waren, selbst arbeiten. Die Erlaubnis kam von meinem Vater und für alle war dann irgendwann klar, dass ich immer dabei war. Ich habe dadurch viel gelernt, viele Geräte und Maschinen kennengelernt. Als Kind habe ich manchmal die Pumpen einfach angestellt, weil ich das so spannend fand.

Auch auf dem Feld war ich dabei. Auf einem Pflug, der gleichzeitig kalkte, konnte ich improvisiert halbwegs gut sitzen. Und wenn das Loch mit Kalk verstopft war, musste ich mit einem Stein das Loch wieder durchlässig machen. Ich war vielleicht vier Jahre alt, aber bin stundenlang mitgefahren. Auch wenn es zur Gemüseernte ging, habe ich immer versucht mitzufahren. Oft hat mein Vater mich auch zu religiösen Festen mitgenommen. Dadurch habe ich viel über das Jesidentum gelernt.

Mein Vater kannte sich nicht nur mit Häusern, sondern auch mit Traktoren und Autos gut aus. Einmal sollte er sich auf Bitten seiner Schwester einen Traktor anschauen. Er fuhr also mit seinem roten PKW zu ihr. Dann kam ein Polizist zu seiner Schwester, die auch noch ihren Sohn dabei hatte. Dazu war noch ein weiterer Polizist aus der Verwandtschaft dabei. Ich durfte nicht mit, weil für mich kein Platz mehr war.

Kurz darauf überschlugen sich die Ereignisse und ich verstand zunächst fast gar nichts. Schnell verbreitete sich das Gerücht von einem Unfall. Ich wusste allerdings nicht, was passiert war. Plötzlich kamen aus allen Richtungen Menschen auf unser Haus zu, weinende Männer und schreiende Frauen. Das war zutiefst verstörend. Immer wieder bekam ich Wortfetzen mit, mal „Krankenhaus“, mal „Unfall“, mal „Tod“. Ich konnte all das nicht zuordnen, ich war ja noch ein Kind. Nie zuvor war ich mit dem Tod konfrontiert worden. Das ganze Dorf schien schon zu wissen, dass er gestorben war, aber ich war noch im Ungewissen.

Was war hier los? Das Wort „Nein“ war andauernd in meinem Kopf: „Nein, er ist nicht tot. Nein, er ist nicht weg. Nein, das kann nicht sein. Mein Vater ist ein Superheld, der stärkste und schlaueste Mensch den ich kenne. Nein, verschwindet hier alle, ich will euch nicht hier haben. Nein, nein, nein.“ Tief im Innern hoffte ich immer noch, dass er nur im Krankenhaus lag. Alle weinten und meine Gedanken verstummten immer mehr. Ich starrte gedankenlos vor mich hin.

Und dann kam er. Ich sah sein Auto. Sie hatten sich alle getäuscht. Papa ging es gut, dachte ich. Ich rannte zu seinem Auto und wich allen Händen aus, die mich aufhalten wollten. Ich wollte zu meinem geliebten Papa. Was ich dann sah, werde ich nie wieder aus meinem Kopf bekommen. Niemals zuvor hatte ich einen toten Menschen gesehen, aber mein Vater war nicht nur tot. Er war zerquetscht und blutüberströmt. Man konnte ihn fast nicht mehr erkennen. Es war so ein schrecklicher Anblick, der sich bis heute in meinen Kopf eingebrannt hat. Den Menschen, den ich so sehr liebte, so zu sehen, war mehr als grausam. Das war einer der schrecklichsten Momente in meinem Leben. Ich konnte gar nicht weinen. Mein Mund stand offen. Ich war schockiert und konnte nicht sprechen. Er hatte ja gesagt: Ich bin nur kurz weg und komme gleich wieder. Und jetzt hatte er das Versprechen nicht eingehalten – er war

doch ein Superman für mich. Jeder sagte, er sei tot, aber in meinem Kopf konnte das gar nicht sein: „Wie kann so ein toller starker Mann sterben? Er kann mich doch nicht allein lassen. Wenn es einen Gott gibt, wie kann so etwas passieren – ich habe doch gar nichts gemacht.“

Trotzdem wollte ich in seiner Nähe sein, aber sie hielten mich immer wieder davon ab. Immer mehr Menschen drängten sich in unser Haus hinein und versammelten sich um meinen Vater. Ich war so wütend, weil jeder zu ihm durfte, nur ich nicht. Meine größere Schwester brachte mich dann zur Ablenkung zu den Küken in den Stall.

Sie legten ihn dann in einen Raum und wuschen ihn. Draußen standen inzwischen Hunderte von Menschen – er war ja sehr bekannt im Dorf und in der Umgebung, hatte einen guten Ruf und hatte viel getan für die Leute. Alle waren sehr traurig und völlig schockiert. Zudem war sein Bruder als Politiker sehr bekannt. Es kamen dann sogar Menschen aus Mossul, die von seinem Tod gehört hatten. Alle kamen zusammen, so ist das bei uns, wenn jemand stirbt. Aber das war wirklich zu viel, auch wenn es gut gemeint war. Alle weinten, alle Frauen schrien. Viele haben versucht mich zu trösten. Sie wollten mich alle beiseite nehmen, schützen und vor dem Anblick bewahren.

Aber ich bin ihnen entkommen und wollte meinen Vater sehen und unbedingt in den Raum gehen, in dem er lag. Als ob ich noch einmal mit ihm reden oder in Kontakt treten könnte. Kurz bevor sie ihn abholten, wurde er zur Verabschiedung für die engste Familie aufgebahrt. Aber alle anderen standen drumherum und wollten ebenfalls zu ihm. Ich kam in seine Nähe, doch er war mit einem Tuch verhüllt. Meine Mutter kippte um, sie hatte nichts getrunken und immer nur geweint. Diese Bilder meiner trauernden Mutter und meiner älteren Schwester gehen mir nicht aus dem Sinn. Sie haben alle dauernd geschrien und geweint, ich war als einziger nur unter Schock und konnte zunächst gar nicht weinen.

Er wurde noch am selben Tag am Berg beerdigt. Dort liegt der jesidische Friedhof, auf dem die Toten unseres Dorfes traditionell begraben werden. Das bedeutet eine Stunde Anreise über eine fürchterliche Straße und am Ende noch ein weiter Fußweg. Der Unfall war mittags passiert – abends war er schon beerdigt, es ging alles sehr schnell. Und dann war er plötzlich weg.

Für mich war er bis dahin die wichtigste Person in meinem Leben gewesen. Niemand hat mich so behandelt oder geliebt wie er und so viel in mir gesehen. Ich musste ihm immer versprechen, dass ich meine Schule zu Ende bringe, weil er mich für sehr intelligent hielt. Er konnte selbst nicht zur Schule gehen und hoffte, dass zumindest ich eine gute Schulbildung bekommen würde. Dabei hatte er mich auch so gut wie möglich unterstützt, mich zum Beispiel oft hingebacht und abgeholt. Nur seinetwegen bin ich später überhaupt noch länger zur Schule gegangen, obwohl ich überhaupt keine Lust mehr hatte. Außerdem war er das Bindeglied unserer Familie. Er hatte alles unter Kontrolle und managte alles. Aber er war auch anstrengend. Er konnte vieles aushalten, aber wenn er wütend wurde, gab es kein Halten mehr. Dann ist er wirklich ausgerastet. Doch bis dahin war er sehr tolerant. Bis heute will kaum jemand in der Familie über seinen schrecklichen Tod reden – alle weichen dem Thema aus.

Später erst erfuhr ich, wie der Unfall passiert war. Sie hatten den Traktor schon gekauft und wollten nur noch bezahlen. Mein Onkel war müde, aber er sollte als Polizist mitkommen und fuhr das Auto. Mein Vater saß vorne auf dem Beifahrersitz. Es war noch vor dem Mittagessen. Das andere Auto, ein BMW, wollte mitten auf der Autobahn umdrehen. Sie kamen sehr schnell und fuhren in das auf der Autobahn wendende Fahrzeug seitlich hinein. Mein Vater war nicht angeschnallt und hatte wie so oft seine Waffe, ein sehr sperriges Maschinengewehr, aufrecht zwischen seinen Beinen vor sich stehen. Das hat sich dann quasi in seinen Bauch gebohrt. Mein Onkel, der Halbbruder meines Vaters und der Sohn seiner Schwester wurden aus dem Auto gezogen. Der Polizist, der das Auto fuhr, blieb sogar unverletzt. Mein Vater direkt daneben war aber so eingequetscht, dass sie ihn erst gar nicht bemerkt haben. Er hat höchstens noch eine halbe Stunde gelebt. Vermutlich war es mein Glück, dass ich nicht mit im Auto saß. Ich hätte sicherlich auf seinem Schoß gesessen und dann wären wir beide umgekommen.

Die anderen Insassen des Fahrzeugs haben alle überlebt. Sein Halbbruder fragte dann im Krankenhaus nach meinem Vater – sie hatten ihn offenbar wirklich übersehen, weil das Auto, dort, wo er saß, und auch er selbst so zerquetscht waren. Der BMW-Fahrer ist ebenfalls gestorben – er war natürlich schuld an dem Unfall. Mein Onkel kann sich bis heute an nichts erinnern, er war lange bewusstlos und kam erst nach zehn Tagen nach Hause, ohne vom

Tod seines Bruders zu wissen, und fragte nach ihm. Man sagte ihm zunächst, er sei noch im Krankenhaus. Erst als er wieder richtig klar war, erfuhr er die schreckliche Nachricht.



Das Wohnhaus der Familie
in Sidans Jugend

Wie ging es weiter? Den Kükenstall hatte er schon 1978 gebaut und seit 1981 hatte er eine große Kükenzucht betrieben. Seine Arbeit konnte kaum fortgeführt werden. Niemand kümmerte sich so richtig um die Tiere, um die Küken, um den Weizen – er hatte eben für alles gesorgt und das blieb jetzt liegen. So wurde der Kükenstall stillgelegt.

Wir wohnten damals zusammen mit der Familie meines Onkels in einem großen Haus. Mein dominanter Onkel hat mich eigentlich immer gerngehabt, mich begrüßt und geküsst, mir manchmal etwas Geld gegeben. Wenn es Ärger gab, hat er mich nie geschlagen. Manchmal dachte ich, er hat mich mehr geliebt als seine eigenen Kinder. Er nannte mich immer kleiner Vogel. Doch nach dem Tod meines Vaters kam es zunehmend zu Streitigkeiten – über ganz Alltägliches, aber auch über das Erbe. Meine Mutter wurde immer schlechter behandelt von meinem Onkel, der weiterhin in der irakischen Armee tätig war. Bald kam es zum offenen Streit und zu unserem Auszug. Wir zogen in ein unfertiges Haus, eigentlich war es ein Rohbau. Es sollte erst kurz vor dem Krieg ganz fertig werden. Das war eine chaotische Zeit.

So kam es, dass wir am Ende alles aufteilten. Unsere Familie bekam eine riesige Maschine zum Bohren von Brunnen, die wir letztlich verkauften. Den Erlös haben wir in den Laden gesteckt, den wir zusammen mit einem Cousin von mir eröffneten. Der Cousin war Geschäftsmann und hatte schon Erfahrung mit dem Handel. Er führte den Laden zunächst allein, während mein ältester Bruder noch bei der Armee war, um unsere Familie zu ernähren. Dann stieg auch er in den Laden ein, der schnell wuchs und sehr erfolgreich war. Unter anderem bekamen wir Lieferungen direkt aus China und konnten daher die meisten Produkte wesentlich billiger verkaufen als andere Geschäfte in der Stadt oder in der Umgebung.

Nach dem Tod meines Vaters wurde mir schnell klar, dass ich nun in vielen Dingen auf mich allein gestellt war. Das hatte auch Vorteile. Ich wurde früher selbständig und entwickelte einen starken eigenen Willen. Ich begann auch früh damit, mich selbst um meine Kleidung zu kümmern und einen eigenen Kleidungsstil zu entwickeln. Kleidung war mir wichtig und ich wollte immer besonders aussehen, gern auch ein bisschen exotisch, immer sauber und möglichst stylisch. Schon als Kind habe ich gern Hemden getragen und oft lange für ein besonderes Hemd gespart – das war dann ein Geschenk an mich selbst. Mein rotes Hemd habe ich mir extra in Shingal für eine Hochzeit gekauft. Ich habe den ganzen Tag danach gesucht. Ich war stolz darauf und habe es oft getragen – Rot war immer schon meine Lieblingsfarbe. Auch mein Fahrrad war rot. Kurz vor dem Krieg habe ich in Dohuk handgemachte Schuhe gekauft, auf die ich ebenfalls sehr stolz war. Die sind allerdings später leider im Berg geblieben.

Nach dem Tod meines Vaters musste ich etwas machen. Ich wollte Geld verdienen – auch für meine Unabhängigkeit. Das Geschäft mit den Hühnern reichte mir nicht mehr. Denn ich wollte aus diesem Loch rauskommen. Mit meinem besten Freund Azad habe ich oft überlegt wegzugehen – am besten heimlich. Wir malten uns aus, in der Türkei unerkannt zu arbeiten und dann weiter nach Europa zu kommen, ohne dass die Familie irgendwas davon mitbekommen würde. Jahrelang war das unser Traum.

Ich habe dann Kupfer gesammelt, vor allem im alten Kükenstall, den meine Familie nun als Lager für alles Mögliche nutzte. Dazu habe ich mich in unserem Olivenhain versteckt. Durch eine ganz kleine Öffnung habe ich mir dann Zugang zum Gebäude verschafft und dort Kupfer aus den Kabeln geholt. Meine Verwandten bemerkten das lange nicht. Erst als auch andere Kinder das gemacht haben, wurde das Gebäude besser gesichert, aber ich bin doch weiter irgendwie reingekommen. Aluminium habe ich ebenfalls gesammelt und es nach Gewicht verkauft, nicht ohne noch ein paar Steine zwischen die Töpfe zu legen, damit es mehr Geld gab. Ich brauchte das Geld, ich wollte eigenes Geld verdienen – für meine Unabhängigkeit, jetzt, ohne meinen Vater ...

Auch meine Familie fragte sich, was ich nun tun sollte. Ich bekam ein paar Schafe, die ich halten sollte. Mit denen ging ich weiter vom Haus weg, damit ich etwas mehr Ruhe hatte. Die Zeit habe ich zum Geschäftemachen genutzt. Ein Haus war gut einen Kilometer von uns entfernt. Dort gab es eine

Stromleitung von einer Firma zu mehreren Häusern in der Nachbarschaft. Das war ein sehr, sehr dickes Stromkabel, der einzige Anschluss für viele Häuser. Beim Schafe Hüten bin ich an diesem Kabel häufig entlang gegangen und mit der Zeit entwickelte ich einen Plan. Es dauerte zwei Monate, bis er stand und ich die Ausrüstung dazu hatte.

Um ihn in die Tat umzusetzen, hatte ich einen kleinen Jungen dabei, der mir helfen sollte. An zwei Stellen wollte ich das Kabel durchtrennen, um knapp hundert Meter Kabel zu gewinnen. Nach dem Abschneiden wollte ich das Kabel verbrennen, sodass nur das Kupfer übrigblieb, so mein Plan. Am Ende wäre ich mit einer Kupferspule nach Hause gekommen und ich wollte noch ein paar Steine einbauen, aber die Gelegenheit ergab sich letztlich nie, weil immer Menschen in der Nähe waren. In der Nacht wäre es einfacher gewesen, doch da hatte ich allein Angst. Irgendwann habe ich dann doch ziemlich planlos angefangen und einfach mit einem Stein versucht das Kabel freizulegen. Denn nirgendwo war eine Schraube locker oder das Kabel gut zugänglich. Es gab auch keinen Strom, um zu sägen – sonst hätte ich mir eine Metallsäge mitnehmen können. Ich war ja noch jung und hatte noch nicht so viel Kraft. Als ich mit dem Stein am Graben war, hat mich allerdings ein kleiner Junge gesehen und verpiffen. Sie sind hinter mir hergerannt und ich musste weglaufen.



Ein Freund, mit dem man
Kabel klauen kann...

Über Stromschläge habe ich damals gar nicht nachgedacht. Ich hätte natürlich sterben können, wenn ich wirklich mit einer Axt oder Metallsäge das Kabel durchgetrennt hätte, wer weiß. Ich war mir der Gefahr überhaupt nicht bewusst. Ich wäre vermutlich sofort tot gewesen. Doch mir war alles egal. Mein kleiner Helfer und ich haben uns dann im Olivenhain versteckt – erst im Dunkeln bin ich nach Hause gegangen. Ich wusste, was mich erwartete. Die Leute hatten mich ja erkannt und mir war klar, dass sie zu meiner Familie

gehen würden. Und es gab richtig Ärger. Meine Familie hatte gesagt, dass ich ja noch ein Kind sei und sie hatten sich entschuldigt und den Vorfall mit Geld gelöst. Ich kam dann nach Hause und sah durch das Fenster, dass alle beim Abendessen saßen. Ich traute mich nicht reinzugehen und blieb gegenüber stehen. Dann kam meine Mutter heraus. „Komm rein, es gibt Abendessen.“ – und es war alles wieder gut.

Doch mein Bruder hat mich abends mit einem Kabel windelweich geschlagen, damit ich das nie wieder mache. Ich konnte zwei Wochen nicht zur Schule gehen. Das hat sich natürlich schnell im ganzen Dorf rumgesprochen, dass ich das Kabel der Nachbarn klauen wollte. Das hat sehr lange angehalten. Ich habe mich vor der betroffenen Familie geschämt – wir haben uns ja oft wiedergesehen – und ich kam mir vor wie ein Verbrecher. Und dann hatte mein Plan noch nicht einmal geklappt.

Natürlich habe ich mich später gefragt, wie ich das eigentlich tun konnte: die eigenen Nachbarn ärgern, ihnen Kabel klauen wollen, auf die sie angewiesen waren. Es war mir schon damals sehr peinlich im Ort – und es gab viel Gerede. Warum habe ich das also gemacht? Es ist keine Entschuldigung, sondern eher eine Erklärung, die ich geben kann: Aus meiner Sicht habe ich das Geld damals wirklich gebraucht – für meine Freiheit und Unabhängigkeit. Langsam verzeihe ich mir die vielen Sachen, die nicht okay waren. Alles hat seine Gründe. Ich hatte diese Sehnsucht nach dem Leben. Ich wollte anders leben – frei leben. Ich wollte auf eigenen Beinen stehen und mich auf diese Weise selbst retten. Zumindest zu diesem Beweggrund stehe ich inzwischen hundertprozentig – und der ist mir auch nicht mehr peinlich. Später habe ich dann ziemlich schnell viel Unabhängigkeit erreicht, schneller als viele andere Geflüchtete. Heute mache ich meine Geschäfte natürlich anders und versuche „wie ein normaler Mensch“ mein Geld zu verdienen. Aber schlau sein darf man doch, oder?

Meine älteste Schwester Khoche stirbt auch

Meine älteste Schwester war die Erstgeborene der Familie. Sie war sehr hübsch und für ihre Schönheit im Dorf berühmt. Sie hieß Khoche – übersetzt Pfirsich auf Kurdisch. Auf ihr lastete sehr viel Druck, vor allem von meinem Vater und meinem Onkel, sodass sie nicht machen konnte, was sie wollte. Sie musste viel arbeiten und hatte nur wenige Freiheiten. Irgendwann wurde

es Zeit zu heiraten und sie war auch verliebt in jemanden. Aber mein Onkel und mein Vater haben sich eines Nachts getroffen und beschlossen, sie ihrem Cousin zu geben. Und die Cousine sollte meinen Bruder Dlo heiraten. Damit wurde eine Hochzeit im eigenen Haus von vier Personen vereinbart, die miteinander von Kind an groß geworden sind.



Links: Sidans verstorbene Schwester Khoche auf ihrer Hochzeit. Links unten: Sidan mit dem Sohn seiner verstorbenen Schwester kurz nach dessen Ankunft aus dem Irak in den Niederlanden – ein Wiedersehen nach sieben Jahren. Rechts: Sidans Schwester Khoche mit ihrer Schwester Hadya als Braut an ihrem Hochzeitstag



Das haben sie in jener Nacht so beschlossen und besiegelt. Um 1 Uhr nachts hat meine Schwester von ihrer Verlobung erfahren und ist sofort einfach abgehauen. Sie hat geweint und geschrien. Meine Familie hat sie mit Autoscheinwerfern gesucht, aufgelesen und nach Hause gebracht. Sie hat weiter geschrien und mein Vater hat auch geweint – die Heirat war wohl nicht seine Idee. Als mein Bruder Dlo und sie weinten, weinte er jedenfalls auch. Schließlich nahm Khoche eine Zigarette meines Vaters, obwohl Frauen bei uns damals gar nicht rauchten. Sie saßen lange zusammen.

Sie und unser Cousin waren danach lange verlobt und es ist nichts weiter geschehen. Sie sollten heiraten, aber es kam nicht dazu. Dann ist mein Vater

gestorben. Etwa ein Jahr später – nach dem Ende der Trauerzeit – kam es zur Doppelhochzeit. Es war eine schöne Feier. Meine Schwester bekam dann zwei Kinder. Oft, wenn ich freihatte, bin ich zu ihr gegangen und habe dort mit ihr zu Mittag gegessen. Ich habe viel Zeit mit ihr verbracht. Sie war oft traurig und still und hat nicht über ihre Gefühle geredet. Sie hat mich zwar ermutigt, nicht so früh zu heiraten und von hier wegzugehen, aber über ihre eigenen Gefühle hat sie nicht mit mir geredet. Ich spürte jedoch, dass sie unglücklich war. Meine Schwester war wirklich eine wunderschöne Frau. Sie war immer ein glücklicher Mensch und ein Sonnenschein gewesen. Doch nach der Hochzeit hatte sie das Glitzern in ihren Augen verloren, ebenso ihr herzliches Lachen.

Sie war eine tolle Mutter und hat sich liebevoll um ihre Kinder gekümmert, aber im Innern war sie offenbar tief verzweifelt. Auch heute noch mache ich mir sehr oft Gedanken darüber. Warum haben sie das getan? Sie wussten damals, dass sie in einen anderen Jesiden verliebt war und trotzdem einigten sie sich auf diese Hochzeit. Die eigene Großfamilie hat ihr Leben zerstört, das ihrer Kinder und natürlich auch das unserer Familie, vor allem das meiner Mutter. Meine Mutter so zu sehen, war schrecklich. Ich glaube, der Verlust von Khoche war für sie noch schlimmer als der Verlust ihres Mannes. Sie war am Ende ihrer Kräfte – mental wie auch körperlich.

Was haben sie sich dabei gedacht, eine Person zu zwingen, eine Ehe mit jemandem einzugehen, den sie nicht liebt? Ein Leben mit jemanden zu verbringen, für den sie keinerlei Gefühle entwickeln kann? Haben sie sich jemals Gedanken über meine Schwester gemacht, wie sie sich dabei fühlte und was in ihr vorging? Das hat nichts Menschliches, selbst Tiere dürfen sich ihre Partner aussuchen. Ich weiß, das ist immer noch in vielen Ländern so, aber ich verurteile das zutiefst. Ihr Tod war einfach nur unnötig.

Im Frühsommer 2012 – meine Schwester war 26 Jahre alt, etwa so alt wie ich heute – ging ich eines Mittags so zwischen 13 und 14 Uhr zu ihr. Sie war schon zwei Tage ganz komisch und sogar mir gegenüber unfreundlich gewesen, was sonst eigentlich nie passierte. Als ich bei ihr ankam, ging sie weg und tat beschäftigt, sodass ich unverrichteter Dinge heimging. In dieser Zeit war der Bruder ihres Mannes, gleichzeitig mein Cousin, Soldat. Er hatte im selben Haus ein Schlafzimmer mit seiner Frau. Meine Schwester ging dann offenbar

in sein Zimmer, nahm seine Pistole, ging damit in ihr eigenes Schlafzimmer, schoss sich ins Herz und tötete so sich selbst.

Wir wollten im anderen Haus gerade zu Mittag essen, als wir den Schuss hörten, und rannten sofort zu ihr. Ich versuchte in den Raum zu kommen, aber auch dieses Mal ließen sie mich nicht rein. Ich sollte das nicht sehen, obwohl ich nun schon etwas älter war. Letztlich wartete ich vor der Haustür, bis sie sie ins Auto trugen, um sie zum Arzt zu bringen. Im Krankenhaus in Shingal wurde dann ihr Tod festgestellt. Danach schaffte ich es in das Zimmer und sah meine Schwester dort blutüberströmt liegen. Ich war sehr entsetzt. Die Platzwunde am Kopf war deutlich zu sehen – sie war nämlich zusätzlich noch unglücklich gestürzt – und auch die Schusswunde in ihrem Herzen war zu erkennen. Ihr Herz hatte so gelitten, dass sie sich lieber dort hineingeschossen hatte als weiter zu leben – das waren meine Gedanken. Wieder war ich nur völlig schockiert und konnte nicht weinen.

In dem Moment, als ich sie sah, wusste ich, dass sie tot war, auch wenn ich es da noch nicht wahrhaben wollte. Wieder ein Familienmitglied. Wieder kamen die Bilder von meinem Vater hoch – ich hatte das gerade erst verarbeitet und jetzt hatte ich auch noch meine Schwester verloren. Wieder fiel ich in eine Art Schockstarre, so wie bei meinem Vater und wieder haben sie versucht mich von ihr fernzuhalten. Ich stand also da und starrte vor mich hin und da realisierte ich: Es würden wieder viele weinende Männer und schreiende Frauen kommen. Es würden wieder sieben Tage lang Menschen um mich herum sein. Es war schon alles bei meinem Vater so schlimm gewesen, und es würde auch jetzt wieder schlimm werden. Der einzige Unterschied war, dass all diese Dinge, die nun passieren würden, bei meinem Vater neu für mich gewesen waren. Bei Khoche wusste ich, was nun geschehen würde.

Und tatsächlich kamen bald schon wieder aus allen Ecken die Nachbarn und Verwandten angefahren und herbeigelaufen. Bei uns ist es ja so, dass Tote noch am selben Tag beerdigt werden, außer sie sterben nachts. Innerhalb von ein paar Stunden werden die Personen gewaschen, in ein weißes Tuch gewickelt und dann auch schon begraben. Mir persönlich geht das zu schnell. Man hat noch nicht mal im Ansatz die Möglichkeit, zu verarbeiten, was geschehen ist. Im Falle meiner Schwester kam noch dazu, dass sie zur Obduktion zu einem Spezialisten nach Dohuk gebracht werden musste, um festzustellen, ob

sie umgebracht worden war oder ob sie sich selbst umgebracht hatte. Offenbar ist sie im Fallen mit ihrem Kopf auf eine Kommode gestürzt, sodass sie vermutlich durch die Kopfverletzung sehr schnell gestorben ist. Nach vielen Stunden kamen sie aus Dohuk zurück und hatten meine Schwester dabei. Jetzt erst wurde mir klar, dass sie wirklich tot war und dass es keinerlei Hoffnung mehr gab.

Es gab keinen Abschiedsbrief und niemand wusste genau, warum sie sich umgebracht hatte. Aber ich glaube, sie hat es getan, weil sie unglücklich mit ihrem Leben war. Sie kam in dasselbe Haus zurück, in das die Leiche meines Vaters gebracht worden war. Wieder versammelten sich dort haufenweise Leute, die schrien und heulten. Ich konnte nirgendwo hin, wo ich keine Schreie mehr hören konnte. Es gab keinen ruhigen Raum für mich. Es war schrecklich. Ich hatte gerade den Tod meines Vaters verarbeitet und nun meine Schwester. Gut zwei Jahre später kam der Krieg – eigentlich kam ich nie zur Ruhe.

Meine erste große Liebe und mein bester Freund Azad

Für einige Zeit, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, bin ich immer wieder mit meinem damaligen besten Freund Azad nach Tal-Azir gefahren. Das ist ein Ort, an dem überwiegend Jesiden wohnen. Da hätten wir damals alleine gar nicht hingedurft – es war ganz schön weit weg. Ich habe dann



Sidan und Azad vor dem Krieg
(ca. sechzehn und siebzehn Jahre alt)

einfach immer die Schuhe in meine Ärmel getan und die feinen Ausgehshachen unter die Jacke gesteckt. Dann sind wir in unseren Olivenhain gegangen und haben uns dort umgezogen. Unsere Alltagskleidung haben wir unter einem Baum versteckt – und schon waren wir ausgehertigt. Bei Azad war es einfach – normale Schuhe und T-Shirt. Er hat oft ewig auf mich gewartet, denn ich wollte mich richtig stylen. Außerdem musste ich erst eine gute Gele-

genheit abpassen, um das Haus zu verlassen. Wir sind dann immer ungefähr eine halbe Stunde zu Fuß gelaufen bis zur großen Straße und haben dort gewartet, bis uns jemand nach Shingal mitnahm. Manchmal ging es schnell, manchmal haben wir aber auch stundenlang gewartet, bis ein Auto für uns anhielt. Von Shingal aus mussten wir dann noch einmal anderthalb Stunden fahren, um nach Tal-Azir zu kommen.

Azad ist fast immer mit mir nach Tal-Azir gegangen, obwohl er nicht viel davon hatte. Er war selbst schüchtern und zurückhaltend und hat von sich aus nur wenig gesprochen. Aber wir haben uns richtig gut verstanden. Mit ihm konnte ich am besten über meine Gefühle reden. Und er ist immer bereitwillig mitgegangen, wenn ich versuchte, ein Mädchen kennenzulernen oder zu treffen.

Meist sind wir nach Tal-Azir hingefahren, wenn wir gehört haben, dass eine Hochzeit oder eine Feier stattfand. In diesem Dorf waren die Leute anders. Ich fand sie offener und Azad und ich fühlten uns dort frei. Auch die Mädchen waren anders. Man konnte sie auf der Straße oder bei der Hochzeit ansprechen und sich ein bisschen unterhalten. Es kam mir dort jedenfalls alles viel freier vor. Vielleicht hatte das mit den Explosionen von 2007 zu tun.

Denn was man über Tal-Azir wissen muss: Am 14.08.2007 war es dort gegen 19 Uhr zu Attentaten gekommen. Drei LKWs, die mit zahlreichen geladenen Waffen, Geschossen und weiteren Metallgegenständen beladen waren, gingen an drei verschiedenen Stellen im geschlossen bebauten Bereich des Ortes in die Luft. Es handelte sich um geplante und fast gleichzeitig stattfindende Selbstmordattentate IS-naher Kräfte, die sich bewusst gegen dieses von Jesiden bewohnte Dorf richteten. Im Umkreis von mehreren Hundert Metern gab es dadurch viele Tote, erhebliche Schäden und ganze Häuser waren zerstört. Das Haus eines guten Freundes von mir aus Münster, der aus diesem Dorf kommt, war einen Kilometer entfernt und dennoch war es an Dach und Fenstern beschädigt. Ich habe diese Details auch erst von ihm, also Jahre später, erfahren, da meine Familie mich einmal mehr schonen wollte.

Dieser Freund war damals erst elf Jahre alt und erinnert sich bis heute an jedes Detail. Er rannte nach den Explosionen zum Ort des Geschehens und war völlig schockiert. Er erzählte mir, wie er vor Schock fünf Minuten wie

angewurzelt auf der Stelle stand. Überall lagen Beine und Hände herum. Ein Jahr später hatte er noch immer Angst, sobald es nur etwas windiger war. Bis heute träumt er von diesen schrecklichen Momenten und wird sie wohl sein Leben lang nicht vergessen. Es waren ganz normale lange LKWs, die keinen Verdacht erregten. Wir haben die Explosion damals bis in unser Dorf gehört, aber uns zunächst nichts dabei gedacht. Als einige meiner Familie dorthin fuhren, haben sie mich nicht mitgenommen. Aber ich war dann später da und alle sprachen darüber. Sie haben lange die Knochen und Gliedmaßen von Menschen gesammelt und versucht, sie zuzuordnen. Die Jesiden sagen inzwischen: Die meisten Kriege sind im August – warum auch immer.

Aber damals war Tal-Azir für mich vor allem ein Ort, um etwas zu erleben. Ich kannte dort ein Mädchen namens Sirin. Eigentlich wollte ich in dieser Zeit nur wegen ihr da hin. Ich war jung – der Ort war weit weg. Aber wir mussten aufpassen, dass uns ihre Familie oder irgendwelche Bekannten nicht zusammen sahen, denn ein Junge und ein Mädchen dürfen sich bei uns nicht einfach so treffen, auch wenn sich diese strengen Regeln inzwischen etwas gelockert haben.

Einmal haben Azad und ich es allerdings nicht bis zu Sirin geschafft. Es gab dort Brunnenbohrlöcher mit schmutzigem Wasser drin. Ich wollte über so ein Loch springen, nahm Anlauf, bin aber trotzdem voll darin gelandet. Ich war total verdreckt – meine schönen Sachen waren schmutzig geworden. Azad hatte mein Malheur mitangesehen und wollte nicht denselben Fehler machen. Ich wollte allerdings weiter gehen und animierte ihn, ebenfalls zu springen. Ich sagte zu ihm: „Wenn du ein Mann bist, schaffst du das.“ Das wirkte. Aber er schaffte es ebenfalls nicht, sondern landete mit Händen und Füßen im Matsch. Also war unser Date buchstäblich ins Wasser gefallen, denn so konnten wir uns nirgendwo mehr sehen lassen. Uns blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu laufen. Daheim habe ich still und heimlich den Dreck abgewaschen und habe mich zurück ins Bett verkrochen.

Meine erste große Liebe war aber Rosa. Das war noch vor der Zeit in Tal-Azir. Sie wohnte in Skafta, ein kleiner Ort, der ebenfalls zur Gemeinde Solah gehört, also nicht ganz so weit entfernt wie Tal-Azir, aber immer noch etwa eine Stunde zu Fuß. Sie machte sich gerade fertig und wollte zu einer Hochzeit gehen, als ich sie im Bad – durch das offene Fenster – entdeckte. Ich sah von draußen ihr Gesicht – und das war ein magischer Moment. Sie lächelte mir zu, ich lächelte

zurück. Ich war verliebt auf den ersten Blick. Ich habe ihr dann einen Brief geschrieben, dass ich sie mag und gern kennenlernen möchte. Wir haben uns öfter von weitem gesehen. Ich habe ihr dann die Nummer von Azad gegeben – denn ich hatte noch kein eigenes Handy. Sie hat sich aber nie gemeldet. Es dauerte wochenlang. Dann habe ich ihr über einen anderen Freund einen Zettel mit einer Nachricht zukommen lassen. Ich habe ihr gesagt, dass ich sie sehr mag und verrückt nach ihr bin. Nach einiger Zeit kam eine Nachricht zurück. Sie mochte mich auch! Und irgendwann rief ich sie vom Handy eines Freundes an und wir konnten endlich miteinander sprechen.



Nicht nur das Bild ist romantisch aufgenommen. Auch Sidan hatte mit dreizehn schon seine erste Liebe gefunden – Rosa...

Danach haben wir angefangen, uns zu treffen. Sie saß dann vielleicht auf dem Dach des Hauses ihrer Familie oder ging gerade einkaufen, sodass wir uns kurz sehen konnten. Eine Zeit lang bin ich zwei- bis dreimal pro Woche mit Azad dorthin gegangen und war immer sehr schick angezogen. Rosa war sehr hübsch und viele warfen ein Auge auf sie. Doch auch sie wollte nur mit mir in Kontakt sein, musste aber sehr vorsichtig sein. Doch mit der Zeit haben die Menschen in Skafta gemerkt, dass da was laufen könnte zwischen uns. Menschen aus ihrer Großfamilie haben dann versucht zu verhindern, dass wir uns sehen. Dabei waren sie eigentlich ohne Grund gegen unsere Freundschaft.

Irgendwann hat ihr Vater sie regelrecht eingesperrt, wenn er wusste, dass ich im Dorf war. Dann habe ich von Leuten aus ihrer Großfamilie klare Ansagen bekommen, ich sei im Dorf nicht mehr erwünscht und ich solle nicht mehr dorthin kommen. Ab diesem Zeitpunkt wurde es aber erst richtig interessant und reizvoll für mich dorthin zu gehen, so bin ich nun mal. Oft haben uns ihre Cousins beleidigt und Streit gesucht. Wir haben das ignoriert und versucht, Rosa trotzdem zu treffen. Es gab aber auch Menschen in ihrem Dorf, die uns dafür gefeiert haben, dass wir uns nicht haben abschrecken lassen. Schließlich haben wir auch einiges an Geld in Skafta gelassen – in diesen kleinen Läden, die alles Mögliche verkaufen und in denen wir etwas für sie gekauft haben. Aber es wurde immer schwieriger sie zu treffen.

Neben ihr wohnte ihre Tante, deren Sohn ich kannte. Er hat mir oft geholfen sie zu treffen. Wir konnten nämlich nie direkt zur ihr gehen. Vorne am Ortseingang gab es einen Kiosk. Da saßen oft Verwandte von Rosa. Wenn sie uns kommen sahen, haben sie der Familie Bescheid gesagt und Rosa wurde weggesperrt. Daher konnten wir nie direkt in den Ort gehen, sondern mussten einen großen Umweg Richtung Berg machen, um von der anderen Seite in den Ort zu gelangen. Irgendwann fing ich an, immer von der anderen Seite ins Dorf zu kommen und bin direkt zu ihrer Tante gegangen, um mich dort zu verstecken. Denn auch ihre Tante hat mich unterstützt. Rosa ging dann heimlich zu ihrer Tante und ich konnte zumindest für eine halbe Stunde bei ihr sein. Endlich habe ich sie aus der Nähe gesehen und wir haben überlegt, wie wir uns treffen können. Azad musste vor der Tür Schmiere stehen, manchmal auch ein Cousin von ihr. Wenn der Vater oder der Bruder kam, sind wir wegelaufen, natürlich nicht gemeinsam. Aber selbst wenn wir mal kurz unsere Ruhe hatten, war es nie richtig entspannt. Oft zitterten wir beide und hatten Angst erwischt zu werden. Körperkontakt war praktisch unmöglich. Ich habe sie nie berührt, nur einmal auf die Wange geküsst, mehr nicht.

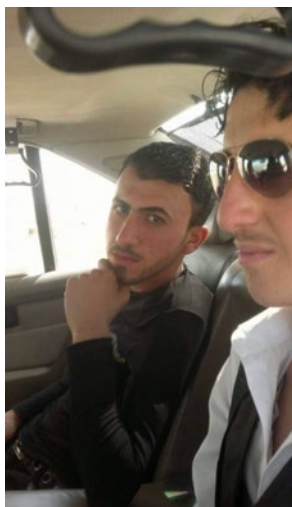
Manchmal konnten mein Freund Azad und ich heimlich zu dritt mit Rosa telefonieren. Sie hatte dann das Handy zwischen den Brüsten und den Kopfhörer unter dem Kopftuch. Sie konnte nur zuhören, was wir beiden Jungen erzählten, und sie durfte selbst nicht reden. Ich habe dann oft für sie gesungen oder ihr Geschichten erzählt. Sie hatte kein eigenes Zimmer und auch kein eigenes Handy, doch ich hatte ihr ein altes kleines Handy gekauft, mit dem man aber nur telefonieren konnte – das nutzte sie dann für diese gelegentlichen Gespräche.

Uns war es wichtig, uns zu sehen und zu genießen, dass wir miteinander sprechen konnten. Insgesamt ging das etwa fünf Jahre so. Es war die ganze Zeit schwer, auch nur einen Brief zu schreiben, geschweige denn sich zu treffen. Und ich wollte nicht so früh heiraten. Sonst hätte ich sie irgendwann einfach zur Frau nehmen können. Wir waren immerhin in der gleichen Kaste. Aber wir waren beide noch sehr jung. Und ich hatte andere Ziele im Leben. Ich wollte damals schon weg aus der Region Shingal, am liebsten nach Deutschland. Und dann kam schließlich noch der Krieg dazwischen. Dadurch haben wir uns leider für immer aus den Augen verloren.

Aber die erste Liebe vergisst man nie. Erst später sollte ich lernen, dass Liebe und Gefühle eine viel größere Bedeutung im Leben haben. Auf meiner langen Reise aus dem Krieg über die Türkei nach Deutschland traf ich immer wieder auf die Liebe. Manchmal nur für einen Augenblick, manchmal etwas länger. Mal war es einfach, mal kompliziert, aber immer wieder überraschend. Später, als ich in Deutschland angekommen war, lernte ich viele Arten von Liebe kennen, auch körperlich. Ich habe nie wirklich danach gesucht oder viel erwartet – es ergab sich einfach so. Aber dann hat mich die große Liebe doch noch gefunden und es hat mich nach ein paar Jahren in Deutschland so richtig erwischt ...

Chillen mit Azad

Azads Vater besaß einen Kiosk in Solah, er war aber in der Armee tätig. Daher trug Azad als sein ältester Sohn an vielen Tagen quasi allein die Verantwortung für den Kiosk in unserem Dorf. Das hatte den großen Vorteil, dass wir uns Tag und Nacht dort aufhalten konnten. Ich fuhr häufig direkt zu ihm, wenn ich im Laden in Shingal fertig war. Meine Familie wollte das meistens nicht, weil es häufig spät wurde und wir natürlich nicht nur sinnvolle Dinge taten. Abends war der Strom oft abgeschaltet und es kamen nur wenig Kunden – wir hatten also unsere Ruhe und konnten reden und chillen. Ich durfte dort auch immer essen und trinken – er war ja der Chef im Hause. Wenn einer von uns Geld hatte, haben wir das immer geteilt. Genauso war es mit Azads Handy, denn ich hatte damals noch kein eigenes – auch hier befürch-



Links: Sidan und Azad vor dem Krieg. Rechts: Azad und Sidan in Festkleidung auf dem Weg nach Tel Azir zur Angebeteten

tete meine Familie anscheinend das Schlimmste. Aber Azads Handy konnte ich fast wie mein eigenes nutzen und ich hatte ja ohnehin keine Geheimnisse vor ihm. Wir haben quasi zusammen gelebt, kann man fast sagen. Und ich hatte immer einen Ort, wo die Familie und andere Erwachsene keinen direkten Zugriff auf mich hatten. Ich fühlte mich frei bei ihm. Mit ihm habe ich auch über meine ersten Gefühle für Frauen geredet. Er musste sich das alles anhören – und oft auch mitkommen, wenn ich sie treffen wollte. Außerdem konnte meine Familie nicht wirklich etwas dagegen haben, schließlich waren schon unsere Väter eng befreundet.

Mit ihm habe ich auch zum ersten Mal Alkohol getrunken. Das war in meinem Alter natürlich streng verboten. Mein ältester Bruder Dlo und meine Mutter haben mir das immer wieder gesagt. Aber das erhöhte nur den Reiz – und es begann gleich mit Whisky. Ich war das natürlich nicht gewohnt und kannte leider nicht das richtige Maß. Ich habe wahrscheinlich eine 0,2-Liter-Flasche geleert. Jedenfalls kam ich spät nach Hause, war völlig fertig, wollte mich einfach nur hinlegen und schlafen, aber mein Bruder merkte sofort, dass irgendwas mit mir nicht stimmte. Und dann bekam es auch noch meine Mutter mit. Sie beschlossen, mich unter den Trinkwassertank zu stellen und kaltes Wasser über meinen Kopf laufen zu lassen. Mein Bruder verprügelte mich dann zusätzlich mit einem Schlauch. Meine Mutter hat wohl Schlimmeres verhindert – er war richtig wütend. Das war die schlimmste Tracht Prügel meines Lebens. Da war ich vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt.

Danach haben wir etwas besser aufgepasst, nicht so viel getrunken und den Alkohol einfach in eine Colaflasche gegossen oder andere Tarnungen gewählt. Im Kiosk kauften oft auch Muslime heimlich Alkohol, die sich in Shingal nicht trauten. Er war in den jesidischen Dörfern in der Umgebung ohnehin besser zu bekommen. Manchmal schlief ich auch bei Azad oder wir gingen über die Dächer des Hauses seiner Familie rüber zu den Nachbarhäusern und schliefen irgendwo bei einem Onkel oder einer Tante von ihm, was morgens dann ein großes Hallo gab, als sie uns in den Betten fanden. Wir fühlten uns frei und unbeschwert, wenn wir zusammen waren. Ich war dadurch oft nicht zu Hause, das passte meiner Familie nicht, aber sie gewöhnten sich daran.

Manchmal sind wir abends rausgegangen und haben die Nachbarn geärgert – nur zum Spaß. „Sidan hat es provoziert und ich musste dann mitspielen“, sagt

Azad dazu. Ich wünschte mir immer ein Megaphon, damit ich meine Nachbarn laut beschallen könnte. Das hat zum Glück nie geklappt. Azad erzählt weiter: „Die Ideen waren immer von Sidan, er hat immer angefangen, aber ich habe auch immer mitgemacht – und wir hatten viel Spaß miteinander. Das verrückteste, an das ich mich erinnern kann, hat natürlich mit Rosa zu tun. Ich bin mit Sidan ganz um das Dorf herumgelaufen – mehrere Stunden Umweg, nur um sie ganz kurz zu sehen. Wir haben der Familie gesagt, dass wir ein Foto vom Fotografen abholen – und haben dann etwas ganz anderes gemacht.

Ich habe nie wirklich selbst überlegt aus dem Irak zu fliehen vor dem Krieg. Und im Krieg bin ich nach Dohuk geflohen und dort länger geblieben. Jetzt bin ich gerade in meinem alten Haus in Shingal. Ich will dort aber nicht dauerhaft bleiben, weil ich noch einen Job in Dohuk habe und nicht weiß, ob und wann ich ganz nach Shingal zurückkehren will.“

Allerdings hat Azad mit mir Pläne geschmiedet, wie wir zusammen nach Europa kommen würden, wenn es nicht klappen sollte, einen Reisepass zu organisieren. Denn lange vor dem Krieg hatte ich schon begonnen, mich mit Unterstützung von Dlo um einen Reisepass für mich zu kümmern, so dringend wollte ich raus aus meinem Loch, wie ich es im Rückblick auf meine damaligen Gefühle immer wieder nenne. Ich hatte mehrmals ewig in Dohuk angestanden und mit Unterstützung meines Bruders kleine Fortschritte gemacht. Zum Beispiel hatte ich bereits Fotos und weitere Papiere für den Reisepass abgegeben. Aber dann wurde die Situation immer unsicherer, mein Bruder hatte andere Sorgen und wir haben es nicht mehr geschafft, das vor dem Krieg zu Ende zu bringen. Vielleicht hatte mein Bruder das auch bewusst verzögert, denn oft hatte er gesagt, ich sei noch zu jung, um nach Europa zu gehen.

Ich hatte damals die naive Idee gehabt, mich mit einem Reisepass irgendwie in ein Flugzeug nach Europa mogeln zu können. Erbil – Frankfurt am besten ... Gedanklich hatte ich mich manchmal schon vor dem Krieg von meinen Freunden verabschiedet, Fotos von ihnen zusammengesucht und mich innerlich bereits ein bisschen auf die Reise begeben – aber das war natürlich weit entfernt von den realen Möglichkeiten gewesen. Nun, es kam in jeder Hinsicht anders ...

Mit Azad träumte ich davon, einfach möglichst viel Geld mitzunehmen und es auf eigene Faust zu versuchen, das war unser Plan. Die Idee war letztlich, heimlich abzuhausen und niemandem etwas zu sagen. Wir hofften in der Zeit, bis sie etwas über uns erfahren würden, schon längst über die Grenze gekommen zu sein – und damit ihrem Zugriff entzogen zu sein.

Dabei wollte ich natürlich viel dringender nach Europa als Azad – der war ja eher genügsam und hatte es nicht so mit eigenen Zielen und großen Veränderungen. Aber ich war mir immer sicher, dass er mitkommen würde, wenn ich ihn darum bitten würde. Mir vermittelte dieser Plan wegzugehen jedoch ein Gefühl von Freiheit, nach der ich mich ja weiterhin so sehnte. Ich wollte machen können, was ich wollte, ich wollte hingehen können, wohin ich wollte, ich wollte meine Ziele und Träume verwirklichen können. Ich wollte weg von den Zwängen und starren Regeln und vom Druck der Familie. Dabei ging es mir um nichts Materielles, sondern einfach um die Unabhängigkeit. Azad redete nicht so oft über seine Träume oder Gefühle. Er hätte sich solche Pläne selbst vielleicht gar nicht zugestanden. Aber wer weiß, vielleicht hätten wir uns irgendwann gemeinsam auf den Weg gemacht, wenn der Krieg nicht gekommen wäre ...

Azad heute und ein Blick zurück auf unsere gemeinsame Zeit

Azad ist jetzt 28 Jahre alt. Er wurde 1995 geboren, ist seit 2016 verheiratet und hat einen einjährigen Sohn. Nach längerer Zeit in Dohuk, wo er ebenfalls einen Kiosk hatte, ist er zurück in Shingal, seit es dort für Jesiden wieder etwas sicherer ist, und arbeitet weiterhin als Kioskbetreiber, da seine Familie an der alten Stelle in Solah einen neuen Kiosk gebaut hat.

Wenn wir telefonieren, dann klingt es heute noch so, als ob sich zwei Jungen miteinander unterhalten. Wir kichern und lachen viel. Auch Azad erinnert sich mit viel Wärme an unsere Jugendfreundschaft. Aber er erinnert sich auch daran, dass wir manchmal wegen Kleinigkeiten richtig sauer aufeinander waren. Er weiß noch, wie ich dann immer in den Kiosk kam, mir die Sachen für die Familie einfach selbst nahm und ihm das Geld hinlegte, ohne dass wir ein Wort miteinander gewechselt hätten. Meistens war natürlich ich schuld, das sehen wir heute beide so. Geprügelt haben wir uns aber nie, allerdings haben

wir uns oft geboxt. Das brauchten wir wohl auch, um unsere Aggressionen rauszulassen, aber es blieb immer freundschaftlich.

Azad hat eine große Runde durch Solah gemacht und erzählt mir am Telefon, wie es dort jetzt aussieht. Er berichtet, dass der Wiederaufbau nur zäh vorangeht, sei es bei den Wasserleitungen oder bei der Reparatur der Straßen. Dann erzählt er von seinen Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit:

„Wir hatten uns schon als Kinder kennengelernt. Ich habe immer versucht zu Sidan zu gehen, um mit ihm zu spielen. Ich fand ihn dann weit draußen bei den Schafen oder er saß zu Hause im Garten – wir kannten uns eigentlich schon immer.

Grundsätzliche Streitigkeiten hatten wir eigentlich nie, aber manchmal haben wir uns einfach über irgendwas in die Haare gekriegt und dann ein paar Tage nicht miteinander gesprochen. Aber das war nie grundsätzlicher Natur.



Links: Sidan mit seinem Cousin Azaid, mit dem Sidan die Frauenfußballmannschaft trainiert hat. Rechts: Sidan im Wohnzimmer der Familie mit einem T-Shirt von Real Madrid



Und dann ging es normal weiter. So viel wie mit Sidan habe ich nie im Leben gelacht. Wir hatten viele schöne Stunden zusammen. Einmal hatten wir mitten in der Nacht riesigen Hunger und haben dann meine Schwester geweckt, damit sie uns Essen macht.

Sidan hatte eine Fußballmannschaft aus Frauen aufgebaut und trainierte sie und ich hatte eine mit Männern – ich war der Kapitän und der Trainer in einem und habe auch selbst mitgespielt. Die Frauen durften oft nicht Fußball spielen bei uns im Irak, aber wir haben das einfach gemacht und Sidan hat irgendwann eine eigene Mannschaft gegründet. Die hat dann gegen meine Männermannschaft gespielt. Meistens hat Sidans Frauenmannschaft gewonnen. Wir haben bei uns auf dem Grundstück gespielt und die Tore einfach mit Steinen gekennzeichnet.

Ich weiß noch, dass wir beide einmal fast wirklich abgehauen wären, erst einmal Richtung Nordirak, nach Dohuk oder Erbil. Die Pläne wurden dann langsam immer konkreter. Aber dann kam der Krieg. Ich kann mich außerdem noch gut erinnern, dass wir uns auch am ersten Tag im Berg gesehen haben. Wir hatten dann ganz kurz überlegt, die Familien im Berg zurückzulassen, gemeinsam über den Berg zu gehen und einfach abzuhausen. Um genau zu sein, war es natürlich Sidans Idee, doch wir mussten sie sofort wieder verwerfen. Natürlich brachten wir es nicht übers Herz unsere Familien zurückzulassen. Und dann haben wir uns da oben leider schon sehr bald aus den Augen verloren. Es gab ja keine funktionierenden Handys mehr und wir konnten uns daher auch nicht einfach wiedertreffen, als wir beide auf der anderen Seite in Sicherheit waren.

Zuletzt haben wir uns 2016 gesehen, als Sidan kurz in Shingal war. Das war eine große Überraschung für mich – ich habe mich sehr gefreut, aber es war für mich damals eine schwierige Situation im Zelt und ohne Job, sodass ich das Wiedersehen gar nicht so richtig genießen konnte. Wir haben damals nur wenig Zeit miteinander verbracht, weil Sidan ganz viele Leute sehen musste in der kurzen Zeit seines Aufenthalts.

Ich bin nie aus dem Irak herausgekommen – ganz anders als Sidan also. Wir haben einen sehr unterschiedlichen Weg genommen. Aber wir haben bis heute einen guten Kontakt und reden viel miteinander, auch wenn das oft schwer ist wegen der Arbeit oder weil die Internetverbindung schlecht ist.“

Krieg und Flucht

Der Krieg kommt nach Shingal

Im Juli 2014 begann es unruhig zu werden in Shingal. Der IS kam näher und viele Leute stellten erste Überlegungen an, wie sie sich darauf vorbereiten und in Sicherheit bringen könnten. Wir überlegten, wichtige und wertvolle Artikel aus unserem Geschäft zusammenzustellen und sie nach Dohuk zu bringen, um sie dort einzulagern. Die Idee war, im Notfall dort mit einem Teil des Warenangebots neu beginnen zu können – in der Hoffnung, dass der Krieg nicht auch noch dorthin kommen würde. Dann ergab sich aber eine Möglichkeit einen Teil der Sachen nach Mossul zu schaffen.

Die Mundpropaganda wurde krasser und krasser: Wir hörten von immer mehr Seiten die Ankündigung, dass der Krieg auf jeden Fall zu uns kommen würde und wir uns besser in Sicherheit bringen sollten. Auch die Anlieferung der Produkte für unseren Laden wurde schwieriger – es deutete sich tatsächlich etwas an. Schließlich schickten wir unsere Sachen doch auf den Weg nach Dohuk, aber dort standen sie dann zwei Tage am Checkpoint vor den Toren der Stadt. Die Peschmerga meinten, in Shingal sei ja noch kein Krieg und es gäbe keinen Grund die Waren in Sicherheit zu bringen – und auch wir seien nicht in Gefahr. Sie schickten die LKWs einfach zurück – was für ein Hin und Her.

Doch die nahende Katastrophe war längst spürbar: Die einzigen Geschäfte, die noch gut liefen, waren Waffengeschäfte. Viele hatten zwar Geld, aber keine Sicherheit mehr. Sie kauften also Waffen, in der Hoffnung sich schützen zu können.

Am 02.08.2014 feierten wir das jesidische Sommerfest (Eyda Çilê Havînê), bei dem man sich gegenseitig besucht oder als Großfamilie trifft und lange zusammensitzt. Ich war danach noch eine Weile mit einem Freund unterwegs, kam spät nach Hause, habe dann noch telefoniert und bin irgendwann einfach auf dem Sofa eingeschlafen. Ich hatte viel Spaß gehabt, es war wunderschön gewesen, erst mit der Familie und dann mit Freunden. Niemand dachte an diesem Festtag an den drohenden Krieg.

Gegen halb vier in der Nacht weckte mich meine Mutter plötzlich. Ich dachte, sie will nur, dass ich ins Bett gehe, aber sie sagte: „Steh auf, der IS kommt, wir haben Krieg.“ Mein ältester Bruder Dlo war noch wach – er hatte die ganze Nacht telefoniert. Irgendwann war ihm klar, dass der IS wirklich kommt und schon kurz vor Solah ist.

Als meine Mutter mich weckte, dachte ich für einen Moment, es sei nur ein Traum. Aber ihr angsterfülltes Gesicht und ihre spürbare Panik machten daraus schnell eine reale Situation. Ich blieb aber ziemlich ruhig und versuchte sie ebenfalls zu beruhigen, auch weil ich mir gar nicht vorstellen konnte, dass der Krieg so schnell gekommen sein sollte. Ich ging also seelenruhig ins Bad, machte mich fertig, zog mein schönsten Hemd und meine besten Schuhe an – ziemlich unpassende Kleidung für das, was uns bevorstehen sollte. Und so sollte ich alsbald mit handgemachten, weichen Lederslippers auf unwegsamen Gebirgspfaden landen ...

Nachdem ich ein paar Sachen gepackt hatte, sind wir mit der ganzen Familie und der meines Onkels sowie der unseres Geschäftspartners Richtung Berg aufgebrochen. Dort planten wir uns in den Höhlen zu verstecken und hofften uns so in Sicherheit zu bringen. Dass aus dem, was sich anfangs wie ein Ausflug anfühlte, sieben Tage in den Bergen werden sollten, war uns ebenso wenig klar wie der drohende Hunger und vor allem der Durst. Als wir aus dem Haus kamen, war der Himmel bereits von Raketen erhellt. Da erst wurde mir klar, dass wir uns wirklich im Kriegsgebiet befanden, auch wenn die Explosionen anfangs noch weit weg waren. Es war fast so hell wie am Tag – eine beängstigende Kulisse.

In einer Kolonne aus mehreren Autos, kleinen LKWs und einem Traktor sind wir dann also in den Berg gefahren. Das, was wir einfach nur „den Berg“ nennen, ist übrigens ein 60 Kilometer langer Höhenzug, der am höchsten Punkt 1.463 Meter hoch ist. Er besteht eigentlich nur aus Felsen, es gibt so gut wie keine Bäume und Büsche.

Natürlich gab es auch Leute, die die Bedrohung nicht so ernst nahmen oder ihre Häuser nicht verlassen wollten. Leider waren sie die ersten, die festgesetzt wurden. Viele der Männer wurden gleich umgebracht, die Frauen wurden verschleppt, die kleinen Kinder einfach zurückgelassen. Die älteren

Kinder und die Jugendlichen wurden mitgenommen, um sie auszubilden und ebenfalls für den IS einzusetzen. Allein aus meiner Großfamilie in Saleh sind 27 Menschen verschwunden – und nur wenige kamen irgendwann viel später zurück.

Wir gehen in den Berg

Mit unserem kleinen Treck konnten wir nur bis zu einem bestimmten Punkt fahren, dann wurde es zu gebirgig und felsig, um mit dem Auto weiterzukommen. Wir mussten die Fahrzeuge also zurücklassen und sind mit den wenigen Dingen, die wir bei uns hatten – Geld, etwas Kleidung und nur wenig Nahrungsmittel und Flüssigkeit – in den Berg gegangen, um uns zu verstecken. Etwas Brot, etwas Obst, etwas Wasser – das, was wir zu Hause hatten – mehr hatten wir nicht dabei. Die erste Mahlzeit fühlte sich noch wie ein Picknick bei einem Ausflug an – alle hatten etwas zu essen und saßen beieinander. Da war die Welt noch fast in Ordnung. Daraufhin schleppten wir unsere Taschen mit Bargeld und den wenigen verbliebenen Lebensmitteln durch immer unwegsameres Gelände. Es wurde immer mühsamer und so mussten wir auch einige der Sachen zurücklassen, nicht jedoch das Geld, das uns noch gute Dienste erweisen sollte. Wir schliefen auf oder zwischen den Steinen – ohne Decken. Am nächsten Tag stiegen wir noch höher, weil wir uns dort sicherer fühlten.

Im Tal konnten wir nämlich erkennen, dass der IS inzwischen auch den Berg erreicht hatte. Als wir unterwegs in den Berg waren, hatten wir außerdem mitbekommen, dass sich die Peschmerga komplett nach Kurdistan (Nordirak) zurückgezogen hatten. Die wenigen Peschmerga, die noch vor Ort waren, waren Jesiden. Die anderen hatten uns komplett im Stich gelassen. Shingal stand nun zunehmend unter Beschuss. Es wurden immer mehr Raketen gezündet, die teilweise auch auf den Berg gerichtet waren.

Ich kann mich bis heute noch daran erinnern, wie schwer es mir gefallen ist, auf den nackten Steinen einzuschlafen, während die kleineren Kinder vor Angst und Hunger weinten. Wir durften kein Licht entzünden und kein Feuer anmachen – das hätte uns verraten und womöglich zur Zielscheibe für Raketen gemacht. Auf unserem Weg trafen wir auf ältere Menschen, die nicht mehr weitergehen konnten. Manche waren verletzt, andere lagen einfach nur kraftlos am Wegesrand und waren unfähig sich zu bewegen. Andere waren

bereits gestorben. Ebenso überlebten viele Verletzte dort nicht, die es noch in den Berg geschafft hatten. Auch elternlose Kinder trafen wir. Sie waren ausgehungert und weitgehend sich selbst überlassen. Es gab Mütter, die ihre Babys am Berg zur Welt bringen mussten, ohne Arzt oder Hebamme. Je weiter wir gingen, umso mehr Menschen wurden es.

Zu diesem Zeitpunkt war es außerdem über vierzig Grad heiß. Im Berg selbst gab es zwar einige Höhlen und auch immer wieder Schatten, aber die Hitze war unerträglich. Menschen, die bei dieser Hitze weder essen noch trinken, sind eher tot als lebendig. Sie sind wie Zombies. Kinder lagen nach Luft schnappend am Boden, doch wir wussten, dass wir nicht die Möglichkeiten hatten, ihnen zu helfen.

Innerhalb kurzer Zeit lag der Geruch von Verwesung in der Luft. Immer mehr Menschen lagen tot im Berg. Die Hitze ließ sie aufquellen und die Haut warf Blasen. Der Anblick war grausam und oft versuchten wir nicht hinzusehen. Dazu war der Geruch penetrant und durchdrang alles.

Ich dachte, oder vielmehr träumte ich vor mich hin: Bestimmt sind die Amerikaner oder die Peschmerga in der Nähe, schließlich kämpft doch die ganze Welt gegen den IS – sie mussten doch etwas dagegen tun und uns hier rausholen. Oder es würden Flugzeuge aus einem anderen Land kommen und uns in Sicherheit und dann in die Freiheit nach Europa bringen. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, die IS-Kämpfer hätten bald den ganzen Irak oder zumindest ganz Ninawa eingenommen, einschließlich Mossul, der zweitgrößten Stadt im Irak. Und niemand hielt sie auf, obwohl doch schon vorher vermutlich alle wussten, dass sie kommen würden.

Es gab keinen Handyempfang mehr am Berg und unsere Akkus waren leer. Dadurch war es nicht mehr möglich, den Stand der Dinge zu erfahren. Jeder erzählte im Berg irgendwas vor sich hin, aber das waren alles wirre, naive Hoffnungen, etwa dass die Amerikaner kommen oder die Deutschen uns helfen würden. Andere sagten, wir sterben alle am Berg. Ich habe irgendwann meine Ohren auf Durchzug gestellt, um mich selbst zu schützen. Ich wollte mich nicht mehr auf Andere verlassen und auf das, was sie sagen. Ich habe nichts mehr ernst genommen und es interessierte mich auch nicht mehr. Ich habe mich nur noch aufs Überleben und Starkbleiben konzentriert. „Ich muss

das jetzt selbst schaffen“, sagte ich zu mir. Es war wie das Ende der Welt, aber wir haben am Ende doch überlebt.

Ich fühlte mich gleichzeitig in einer besonderen Verantwortung, ich wollte alles tun, um meine kleineren Geschwister überleben zu lassen, selbst wenn ich selbst sterben musste. Sie lagen apathisch auf dem Boden und konnten sich nicht mehr selbst helfen. Ich wäre zufrieden und stolz gestorben, solange sie nur überlebten. Unten am Berg gab es noch Brunnen und wir konnten noch nach unten gehen und Wasser holen. Es gab dort einen Schöpfeimer an einem Stofftzen. Damit konnte man vielleicht zwei Liter rausholen und viel schwappte vorbei. Es war sehr mühsam und es gab eine lange Schlange, alle drängten nach vorn. Viel Wasser ging verloren. Ich habe dann mit einem Flaschendeckel Wasser vom Boden in eine Flasche umgefüllt, das danebengegangen war. Oder wir haben Wasser auf ein T-Shirt getan und es dann ausgewrungen.

Meine älteren Brüder blieben bei der Familie und beschützten sie, aber ich war vor allem für das Organisieren zuständig. Manchmal habe ich mich aber auch einfach zu Leuten gesetzt und mit ihnen gequatscht, nur damit die Zeit verging. Es gab auch Bekannte, die besser vorbereitet waren oder mehr dabei hatten, etwa einen Schutz vor der Hitze im Berg. Ich habe dann manchmal gesagt, dass ich der Sohn meines verstorbenen Vaters bin und meine Familie dort oben ist. „Könnt ihr mir bitte Wasser geben oder etwas zu essen? Wenn ihr mir helft, können meine kleinen Schwestern und meine Mutter überleben.“ Irgendwie habe ich immer etwas erreicht oder wenigstens haben sie mir einen Schluck Wasser gegeben, den ich vor Ort trinken sollte. Oder sie haben mir etwas zu essen mitgegeben. Denn eigentlich wollte ich ja lieber etwas mitnehmen für meine Geschwister als für mich.

Man konnte die ganze Zeit auf Shingal herabblicken. Da, wo nachts Licht war, war der IS, das war uns klar. Sie würden dort Frauen vergewaltigen, auch Frauen aus den jesidischen Dörfern, die sie entführt hatten, das war uns ebenfalls klar. Und genauso war es. Sie waren lange damit beschäftigt. Später sollten wir dann außerdem erfahren, was in Solah und in unserem Haus alles passiert war. Natürlich kannten wir damals noch nicht die Details, aber wir konnten eins und eins zusammenzählen.

Am schlimmsten war es in der Nacht, denn dann konnte man jedes Geräusch im Berg hören. Es gab immer wieder Schreie von Kindern, das war herzzerreißend. Oder es gab Tote, die beklagt wurden. Andere waren verletzt oder krank. Oder es wurden Babys im Berg geboren. Es war richtig gruselig im Berg. Überall Hunger. Überall Kinder, die immer wieder „Mama“ riefen. Überall Kranke. Eine Frau verlor ihr Kind bei der Geburt – diese ganzen schrecklichen Bilder gehen mir bis heute nicht aus dem Kopf.

Wir mussten weiterhin auf den Steinen schlafen, das war kalt und ungemütlich. Wir waren froh, wenn wir uns mit einer Mülltüte zudecken oder eine Flasche unter unseren Nacken legen konnten – so mussten wir sieben Nächte verbringen.

Meine Mutter war sehr mutig und optimistisch für ihre Verhältnisse. Sie ist schnell, weit und bereitwillig gelaufen. Sie war immer wach und fleißig und achtete auf die kleinen Kinder. Am meisten Sorge hatte sie aber um mich. Sie sagte immer: „Du bist der Erste, der sterben wird.“ Manchmal saß sie aber auch stundenlang still auf dem Boden. Das konnte ich nicht. Ich war immer aktiv. Nicht eine Sekunde hatte ich Angst um mich oder vor dem Tod. Daher hat es mir nichts ausgemacht, immer unterwegs zu sein und alles für meine Familie zu organisieren. Aber meine Mutter hatte fürchterliche Angst um mich. Das konnte ich nicht ändern, aber natürlich war sie dann auch wieder froh, wenn ich mit Wasser oder etwas zu essen zurückkam.

Im Berg konnte man viel über Menschen lernen. Menschen, von denen ich dachte, sie würden für mich sterben, gaben mir schon am zweiten Tag keinen Schluck zu trinken mehr aus ihrer vollen Flasche. Ich verstehe, dass sie dabei über den Tag hinausgedacht haben, aber dennoch war das eine unschöne Erfahrung für mich. Einige Menschen hatte ich anders eingeschätzt, zumal es daneben auch Fremde gab, die, nachdem wir uns gerade kennengelernt hatten, den letzten Schluck Wasser oder das letzte Stück Brot mit mir geteilt haben. Sie waren netter zu mir als die eigenen Verwandten. Im Berg hatte eine Frau auf einem kleinen Feuer Reis gekocht. Als ich beim Umherlaufen zufällig bei ihr vorbeikam, blickte sie mich an und gab mir einen Teller Reis und sagte „Bitteschön, mein Sohn“. Auch als wir die ersten Häuser hinter dem Berg auf dem Weg nach Syrien erreichten, trafen wir auf eine Frau, die uns warmes Essen kochte – das hat nicht nur sehr gut getan nach all den Entbehrungen, sondern diese selbstverständliche Gutmütigkeit hat mich auch wirklich sprachlos gemacht.

„Den Berg interessierte es nicht, ob du reich, arm, jung oder alt warst, auch nicht, ob du gut oder böse warst. Dort ging es einzig ums Überleben.“

Es gab grob gesagt zwei Arten von Menschen im Berg. Die einen waren panisch und hatten schreckliche Angst, dass sie vom IS erwischt werden oder im Berg sterben würden. Sie lagen apathisch herum und konnten nichts machen. Wenn sie sich in einem Loch verstecken und nichts tun würden, hilft ihnen Gott, haben sie vielleicht gedacht. Sie waren kaum in der Lage für sich zu sorgen. Andere dachten gar nicht über den Tod nach, sondern taten alles dafür, um zu überleben. Sie konnten noch halbwegs klar denken und planvoll agieren. Ich gehörte zum Glück zu dieser zweiten Gruppe. Ich trage auf meinem Hals heute ein Tattoo mit dem Wort Amal – Hoffnung. Aber auch die Sehnsucht nach dem Leben steckt in diesem arabischen Wort. Und durch die habe ich am Berg durchgehalten. Ich hatte diese Sehnsucht immer. Und nie gab es einen Moment, in dem ich die Hoffnung aufgegeben habe, auch im Berg nicht. Ich hatte immer das Gefühl, es wird schon eine Lösung geben, wir werden nicht sterben. Und diese Hoffnung hat mich dann auch in den nächsten Monaten bis nach Deutschland nicht verlassen. Sonst wäre ich jetzt nicht hier ...

Im Berg, als wir noch Akku hatten, telefonierten wir mit einigen muslimischen Bekannten in Shingal. Diese ermutigten uns wieder zurückzukommen, da es nun sicher sei. Wir würden essen und trinken können und nichts würde uns passieren. Wir hielten das jedoch für eine Falle und haben nicht auf sie gehört, denn längst wussten wir, wie der IS in Shingal wütete und dass wahrscheinlich auch unser Laden längst geplündert war. Ich weiß nicht, ob sie auf die Seite des IS gewechselt hatten oder gezwungen wurden so mit uns zu reden. Aber ich war sehr enttäuscht von den Menschen, mit denen wir vorher guten Kontakt gehabt hatten. Mit einem hatte ich häufiger in der Stadt Mittag gegessen. Wir wussten außerdem, dass Teile der entfernteren Familie bereits am 03.08. vom IS festgesetzt oder verschleppt worden waren. Deswegen glaubten wir diesen Nachrichten nicht – und das war wohl auch gut so. Später hat Deutschland mehrere entfernte Verwandte aus Erbil ausgeflogen, nachdem wir sie mit viel Geld aus der ganzen Familie aus den Händen des IS freigekauft hatten.

Asra, die Frau unseres Geschäftspartners, meines Cousins, hat drei Kinder, eines war damals erst zwei Monate alt. Besonders nachts waren die Kinder sehr unruhig. Sie hat im Berg die Schafe gemolken, um die Milch den Kindern zu

geben, damit wenigstens sie etwas hätten. Doch plötzlich beschoss der IS den Berg und wir mussten die Milch und fast alles andere stehen- und liegenlassen und weiter den Berg hinauf fliehen. Am vierten Tag hatten wir nur noch ein halbes Brot und etwas Marmelade für alle übrig – das haben wir geteilt. Wir erreichten den Gipfel des Berges und konnten definitiv nicht mehr zurück – das wäre viel zu unsicher gewesen. Ganz früh am Morgen – gegen 5 Uhr – haben wir dann den Abstieg zur anderen Seite des Berges nach Norden begonnen, denn mit den kleinen Kindern mussten wir immer wieder Pausen machen. Wir sind den ganzen Tag gelaufen, waren völlig entkräftet und hatten bald auch kein Wasser mehr. Irgendjemand hat uns eine halbe Flasche abgegeben. An diesem Tag hatten wir sonst nichts mehr zu essen und zu trinken.

Am siebten Tag waren wir dann auf der anderen Seite, aber auch dort war der IS, sodass alle sich noch einmal in einer Höhle verstecken mussten. Dort waren ca. tausend Menschen, alle saßen auf dem Boden und warteten, dass es ruhiger wurde. Es war nur unweit der syrischen Grenze, aber die Höhle lag fast schon am Fuße des Berges, sodass es letztlich zu einem Raketenbeschuss durch den IS in Richtung der Höhle kam. Dann sind alle wieder nach oben in den Berg gerannt. Es grenzte an eine Massenpanik. Meine Mutter konnte inzwischen nur noch schlecht laufen. Sie hatte zudem nur Schlappen dabei, die längst kaputtgegangen waren. Auch meine viel zu feinen Schuhe waren inzwischen unbrauchbar und ich musste dann die ganze Zeit barfuß laufen. Am Ende mussten wir etwa 35 Kilometer so laufen. Der IS kam sogar noch einmal zurück und wir mussten noch einmal in eine andere Richtung fliehen.

Erst am nächsten Tag kamen wir endgültig unten an. Wir trafen eine Frau, die gerade Brot buk – sie gab uns eines ab. Dann trafen wir auf einen Jungen, der Schafe hütete. Wir wollten ihm eines abkaufen. Immerhin hatten wir genug Geld dabei, da wir vorher vieles verkauft hatten – und das Geld sollte uns auf dem weiteren Weg noch sehr helfen. Doch der Junge wollte uns kein Schaf verkaufen. Dann haben wir ihn angebettelt – es half nichts. Daraufhin haben wir angefangen, ihm zu drohen – auch das half nicht. Schließlich haben wir ihn abgelenkt, haben uns einfach eines der Schafe genommen und sind schnell weiter gegangen. Er war am Ende offensichtlich froh, wieder seine Ruhe vor uns zu haben. Wir setzten uns dann unter einen Baum, schlachteten das Schaf mit einem Messer, hängten es an einen Baum, zogen das Fell ab und grillten es ungewaschen in großen Stücken auf einem Feuer. Es hat uns

tatsächlich alle satt gemacht – wir waren zu diesem Zeitpunkt etwa 35 Personen. Es wirkte wie eine völlig unwirkliche Mischung aus einem Fest und einer gerade erst halbwegs überstandenen Notsituation.

Am achten Tag schließlich fanden wir einen Traktor mit Anhängern. Nach einigen Stunden gelang es meinem Cousin und mir, ihn tatsächlich in Gang zu setzen. Wir reparierten noch einen Reifen und konnten starten. In unserer Not haben wir ihn einfach geklaut. Mein Cousin und ich sind zurück zu unserer Familie gefahren, alle sind aufgestiegen und wir sind gemeinsam los – Richtung syrische Grenze. Hier waren wir im Einflussbereich der kurdischen YPG, hier war kein IS und kein Krieg – aber die Angst fuhr immer noch mit. Ich zitterte und machte mir weiterhin Sorgen um unsere Frauen und Kinder.

Auch hier hatte sich wieder eine Art Kolonne gebildet und wir fuhren ohne zu wissen, ob unser nur notdürftig reparierter Traktor durchhalten würde. Tatsächlich erreichten wir Syrien – hier gaben uns einige Menschen Essen und Trinken. Aber Sicherheit und Ruhe wollten sich noch immer nicht einstellen. Die Strapazen steckten mir weiterhin in den Knochen – ich wollte mich nur noch ausruhen. Aber unser Ziel war es, zurück in den Irak zu gelangen – nach Nordkurdistan. Wir fuhren also innerhalb Syriens weiter nach Norden, dann wieder über die Grenze in den Irak und erreichten abends schließlich Dohuk – nach einem ganzen Tag Fahrt.

Dort endlich bekamen wir nicht nur Essen und Trinken, sondern auch alles für die Kinder, etwa Windeln und Milch. Allerdings mussten wir zuvor erst noch stundenlang am Checkpoint warten, um überhaupt hineinzukommen. So viele Menschen waren inzwischen hierhin geflüchtet, dass sich eine lange Schlange gebildet hatte. Als wir den Checkpoint passiert hatten, konnten wir endlich zu einem Bekannten fahren, der uns für eine Nacht aufnahm.

Wir blieben zwei Wochen in Nord-Kurdistan. Die erste Woche übernachteten wir in einem unfertigen Haus ohne Fenster und Türen, die zweite Woche in einer leergeräumten Schule mit anderen Geflüchteten aus Shingal. Ich bin dort manchmal einfach durch die Straße gelaufen, habe irgendwo angeklopft und erzählt, dass ich Flüchtling aus Shingal und ohne meine Familie unterwegs wäre. Manchmal konnte ich dann duschen oder bekam etwas zu essen. In der Schule gab es keine Duschen und man musste ewig anstehen, um eine

Toilette zu benutzen. Nach zwei Wochen hatte ich mich etwas eingewöhnt und schlief im Schulgarten gut und fest.

Im Berg hatte ich einen jungen Mann kennengelernt. Er und seine Familie mit ca. 45 Personen waren noch vor der Flucht vom IS erwischt worden. Die Frauen und die Kinder hatte der IS mitgenommen. Die Mädchen und Frauen waren brutal vergewaltigt und als Sexsklavinnen verkauft worden. Die Jungen wurden zu IS-Soldaten ausgebildet, haben wir im Nachhinein erfahren. Die restlichen Männer hatten ein Loch graben müssen. Danach hatten sie die Männer entlang des Grabens aufgestellt. Das Ganze war gefilmt worden und es war ausgiebig erklärt worden, dass es sich um Ungläubige handeln würde, die hier hingerichtet werden würden. Sie hatten das Ganze komplett inszeniert. Dann hatten sie gebetet und die Männer „im Auftrag des Glaubens“ erschossen. Mein Bekannter hatte nur überlebt, weil er sich beim ersten Schuss mit in den Graben hatte fallen lassen und unter den Leichen Schutz vor den Kugeln gefunden hatte. Erst Stunden später, als nichts mehr zu hören war, hatte er versucht, sich zwischen all den toten Menschen zu befreien. Er hatte zwar Schusswunden, aber keine war tödlich.

Wenn man sich das vorstellt, kann man das nicht glauben. Man betet und erschießt dann Menschen!? Wir hörten öfter solche Geschichten und wir hofften inständig, dass sie uns nicht erwischen würden. Durch diesen jungen Mann und seine Geschichte wurde alles noch viel realer. Und mir war sehr schnell klar, dass – sollte uns der IS erwischen – wir nicht einfach nur umgebracht werden würden. Wir wären lebendig tot, wenn sie uns erwischen würden, bis sie sich dann entschließen würden, uns Männer zu erschießen und die Frauen zu versklaven. Natürlich dachte man auch darüber nach, sich selbst zu töten, bevor der IS einen in die Finger bekommen würde. Die Waffen, die wir dabei hatten, waren kein wirklicher Schutz. Dass wir nicht zurückkonnten, war uns nun mehr denn je klar. Auch deshalb waren wir immer weiter über den Berg gegangen und nun froh endlich in Sicherheit zu sein.

Mein Cousin und Freund Seruan

Schon seit meiner Geburt hat mich mit Seruan viel verbunden. Er ist ein bisschen älter als ich und der Sohn meines Onkels, mit dessen Familie wir eine ganze Zeit das Haus geteilt haben. Außerdem gingen wir auf dieselbe Schule.

Dort hat er mich einige Male vor Schlägereien geschützt. Auch den Weg in den Berg haben wir zusammen erlebt.

Am Fuß des Berges blickten wir gemeinsam auf die ganzen zurückgelassenen Autos hinunter und dachten, dass da bestimmt noch Essen drin sein musste – Mehl, Brot, vielleicht auch Kleidung und andere wichtige Sachen. Aber die Autos waren ganz unten und wir schon weit oben. Trotzdem versuchten wir, die Autos zu beschützen. Denn auch Jesiden brachen in ihrer Not einige der Autos auf. Seruan und ich hatten jeder eine Waffe dabei. Wir versteckten uns dann in einer kleinen Höhle, die früher als Unterschlupf für Schafe genutzt worden war – es war überall Schafsdreck, aber es war schön kühl. Allerdings gab es dort auch viele Mücken, die mich überall stachen. Ich war wirklich über und über zerstoichen und habe all meine Klamotten ausgezogen, weil es so juckte. Und Seruan hat versucht mich von den Mücken zu befreien. Danach war ich noch unruhiger als ohnehin schon. Aber von dort hatten wir einen guten Überblick und konnten den Weg zur Wasserquelle einsehen.

Die Waffen hatten wir von der Familie, es waren unsere eigenen, die wir mitgenommen hatten. Irgendwann kam dann der IS näher, das hörten wir an den Schüssen und heranrollenden Autos. Also gingen wir wieder nach oben und mussten nun doch alles in den Autos zurücklassen. Wir wollten und konnten nur noch unser Leben retten. Außerdem wollten wir zurück zu unserer Familie, weil wir nicht wussten, ob der IS auch in den Berg gehen würde.

Am dritten Tag fanden wir die Familie wieder und am vierten Tag ging es dann auf die andere Seite des Berges. Oben bleiben konnten wir nicht, da wir kein Wasser und kein Essen mehr hatten. Zurück nach unten konnten wir auch nicht und oben gab es ohnehin kein Wasser mehr. Es gab nur noch den Weg nach vorne über die Bergkette nach Norden. Wir übernachteten kurz vor der höchsten Stelle, danach begann der fünfte Tag und wir gingen hinunter. Irgendwann haben wir uns dann verloren. Seruan war ebenfalls mit seiner Familie unterwegs und sie sind zu Fuß bis zur syrischen Grenze gelaufen, das dauerte einen ganzen Tag – von 9 Uhr morgens bis 10 Uhr abends.

Seruan erzählt: „Dort haben wir dann bei einer arabischen Familie hinter der Grenze bei Hasakeh übernachtet. Wir hatten keine Angst vor ihnen, weil sie selbst Angst vor dem IS hatten und uns aufnahmen, um uns vor dem IS

zu schützen. Zu dieser Zeit war es in Syrien zwar auch nicht ruhig, aber es war dennoch unsere Rettung. Am nächsten Morgen begann ein Kampf des IS in diesem Dorf. Wir konnten nicht zurück und wussten nicht wohin. Aber gegen 9 Uhr kamen Autos aus dem irakischen Kurdistan aus Richtung Dohuk und retteten die Jesiden, die es über den Berg geschafft hatten – das war auch unsere Rettung. Sie brachten uns bis Dohuk– erst dann waren wir wirklich in Sicherheit. Dort haben wir auch Sidan und seine Familie wiedergetroffen in der Schule, in der wir alle zusammen untergebracht waren.

Wir sind dann in der Schule in Dohuk geblieben und irgendwann realisierte ich, dass Sidan sich offenbar auf den Weg nach Europa gemacht hatte. Ich war danach quasi die ganze Zeit mit Sidans jüngeren Geschwistern zusammen und schließlich haben wir uns ebenfalls gemeinsam auf den Weg nach Europa gemacht. Es ging über Istanbul, dann mit dem Boot nach Griechenland auf eine Insel. Dort mussten wir zehn Kilometer zu Fuß gehen. Dann sind wir auf der Insel auf eine Gruppe getroffen, die Geflüchteten hilft – mit Ehrenamtlichen aus ganz Europa. Dort verbrachten wir eine Nacht und bekamen Essen und Trinken. Eine Hilfsorganisation hat uns dann Tickets für die Fähre nach Athen gekauft. Danach waren wir in Zelten in Athen untergebracht, wo wir auch registriert wurden. Es hat ewig gedauert, bis wir drankamen – es gab so lange Schlangen. Dann sind wir mal zu Fuß, mal mit dem Bus, mal mit dem Zug oder mit PKWs über den Balkan nach Deutschland geflohen.

Schließlich sind wir in einer Flüchtlingsunterkunft in der Nähe von München gelandet, wo Sidan dann seine Schwestern sofort abgeholt hat. Ich bin mit Sidan und den Geschwistern zunächst noch mit nach Villingen-Schwenningen zu seiner Schwester gegangen – dann haben wir uns in Meßstetten in einer Flüchtlingsunterkunft gemeldet und sind erst einmal in Baden-Württemberg geblieben. Inzwischen lebe ich – ebenso wie Sidan – in Mönchengladbach.

Ich war auf der Fluchtroute mit meiner Frau und einem Kind zu dritt unterwegs. Anfangs war ich etwas enttäuscht, dass Sidan uns nicht mit nach Münster genommen hatte, aber das hätte Sidans Mutter nicht verkraftet und Sidan wollte auch nicht für uns verantwortlich sein, falls uns die Polizei anhält, da wir in Deutschland noch nicht registriert waren. Bei Sidans Geschwistern war es ja etwas anderes, denn es war klar, dass sie zu ihrer Mutter dürfen.“

Mein jüngerer Bruder Maher erzählt von seinem Alltag in Solah und dem Krieg

„Ich bin im Dezember 2000 geboren. 2005 starb mein Vater. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Zu diesem Zeitpunkt war ich zu Hause, habe nur Schreien gehört und dann habe ich gesehen, wie alle rennen. Ich fragte mich, was passiert war und dann hörte ich, dass mein Vater gestorben war. Ich sah, dass meine Oma Sidan in unser anderes Wohnzimmer brachte. Sidan weinte sehr schlimm. Überall auf dem Hof kamen dann viele Menschen zusammen.

In meiner Kindheit war ich sehr beliebt. Ich hatte lange Haare. Mein Onkel gab mir immer Taschengeld für Süßigkeiten. Zu dieser Zeit spielte ich gerne Fußball. 2006 meldete mich meine Familie in Shingal in einer neuen kurdischen Schule an. Man besucht diese Schule von der ersten bis zur sechsten Klasse. Es gab nur Lehrer, keine Lehrerinnen. Ich hatte damals immer viel Angst und fühlte mich komisch. Im Kontakt mit anderen Menschen, zum Beispiel meinen Lehrern, hatte ich immer Angst.

Für jeden Morgen stellte ich mir einen Wecker und ging dann mit meinen Cousins und meinen Freunden gemeinsam zur Schule. Wenn wir ein paar Minuten zu spät waren, bekamen wir von den Lehrern Schläge auf die Hände. Ungefähr drei Tage lang hatte man danach noch Schmerzen. Wir hatten kein Geld in der Schule dabei, aber meine Mama hat immer Mehl in Öl gebacken und es für mich in eine Tüte getan – und das habe ich dann zum Frühstück mitgenommen. Dafür wurde ich von den anderen Kindern ausgelacht, aber dann wollten sie es doch probieren.

Auf dem Weg zur Schule wurden wir häufig von Hunden angegriffen. Oft waren es fünf bis sieben Hunde. Einmal kamen sie uns sehr nahe und ich hatte richtig Angst. Im selben Moment fuhr ein Auto vorbei, das hinten eine offene Ladefläche hatte, und da bin ich einfach draufgesprungen. Der Fahrer nahm uns dann alle mit. Jeden Morgen, wenn ich mich zu Hause auf den Weg machte, hoffte ich, dass uns ein freundlicher Autofahrer mitnehmen würde. Manchmal klappte es, manchmal wurden wir aber auch nur beschimpft.

Am meisten freuten wir uns jeden Morgen darauf, dass uns mein Cousin Kaugummis mitbrachte, die er aus dem Laden seiner Familie heimlich für

uns geklaut hatte – sie hatten nämlich einen Süßigkeitenladen. Wenn wir mittags Eis essen wollten, lenkten wir den Verkäufer so lange ab, bis wir Eis, Kaugummis und Lutscher klauen konnten. Am Anfang habe ich nicht mitgemacht, aber als ich gesehen habe, dass es alle gemacht haben, hat sich das geändert. Und fast jeden Nachmittag haben wir unseren Cousin um Geld für Süßigkeiten angebettelt, bis jeder von uns 500 Dinar geliehen bekam. Ich schulde ihm bestimmt noch immer Geld.

Wenn ich in der Schule nicht aufpasste, wurde ich geschlagen oder bekam zumindest eine Kopfnuss von meinen Lehrern. Wenn ich was Schlimmeres gemacht hatte, musste ich meinen Kopf gegen die Wand hauen, das war dann meine Strafe. Oder ich musste zum Mülleimer gehen und dort fünf oder zehn Minuten auf einem Bein stehenbleiben – mit Blickrichtung gegen die Wand. Das Schlimmste für mich waren aber die Schläge mit dem Stock auf die Hände, vier- oder achtmal. Diese Strafen hat man schon für Kleinigkeiten bekommen, zum Beispiel, wenn man zu spät gekommen war, wenn man nicht aufgepasst hatte oder wenn man schlechte Noten bekommen hatte. Außerdem durften wir in der Klasse kein Kaugummi kauen. Sonst wurde es uns in die Haare geklebt. Bei meiner Cousine wurde das Kaugummi einmal vorne in ihren Pony geklebt, sodass sie es nicht mehr rausbekam. Sie musste dann ihre Haare abschneiden, war sehr sauer und beschimpfte ihren Lehrer dafür.

Im Englischunterricht konnten nur vielleicht vier von dreißig Schülern Englisch lesen, die anderen bekamen alle Schläge. Auch im Matheunterricht wurden wir jahrelang geschlagen: Wir mussten das kleine Einmaleins auswendig wissen.



Aber irgendwann bekamen wir einen Trick von einem Lehrer gezeigt, wie man das kleine Einmaleins mit den Fingern rechnen kann. Daraufhin gab es für uns keine Schläge mehr, weil ich und zwei andere Kinder es verstanden hatten, wie es geht. Alle waren sprachlos, dass wir es konnten.

Sidans Bruder Maher und Sidan im Friseursalon David in Mönchengladbach

In der Schule wurden meine zwei Cousins und ich quasi jeden Tag verprügelt, weil wir als einzige aus unserem Dorf kamen. Einmal war ich probeweise für drei Tage auf der arabischen Schule, auf der auch mein Bruder Sidan war. Dort war es aber noch schlimmer, ich bekam nur Schläge von den anderen Kindern und wurde sogar angespuckt, weil ich ein Jeside vom Dorf war. Darum blieb ich dann lieber auf meiner kurdischen Schule.

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, fing ich an zu arbeiten. Das war in so jungen Jahren sehr schwer für mich. Unsere Familie hatte ein großes Elektrogeschäft. Ich bin trotzdem heute froh über diese Erfahrungen, da ich früh lernte zu arbeiten. Wenn LKWs kamen, mussten wir diese entladen, Pakete öffnen und die Waren einräumen. Das waren sehr schwere Kartons mit Waren aus China und anderen entfernten Ländern.



Sidans jüngerer Bruder Maher arbeitet mit ca. zehn Jahren im Laden der Familie mit

Ich ging dann zwar damals erst einmal weiter zur Schule, aber arbeitete die ganzen Sommerferien im Laden. Denn die Familie brauchte meine Hilfe in den Ferien. Eigentlich wollte ich meine Sommerferien lieber genießen, schwimmen gehen oder mit den anderen Kindern spielen. Trotzdem bereue ich es nicht, dass ich meine Familie zu dieser Zeit unterstützt habe. Manchmal habe ich etwas Taschengeld von meinem ältesten Bruder Dlo bekommen, der einer der beiden Geschäftspartner war, die den Laden gemeinsam betrieben. Auch nach den Sommerferien kam ich nach der Schule manchmal noch zur Arbeit.

2012 passierte in den Sommerferien wieder etwas sehr Schlimmes in der Familie. Wir waren gegen 13 Uhr beim Mittagessen und dann gab es laute Schreie und wir erfuhren, dass sich meine älteste Schwester umgebracht hatte. Mama und ich rannten zu ihrem Haus. Ich bekam mit, wie meine Schwester aus dem Haus gebracht wurde und sah, wo die Kugel sie getroffen hatte. Ja, ich habe ihre Leiche gesehen. Das war für mich eine sehr schwierige Zeit, alle weinten. Meine Schwester Hadya musste so viel weinen, bis keine Tränen mehr kamen.

Bis 2014 habe ich die Schule besucht. Im selben Jahr ist dann der Krieg ausgebrochen. Am 03.08.2014 dachte ich, es sei ein normaler Tag, wir gehen raus und kommen dann wieder nach Hause, ich nahm sogar Karten mit, weil ich meinte, dass wir etwas spielen und essen würden und dann wieder nach Hause gehen würden, aber leider kam es völlig anders ...

Ich wusste nicht, was Krieg ist. Wir waren dann etwa sieben Tage im Berg. Schon lange, bevor wir zum Berg gelangten, sah ich, dass alle Leute Richtung Berg fuhren. Da kam mir der Gedanke, dass es doch etwas Ernstes sein musste. Doch anfangs hatte ich nur etwas Angst, aber nicht übermäßig. Wir fuhren mit der ganzen Familie mit einem Lkw etwa eine halbe Stunde in den Berg, mein Cousin war der Fahrer. Wir hatten Bedenken, dass das Auto irgendwann nicht mehr fahren würde oder dass die Reifen kaputtgehen würden, weil es keine richtigen Straßen in den Berg gibt. Letztlich sind wir aber heil am Ziel angekommen.

Ich weiß noch, dass ein Hubschrauber, der Essen für uns abwerfen wollte, abgeschossen wurde, damit sie uns nicht versorgen konnten. Nachts mussten wir auf dem Boden schlafen, auf Steinen, ohne Kissen und ohne Decken. Die Tiere – Ameisen und Mücken – haben mich gebissen. Und ich hatte dauernd Angst, dass der IS auch in den Berg kommen würde. Sehr schrecklich war außerdem, dass ich hungernde Kinder sah – auch tote Kinder – oder ältere Frauen, die nicht mehr laufen konnten. In der Nacht hörte ich viele Schreie, sowas wie: „Hilfe, Hilfe“. Aber jeder musste sich um sich selbst kümmern, denn es kam keine Hilfe von außen.

Wir hatten sieben Tage fast kein Essen und fast nichts zu trinken. Wir haben hartes Brot aus dem Keller gegessen, das eigentlich für Schafe und Ziegen gedacht war. Das gab mir mein Cousin, er hatte es eigentlich für seine Kinder mitgenommen. Einmal sind wir den Berg wieder hinuntergegangen, mein Bruder Saher und ich. Dort gab es eine Stelle, wo es Wasser, Brot und Essen gab. Wir bettelten, dass uns die Leute Brot geben sollten. Dann sah ich wieder Hubschrauber, die abgeschossen wurden. Als ich zurückkam, fand ich meine Familie nicht wieder. Ich suchte nach meiner Mutter. Es war ein schlimmes Gefühl, ich dachte, wir sehen uns vielleicht nie mehr wieder. Keiner hatte Handys dabei. Irgendwann trafen wir zufällig meinen Cousin, der noch ein funktionierendes Handy dabei hatte. So konnten wir uns wiederfinden und

schliefen dort dann eine Nacht. Dieser Ort war sehr schlimm, weil die IS-Leute mit roten Lasern den Berg ausleuchteten. Man hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass der IS schießen würde, darum machten wir auch kein Licht.

Am nächsten Morgen bin ich wieder mit großem Hunger aufgewacht, sodass ich einfach Blätter von Bäumen gegessen habe. Ich fühlte mich wie ein Tier. Am darauffolgenden Tag kamen wir endlich an einen Ort, wo es wieder gutes Wasser gab. Dann versuchten wir, Essen von dort lebenden Familien zu klauen. Da war ein Mann, der viele Schafe hatte. Wir nahmen uns einfach ein Schaf und dazu klauten wir drei kleine Packungen Reis. Wir haben das Schaf geschlachtet, es über dem Feuer gebraten und es mit 35 bis 40 Personen, die meisten aus unserer Familie, gegessen, weil wir so einen großen Hunger hatten.

An diesem Ort sind wir zwei Tage geblieben. Irgendwann kam mein Bruder dann mit einem Traktor samt Anhänger, um uns abzuholen. Mit zwölf Personen aus meiner Familie und vielen weiteren Menschen stiegen wir auf diesen Traktor. Dann waren wir zwölf Stunden unterwegs, bis wir in Dohuk ankamen. Ich hatte immer noch große Angst.“

Meine Schwester Huda und ihr Mann Azad erzählen von ihrer Flucht über den Berg

Als wir unser Zuhause verlassen haben, um in den Berg zu gehen, so erinnert sich meine Schwester Huda, hat mein Hund beim Abschied unsere Angst gespürt. Er hat gesehen, dass wir weggehen, aber wir konnten ihn wirklich nicht mitnehmen. Sein Blick war ein Abschied. Ich hatte ihn freigelassen. Er ist noch ein Stück hinter uns hergerannt, als wir mit dem Auto weggefahren sind. Auch die Hühner mussten wir natürlich zurücklassen, die Tauben ebenso. Wir dachten ja, wir kommen bald wieder, aber den Hund hatte ich freigelassen. Er wäre bestimmt wieder gekommen, wären wir zurückgekehrt. Ich denke, dass der IS ihn umgebracht hat. Sie haben alle Hunde umgebracht, wenn sie nur gebellt haben, so heißt es.

Mein Schwager Azad, der genauso heißt wie mein Freund Azad, erinnert sich, dass er seine Großeltern im Berg zunächst zurücklassen musste, weil sie es nicht geschafft hätten auf die andere Seite des Berges zu gehen. Ein, zwei Tage später wollte er ihnen Essen und Trinken bringen. Auf dem Weg sah er viele Leute tot

oder halbtot auf dem Boden liegen und das Wasser für seine Großeltern gab er schließlich einer Frau und ihren Kindern, damit sie überlebten. Die Frau kam dann wieder etwas zu Kräften. Er musste zwar einerseits für seine Familie sorgen, aber andererseits doch erst Leben retten. „Du denkst nicht darüber nach, auch wenn du vielleicht in ein paar Stunden selbst Durst hast“, sagt er. Am Ende hat er aber auch seinen Großeltern noch Wasser bringen können. Und letztlich hat er sie sogar über den Berg bekommen, aber es hat ewig gedauert, weil sie kaum laufen konnten. Er musste sie zeitweise mit einem Tuch auf seinem Rücken tragen, um überhaupt ein Stück vorwärtszukommen. Doch irgendwann waren sie auf der anderen Seite des Berges, wo es Essen und Trinken gab und sie sich erholen konnten.

Sie hörten dann, dass es einen Ausweg gab, eine freie Strecke nach Syrien, die auch mit Autos passierbar war. Aber sie waren noch weit von dieser Stelle entfernt. Daher mussten sie zunächst einmal wieder höher in den Berg laufen und einige Zeit dortbleiben. Mein Schwager hörte dann von den YPG-Leuten und anderen Kämpfern erneut von einem freien Weg nach Syrien. Um 3 Uhr nachts liefen sie los quer durch den Berg und um 13 Uhr waren sie erst an der syrischen Grenze und endlich in Sicherheit. Von dort aus kamen sie dann ebenfalls nach Dohuk.

In Syrien gab es immer wieder Autos, die Geflüchtete Richtung Nordosten, Richtung Dohuk, mitnahmen und sie dort wiederum in der Nähe der Grenze rausließen. Azad und seine Großeltern hatten Glück, dass sie mit einem kurdischen Syrer bis zur syrisch-irakischen Grenze Richtung Dohuk mitfahren konnten. Dieser Mann half gerne und allein an diesem Tag transportierte er bestimmt Hunderte von Menschen weiter.

Meine Familie und ich hatten die ganze Zeit keinen Kontakt zu meiner Schwester und ihrer Familie. Ich hoffte nur, dass sie noch leben würden. Sie überlebten, aber leben noch heute in einem Flüchtlingslager in Dohuk.

Das jüngste Kind meiner Schwester war damals noch ein Säugling, doch sie hatte keine eigene Milch mehr ohne Essen und Trinken. Darum mussten sie das Wasser für das Milchpulver warm machen, damit das Kind nicht krank wurde. Dafür erhitzten sie stundenlang das Wasser auf dem Berg in der Sonne auf dem Stein. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Nachdem sie in Dohuk

angekommen waren, wäre die Tochter fast gestorben. Sie hatte Durchfall, hat nichts mehr gegessen und war letztlich wochenlang im Krankenhaus. Das kam sicherlich auch durch die ungesunde und unzureichend erhitzte Milch, aber es gab keine anderen Möglichkeiten.

Mein Weg nach Deutschland im August 2014

Als wir noch im provisorischen Lager in Dohuk waren, weckte mich mein ältester Bruder Dlo eines Tages um 4 Uhr morgens. Er fragte, ob ich mit nach Deutschland kommen wollte. Wieder wusste ich nicht, ob ich träumte. Aber natürlich sagte ich ja – in der naiven Annahme, dass wir in ein paar Tagen da sein würden. Ich wusste nicht, welch langer Weg mich erwartete. Aber es war der Moment, in dem mein lange gehegter Plan, nach Deutschland zu kommen, begann real zu werden.

Leider hatten wir nicht genug Geld für die Schleuser, damit gleich alle Familienmitglieder mit uns mitkommen konnten. Deswegen musste die Entscheidung fallen, wer zunächst zurückbleiben sollte. Letztlich gingen meine Mutter, mein mittlerer Bruder mit seiner Frau und ich nach Deutschland voran. Mein kleiner Bruder und meine zwei jüngeren Schwestern sollten mit meinem ältesten Bruder nachkommen. Vorerst blieben sie in Kurdistan in einem Zelt. Wir, die wir vorangingen, hatten keine Ahnung, was uns erwartete. Es hieß lediglich, dass wir nicht viel mitnehmen sollten. Ich besaß allerdings auch nicht viel, das meiste hatte ich ja ohnehin zu Hause zurückgelassen. Die Entscheidung fiel auf ein paar Kleidungsstücke, die mir Menschen unterwegs oder in Dohuk geschenkt hatten, das war alles.

Wir wurden von der Schule, in der wir in den letzten Wochen geschlafen hatten, mit einem Auto abgeholt, das fuhr uns dann ins Gebirge zur türkischen Grenze. Dieser Weg dauerte ungefähr drei bis vier Stunden. Daraufhin liefen wir über die Grenze vom irakischen Nord-Kurdistan zu Fuß über hohe Berge in die Türkei. Dort angekommen stellten wir uns an den Straßenrand und warteten halb versteckt, bis ein Schlepper kam. Dann wurden wir nach Silopi gebracht, wo wir in einem Privathaus ein Abendessen, Decken und einen Platz zum Schlafen bekamen. Von Silopi fuhren wir am nächsten Morgen mit dem Bus einen Tag und eine Nacht bis nach Istanbul weiter. Dort ruhten wir uns erst einmal in einem Hotel aus. Danach ging es immer wieder woanders hin,

um zu versuchen, über die Grenze zu kommen, wobei wir weiterhin in Hotels unterkamen. Das organisierte alles der Schlepper. Komfortabel war das allerdings in der Regel nicht, es waren einfache Hotels und oft waren sechs bis zehn oder sogar mehr Personen in einem Zimmer untergebracht. Meistens waren Kinder dabei, was vor allem in der Nacht zu Unruhe führte. Jedes Mal mit zwei Tagen Vorwarnung mussten wir uns Essen und Trinken kaufen, um uns für eine längere Tour vorzubereiten, oft wurde es aber auch kurzfristig wieder abgesagt. Doch am Ende landeten wir jedes Mal wieder in Istanbul.

So haben wir mehrmals versucht aus der Türkei über Bulgarien über die Grenze zu kommen. Wir bekamen zum Beispiel einen Anruf, wurden mit einem Auto abgeholt, in einem Wald abgesetzt, aber dann kam niemand und jemand anderes brachte uns wieder zurück. Einmal sind wir mit dem Bus nach Mersin gefahren in der Hoffnung ein Schiff zu bekommen, das uns über das Meer bringen sollte. Mersin gefiel mir gut. Wir waren dort im achtzehnten Stock untergebracht mit einer herrlichen Aussicht. Das war der schönste Blick, seitdem der Krieg uns erreicht hatte, und wir durften eigentlich gar nicht raus. Doch mit meinem Cousin bin ich an den Strand gegangen – da waren viele Touristen aus europäischen Ländern. Ich fühlte mich plötzlich frei und fast schon wie in Europa. In einer nahegelegenen Stadt waren wir auch einmal. Allerdings waren wir im Hotel mit vielen Leuten auf engstem Raum untergebracht – das wurde mit der Zeit anstrengend. Außerdem hatten wir uns immer noch nicht von unseren Erlebnissen erholen können. Letztlich klappte das mit dem Schiff nicht und wir mussten ein weiteres Mal zurück nach Istanbul.

Dort wurde uns dann wieder eine Abreise angekündigt. Wir fuhren mit Autos Richtung Bulgarien. Kurz vor der Grenze irrten wir dann stundenlang durch Maisfelder, um uns zu verstecken, bis der Schlepper kommen sollte. Doch er kam den ganzen langen Tag nicht. Wenigstens hatten wir Essen und Trinken dabei. Wir trampelten dann einfach mitten im Maisfeld einen Kreis platt und ließen uns dort nieder. Dann wurde es dunkel und endlich kam ein Schlepper, brachte uns aber nicht in Richtung Grenze, sondern einmal mehr zurück ins Hotel nach Istanbul.

Nach einigen Tagen ging es dann wieder nach der üblichen Vorwarnung mit einem Auto Richtung Bulgarien – durch die Nacht. Irgendwo wurden wir rausgeschmissen und sollten unter einigen Bäumen warten, wo wir abgeholt

werden sollten. Nach einer knappen Stunde kamen tatsächlich zwei riesige Männer. Wir folgten ihnen zu Fuß durch den Wald bis zum Grenzfluss nach Bulgarien. Dort steckten sie uns alle, insgesamt ungefähr dreißig Leute, in ein kleines Holzboot, das vielleicht sechs Meter lang war. Einige der Mitreisenden kannten wir aus dem Hotel, andere hatten wir vorher noch nie gesehen. Die Fahrt ging mitten in der Nacht über einen breiten Fluss. Wir hatten sechs Kinder dabei und hatten alle Angst. Das Boot war so stark besetzt, dass ab und zu Wasser über den Rand hinein schwappte, das wir immer wieder raus schöpfen mussten. Wir sollten uns auf keinen Fall bewegen, damit es nicht noch gefährlicher wurde, sagte man uns. Es war wirklich gruselig und dunkel, nur der Halbmond spendete ein bisschen Licht. In der Mitte des Flusses, der uns jetzt noch breiter vorkam, gab es eine heftige Strömung. Doch irgendwann erreichten wir die Nähe des anderen Ufers, nur konnte das Boot wegen der ganzen Algen und Sträucher leider nicht bis an Land fahren. Deshalb mussten wir im brusthohen Wasser aussteigen und zum Ufer laufen.

Endlich kamen wir an Land und hatten wieder festen Boden unter den Füßen. Aber es war mitten in der Nacht und es war so dunkel, dass man die eigene Hand nicht vor Augen sehen konnte. Es fühlte sich weiterhin gefährlich an und wir wussten nicht, woran wir waren. Der einzige Lichtblick war der Mond zwischen den Baumkronen. Hinzu kam, dass wir irgendwie unsere sechs Kinder und unser Gepäck tragen mussten. Das war bereits im Wasser ein ziemliches Problem gewesen. Ich selber hatte einen Rucksack auf dem Rücken, ein Kind auf den Schultern und eins auf dem Arm. Ich konnte nicht sehen, wohin ich lief oder ob irgendein Hindernis oder Loch auf dem Weg vor mir war. Aber letztlich ging alles gut.

Irgendwann kamen wir endlich bei einem leeren Haus an. Es war völlig verdeckt mit Hundekot und hatte weder Fenster noch Türen. Wir waren nass und müde. Hier sollten wir auf den nächsten Schlepper warten. Das haben wir dann getan, so wie wir waren: nass und durchgefroren. Um 8 Uhr morgens kam tatsächlich ein Transporter ohne Fenster und wir mussten alle einsteigen. Die Türen wurden geschlossen, es musste alles sehr schnell gehen. Mit diesem Transporter fuhren wir in wilder Fahrt ungefähr fünf Stunden lang – viele haben sich übergeben und es gab keine Pinkelpausen. Letztlich landeten wir in irgendeinem Hotel im Nirgendwo in Bulgarien. In dieser Unterkunft, die natürlich kein richtiges Touristen-Hotel war, bekamen wir wenigstens et-

was zu essen und zu trinken. Nach drei Tagen sollte es endlich weitergehen. Dafür mussten wir uns aber trennen, weil der Weg zur serbischen Grenze mit mehreren Taxis zurückgelegt werden sollte. Auf der serbischen Seite der Grenze mussten wir wieder ziemlich lange durch einen Wald laufen und irgendwo sollten uns dann serbische Taxis abholen.

Wir trafen uns dann alle erst in einem Haus in Serbien wieder. Auch dieses Haus war, wie schon seine Vorgänger, verlassen, tür- und fensterlos. Es gab ein paar Decken gegen die Kälte, ansonsten mussten wir auf dem nackten Boden schlafen. In der Nähe waren normale Wohnhäuser und einige Menschen von dort kümmerten sich um uns. Es gab keine Toiletten – wir mussten in den Wald gehen – und keine Duschen, sodass wir uns mit Wasser und Seife draußen gewaschen haben. Unsere vorübergehenden Mitbewohner wechselten ständig, aber wir mussten ja warten, bis wir wieder komplett waren. Manchmal – beim Wechsel der Mitbewohner – habe ich mir einen kleinen Teppich als Unterlage nehmen können, aber ich habe dennoch fast immer schlecht geschlafen. Nachts war es besonders gruselig. Wir hatten keinen Strom, meist schrien Kinder und wir waren immer in Sorge, denn wir wussten nicht, ob und wie unsere Familienmitglieder überhaupt ankommen würden. Doch irgendwann waren sie endlich da – und wir mussten dann einmal mehr auf den nächsten Schlepper warten.

Im Haus war es nun ziemlich eng, es waren viele Menschen auf ganz kleinem Raum. Deshalb ging ich oft raus, obwohl wir das nicht durften. Die Helfer der Schlepper brachten uns ab und zu Essen oder Kaffee. Einmal brachten sie Brötchen mit Schweinefleisch mit. Ich hatte riesigen Hunger und einer gab mir viele der Brötchen. Ich aß sofort eines. Dann machten sich viele der anderen Geflüchteten über mich lustig: „Wie kannst du das essen?“ Erst da verstand ich, dass Muslime kein Schweinefleisch essen. Das war vorher nie Thema bei uns, da es im Irak in unserer Region kein Schweinefleisch gegeben hatte. Ich hatte niemals auch nur ein Schwein gesehen – und niemand hatte jemals mit mir über diese Regel gesprochen. Meine Familie aß die Brötchen dann aber ebenfalls – wir hatten schließlich alle großen Hunger.

Ein paar Mal ging ich ins Dorfzentrum, das gar nicht so weit weg war. Auch das war eigentlich verboten und die serbische Polizei hätte mich nicht erwischen dürfen. Ich habe versucht Menschen kennenzulernen und traf unter

anderem einen Jungen, mit dem ich irgendwann auch Fußball gespielt habe. Wir freundeten uns an und ich versuchte mit Händen und Füßen meine Geschichte zu erzählen. Er nahm mich zu sich nach Hause mit. Da ich schon seit Tagen unter furchtbaren Bauchschmerzen litt, half mir seine Mama. Sie gab mir Tabletten und etwas zu essen und ich fühlte mich besser.

Irgendwann in den nächsten Tagen holten uns erneut Schlepper ab und fuhren uns mit Autos auf einen Bauernhof. Da sollten wir uns verstecken, bis die nächste Etappe der Flucht beginnen sollte, nach Ungarn. Es verging ein Tag und eine Nacht und leider kam niemand. Zum Glück hatten wir Wasser, aber nur noch wenig zu essen. Wir deckten uns mit Mülltüten zu, die wir immer bei uns hatten, um uns vor Kälte und Feuchtigkeit zu schützen. Dann kamen Leute aus der Gegend und sagten uns, wir sollten sofort verschwinden, sonst würden sie die Polizei rufen. Tatsächlich kam dann mitten in der Nacht so gegen 4 Uhr morgens die Polizei. Ich kann mich erinnern, wie jemand die Mülltüte von meinem Kopf zog, und plötzlich guckte mich ein Polizist an. Sie brachten uns auf die Polizeistation. Wir sollten ins Gefängnis und unsere Fingerabdrücke abgeben oder eine gewisse Summe Geld bezahlen, um frei gelassen zu werden. Wir wollten auf jeden Fall weiter nach Ungarn und erklärten ihnen das irgendwie. Wir kratzten die verlangte Summe zusammen, dann fuhren sie uns schließlich noch ein Stück weiter und zeigten uns den Weg zur ungarischen Grenze.

Einen ganzen Tag liefen wir über Maisfelder und Landstraßen. Irgendwann quälten uns Hunger und Durst und ich sagte die ganze Zeit, dass ich Äpfel riechen würde. Alle machten sich über mich lustig, bis wir tatsächlich in einen Apfelhain kamen. Wir haben dort so viele Äpfel gegessen und mitgenommen, wie wir konnten. Ich erinnere mich immer noch an diesen Geschmack in meinem Mund und habe bis zum heutigen Tag nie wieder bessere Äpfel gegessen.

Leider hatten wir keine Möglichkeit, die Verbindung zu den Schleppern wieder aufzunehmen, sodass der Kontakt zu ihnen durch unser Aufeinandertreffen mit der Polizei abbrach. Wir waren nun ganz auf uns allein gestellt und mussten uns auf eigene Faust einen Schlafplatz suchen. Irgendwann fanden wir einen verlassenem Schuppen, da wollten wir übernachten. Weil wir schon einen Tag und eine Nacht unterwegs waren, ohne viel zu essen oder zu trinken, hatten die beiden stillenden Mütter, meine Schwester und die Frau meines Cousins, keine Milch mehr für die Babys. Darum bin ich dann losgezo-

gen, um irgendeine Lösung zu finden. In der Ferne sah ich ein Haus. Da waren zwar Wachhunde, doch die waren zum Glück eingezäunt. Ein Junge kam raus und ich versuchte ihm zu erklären, dass wir Hunger und Durst hatten und auch Babys dabei waren. Er verstand mich nicht ganz, aber gab mir trotzdem ein bisschen Milch. Ich lief zurück, so schnell ich konnte, damit wenigstens die Kleinsten versorgt waren. Obwohl es immer dunkler und dunkler wurde, zogen wir mitten in der Nacht weiter.

Ungefähr um 2 Uhr morgens erreichten wir eine Zone, die aussah wie ein Grenzübergang. Und mitten in dieser nächtlichen Dunkelheit gingen plötzlich ungefähr zwanzig Autoscheinwerfer an. Wir hatten die ungarische Grenze erreicht und wurden umzingelt. Plötzlich waren unzählige Maschinengewehre auf uns gerichtet. Die Kinder fingen an zu weinen und die Frauen schrien. Wir hatten furchtbare Angst. Man steckte uns in Militärfahrzeuge und sagte uns, wir dürften uns nicht bewegen, aber es waren sehr viele Mücken unterwegs. Deswegen war es unmöglich, sich nicht zu kratzen. Jedes Mal, wenn sich einer von uns bewegte, schlugen sie uns mit den Waffen auf den Kopf. Sie brachten uns zu einer Art Polizeistation, die aber eigentlich eine Sammelstelle für Flüchtlinge war. Sie zogen uns nackt aus und untersuchten all unsere Körperöffnungen. Ich versank vor Scham fast im Boden. Sie nahmen Fingerabdrücke, machten Fotos und guckten uns in den Mund. Ich frage mich bis heute, was genau sie dort suchten.

Daraufhin brachten sie uns in eine Art Gefängnis, in einen vielleicht zwanzig Quadratmeter großen Raum mit ungefähr fünfzig Leuten. Wir lagen übereinander, zusammengepfercht wie Tiere. Wir saßen teilweise in unserem eigenen Urin und wurden von Mücken zerstoßen. Es fühlte sich grausam und eklig an, unsere Körper und Gesichter waren angeschwollen, es stank fürchterlich und wir waren verzweifelt. Nach 24 Stunden entließen sie uns, aber brachten uns in ein Camp, wo wir ungefähr eine Woche blieben.

In diesem Camp waren erneut Schlepper, die uns dann Kontakte vermittelten, damit wir nach Budapest kommen konnten. Da wir zu viele waren, sollten wir uns wieder trennen. Meine engere Reisegruppe auf der Flucht bestand wie gesagt aus meiner Mutter, meinem älteren Bruder Saher und seiner Frau. Dann war noch meine verheiratete Schwester Huda mit ihrem Mann Azad und drei Kindern dabei. Außerdem hatten wir meinen Cousin (und

Geschäftspartner im Laden) mit seiner Frau und drei Kindern dabei, die zwischen zwei Monaten und fünf Jahren alt waren. Die vielen Kinder, die wir dabei hatten, erschwerten die Flucht noch zusätzlich und wir konnten nicht die ganze Zeit zusammenbleiben. Bis Budapest waren wir allerdings immer nur kurz getrennt gewesen, doch nun reisten wir in drei Gruppen weiter und trafen uns erst in München wieder. Ich reiste ab da mit meiner Mutter allein. Über Facebook hatten wir halbwegs Kontakt miteinander, auch wenn wir in meiner vierköpfigen Reisegruppe nur ein Handy hatten.

Die Schlepper wiesen meiner Mutter und mir einen Mann zu, an den wir uns halten sollten. Ich sollte ihm folgen, egal wo er hingehen würde, ob Bus, Zug oder zu Fuß. Er kaufte für uns Fahrkarten. Wir durften ihm nicht zu nahe kommen, damit er jederzeit fliehen und dann sagen konnte, dass er uns nicht kennt, aber gleichzeitig durften wir ihn auch nicht aus den Augen verlieren. Nach ca. einer Stunde Fußweg durch die Stadt, die wunderschön war, brachte er uns zu einem Auto. Kaum saßen wir drin, schrie der Fahrer: „Polizei, Polizei!“ Der Schlepper und wir stiegen sofort wieder aus und liefen dann weiter kreuz und quer durch die Stadt. Einmal verlor ich ihn aus den Augen, er fand mich aber nach ungefähr einer halben Stunde wieder. Er erklärte uns, dass heute kein Weiterkommen mehr möglich sei, und brachte uns in ein Dachgeschoss in irgendeinem Haus, wo wir auf dem Boden übernachteten.

Am nächsten Morgen kam eine neue Person, die uns abholte und zu unserer Mitfahrgelegenheit brachte: Es war ein junges Pärchen, Touristen, die eigentlich nach Frankreich wollten. Der Weg sollte über München gehen. Ich sollte ihnen 50 Euro geben, wenn wir am Ziel waren. Dem Pärchen war offenbar gar nicht bewusst, dass wir Flüchtlinge waren. Sie behandelten uns sehr freundlich und versuchten, mit uns ins Gespräch zu kommen. Wir hörten zusammen Musik, sie teilten ihr Essen mit uns. Wir lachten und fühlten uns fast normal. Weil ich die Fahrt so sehr genoss, entspannte ich mich und schlief sogar irgendwann ein. Nachdem wir lange durch Österreich gefahren waren, machte mich meine Mutter wach und sagte: „Ich glaube, wir sind jetzt in Deutschland.“

Irgendwann fuhr ein Auto an uns vorbei. Drinnen saßen zwei Polizisten und winkten uns heraus. Wir mussten aussteigen und sagen, woher wir kommen und wohin wir wollen, wer wir sind. Ich sagte die ganze Zeit: „Ich will nach Alanya“, und der Polizist versuchte mir zu erklären, dass wir schon

in Deutschland seien. Er brachte uns dann alle vier zu einer Polizeistation. Er unterhielt sich die ganze Zeit mit dem Pärchen auf Englisch. Ich verstand nichts und wusste überhaupt nicht, worum es ging. Das Pärchen fuhr dann irgendwann weiter und wir sahen die beiden leider nie wieder.

Während der ganzen Zeit hatte ich nie geweint, weder im Berg, in Dohuk noch auf der Flucht nach Deutschland. Meine Mutter hatte dauernd neben mir geweint, ich nicht eine Sekunde – nicht auf dem Balkan und auch nicht während oder nach der gefährlichen Überfahrt über den Fluss an der türkisch-bulgarischen Grenze. Die Kinder an meinen Händen hätten jeden Moment sterben können. Geweint habe ich in dieser ganzen wochenlangen Krisenzeit erst hier an der österreichisch-deutschen Grenze, als sie uns erwischten und zu uns sagten „Welcome to Germany!“ Mein Traum war wahr geworden. Jetzt war ich endlich am Ziel und jetzt war ich glücklich, egal was nun kommen würde.

Es war mir am Ende auch egal, dass wir die erste Nacht bei der Grenzpolizei eingeschlossen in einer knastartigen Zelle verbringen mussten – da war ich wenigstens mit meiner Mutter allein drin und wir hatten immerhin ein Bett und ein Klo. In der Nacht habe ich dennoch nicht eine Sekunde meinen Mund gehalten. Ich habe ständig geredet und immer wieder gerufen „Lasst mich hier raus“, denn ich hatte Bedenken, dass sie mich ewig hier behalten und für Monate einsperren wollten, jetzt, da ich endlich in Deutschland angekommen war. Ich wollte ihnen sagen, dass ich der Gute bin und die vom IS die Bösen sind. Warum steckten sie mich hier in eine Art Gefängnis? Ich randalierte wirklich die ganze Nacht. Aber morgens war es dann soweit und wir durften raus.

Als der Dolmetscher kam, erklärten sie uns alles und die Polizei entschuldigte sich bei mir. Als ich gesagt habe, ich würde Sidan heißen, wie der Fußballspieler Zinedine Zidane, haben sie herzlich gelacht. Sie haben erklärt, warum sie uns in die Zelle gesteckt hatten, eben weil sie uns mitten in der Nacht nach einem „illegalen Grenzübertritt“ erwischt hatten. Dann haben sie uns verhört und gefragt, wie wir hierhergekommen waren, wer die Schlepper waren, in welchem Camp wir waren, welche Route wir genommen hatten. Das war mir alles egal in diesem Moment. Ich hatte keine Angst mehr vor den Schleppern oder dem IS – ich war endlich in Sicherheit. Und ab diesem Moment habe ich die Polizisten als Freunde gesehen. Sie waren vorher auch okay, aber ich hatte sie nicht verstanden und schon gar nicht, warum sie uns einsperren mussten.

Jetzt wurde mir klar: Wir sind wirklich in Deutschland, wir sind hier willkommen, wir werden tatsächlich aufgenommen und wir können in Deutschland bleiben. Da musste ich gleich noch einmal weinen; vielleicht auch, weil ich noch einmal meine ganze Geschichte erzählt hatte, und weil dabei alles noch einmal hochgekommen war. Aber ganz überwiegend waren es Freudenstränen. Meine Mutter war völlig überrascht, als ich weinte. Sie hatte gedacht, ich würde nie weinen, obwohl es eigentlich viele gute Gründe in all der Zeit dazu gegeben hätte – in so einigen anderen Situationen wäre es naheliegender gewesen. Sie war jedenfalls völlig sprachlos, als mir vor ihr und vor den Polizisten plötzlich die Tränen kamen. Bisher hatte ich auf der Flucht oft mit Witzen und coolen Sprüchen die anderen zum Lachen gebracht, auch wenn sie selbst gerade weinten. Ich hatte sogar Witze über den IS gemacht. Einige haben mich dafür gehasst, weil ich immer noch fröhlich war, während fast alle weinten. Sie dachten vielleicht manchmal sogar, ich sei herzlos, weil ich nicht nur nicht mit ihnen weinte, sondern dann auch noch Witze machte. Aber manchmal waren sie auch einfach froh, dass ich ihnen ein bisschen gute Stimmung und Erleichterung vermittelt habe.

Nach Abschluss der Befragung bekamen wir zwei Zugfahrkarten ausgehändigt. Wir sollten in einen Zug steigen und zu einem Camp in München fahren. Nachdem wir uns eine Weile durchgefragt hatten, landeten wir tatsächlich irgendwie in diesem Camp. Es war eine der größten Geflüchtetenunterkünfte, die ich jemals gesehen habe. Hier waren auch andere, die unsere Sprache sprachen. Ich konnte mir sogar ein Handy ausleihen, um meine Familie über Facebook zu benachrichtigen und Informationen zu bekommen, wo sich alle befanden und wie es ihnen ging.

Nach ein paar Stunden – also noch am selben Tag – erreichte ich einen entfernten Verwandten, der in München wohnte. Ich kannte ihn eigentlich gar nicht, doch er war der Freund eines guten Freundes, stammte selbst auch aus Shingal und lebte jetzt in Deutschland. Ich rief ihn also an und er sagte mir, ich sollte vor das Camp gehen, da wäre ein Taxistand in der Nähe. Ich sollte dem Taxifahrer das Handy geben, damit er ihm die Adresse nennen könne und nach einer ziemlich langen Fahrt durch München kam ich mit meiner Mutter bei ihm an. Er sorgte ganz toll für uns und bezahlte auch den Taxifahrer. Das war das erste Mal, dass ich keine Angst mehr hatte und mich ausruhen, duschen und etwas essen konnte. Mein Gastgeber hatte voller Schrecken

in den Nachrichten und auf Social Media das Geschehen der letzten Wochen in Shingal verfolgt und war froh, wenigstens einer Familie helfen zu können, die das Grauen überlebt hatte.

Zum Glück waren wir nun in Deutschland angemeldet und endlich wieder legal unterwegs. Das ewige Versteckspiel hatte ein Ende. In München blieben wir dann noch ein paar Tage und erreichten telefonisch meinen Bruder und seine Frau. Ein paar Tage später sahen wir vier uns dann zum ersten Mal wieder. Wir meldeten uns erneut im Camp in München und wurden von dort nach Mühldorf weitergeschickt, wo wir in einer alten Disco landeten und ich bald die Lehrerin Petra kennenlernte.

Um die 200 Leute lebten in dieser Geflüchtetenunterkunft in Mühldorf. Das war nach der Verschnaufpause bei dem Verwandten in München unsere erste feste Unterkunft in Deutschland. Allerdings war es dort alles andere als komfortabel, denn die 200 Menschen lebten alle gemeinsam in einem einzigen riesigen Raum – meine Mutter, die gerade aus dem Krieg kommt, und ein Bettnachbar, der aus einem ganz anderen Teil der Welt stammte. Wie sollte sie sich da ausruhen? Zumal es nie ruhig war, auch nicht nachts. Es war ein bunter Haufen, der da zusammenkam, zum Beispiel aus Eritrea, aus Somalia, aus Syrien oder Afghanistan, um nur ein paar Nationalitäten zu nennen. So viele verschiedene Menschen, das führte automatisch zu Konflikten und teilweise auch zu Schlägereien. Wir hielten uns allerdings strikt aus den Streitereien raus, immerhin hatten wir schon genug Konflikte und Stress erlebt und wollten nur noch unsere Ruhe haben. Man konnte dort Freunde gewinnen, aber auch Feinde. Und natürlich gab es Rassismus unter Geflüchteten – seitens der Sicherheitskräfte war das genauso ein Thema. Sie hatten ihre Vorurteile und Schubladen längst ausgebildet: Irakis sind okay, Syrer machen Stress. Nigerianerinnen betreuen ihre Kinder nicht – das waren zum Beispiel ihre Sprüche.

Mir ging es zum Glück anders mit ihnen, denn in der Geflüchtetenunterkunft in Mühldorf freundete ich mich gleich mit den Sicherheitsleuten an und hatte viel Spaß mit ihnen, auch mit einigen anderen Geflüchteten war das so. Unangenehmen Leuten bin ich dagegen aus dem Weg gegangen. Mit einem Security-Mann hatte ich noch bis vor Kurzem Kontakt. Er ist längst ganz woanders gelandet.

Der Grund, warum ich viel Kontakt zum Security-Personal gesucht habe, war, dass ich vor allem neue Leute aus Deutschland kennenlernen wollte, anstatt mit anderen Geflüchteten abzuhängen, die auch aus dem Krieg kamen – besonders aus Syrien waren viele in dieser Unterkunft. Und ich wollte Deutsch lernen. Meine Strategie war, einfach lustig zu sein. Zum Beispiel habe ich, wenn die Securitys Musik hörten, meinen Kopf zur Musik heftig bewegt. Schnell nannten sie mich Shakira – und das verbreitete sich unter den Security-Leuten. Abends blieb ich manchmal lange bei ihnen, obwohl ich eigentlich ins Bett musste. Morgens haben sie mich dann gern als ersten geweckt, um mich zu ärgern, aber immer sehr nett und zärtlich. Trotzdem kam ich oft zu spät zum Frühstück und musste dann betteln, um doch noch etwas zu Essen zu bekommen.

Manchmal habe ich sie aber auch veralbert. Ich habe ihnen zum Beispiel mit Händen und Füßen erzählt, dass im anderen Teil des Camps eine Schlägerei wäre. Aber da war natürlich nichts. Sie waren mir aber allenfalls kurz böse, schließlich hatten sie mich ja genauso immer wieder geärgert, etwa wenn sie mich mit „Guten Morgen, Shakira“ begrüßten. Oft habe ich sie auch imitiert und irgendetwas nachgesprochen, was sie sagten, anfangs selbst ohne es zu verstehen. Aber das hat mir geholfen, mich an den Klang der deutschen Sprache zu gewöhnen und die ersten Worte zu lernen.

Eines Tages hieß es dann, dass wir am nächsten Tag verlegt werden würden. Petra, die Lehrerin, die sich um uns gekümmert hatte, und einige weitere Leute sind extra früh gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Ich war gerührt, weil ich nicht gedacht hätte, dass ich ihnen so viel bedeutete. Auch die Sicherheitskräfte haben sich von mir verabschiedet und sahen sogar ein bisschen traurig aus. Mit einigen hatte ich später noch länger Kontakt über Social Media.

Von Mühldorf wurden wir noch einmal kurz in eine andere Stadt verlegt, bis wir dann nach Münster zugewiesen wurden. Der Weg nach Münster war eine kleine Irrfahrt, weil wir mit dem Zug ziemlich falsch gefahren sind. Doch irgendwann kamen wir dann mit allen vier Personen in einem kleinen Zimmer in einer Geflüchtetenunterkunft in Münster-Sprakel an. Allerdings fiel unsere Ankunft auf einen Feiertag oder Sonntag. Das Sozialamt hatte zu, die Supermärkte hatten zu und wir hatten nichts zu essen. Und wieder übernahm

ich das Organisieren für meine Familie, indem ich in dem kleinen Vorort an einer Haustür klingelte und der Dame, die mir öffnete, mit Händen, Füßen und Google Translate erklärte, in welcher Situation wir uns befinden würden. Sie bat mich rein und kochte mir erstmal einen Kaffee. Dann gab sie mir Brötchen, Milch und Gemüse mit. Als ich zurück im Camp war, sagte ich zu meiner Mutter: „Guck mal, ich habe gezaubert.“

Gedanken zur Flucht nach Deutschland

Auf diesem langen Weg nach Deutschland habe ich mich oft gefragt, was Leben und was Tod ist. Der Tod war unser ständiger Begleiter. Wir wussten nie, ob wir den nächsten Tag erleben oder ob wir sterben würden. Draußen in der Dunkelheit, irgendwo im Nirgendwo, hatte ich manchmal das Gefühl, dass der Tod mich jagt. Ich bin ihm aber jedes Mal entkommen, egal ob uns Hunger, Krieg, Durst oder die Schlepper bedrohten oder ob die Gefahr von der Natur ausging, wenn wir Wälder durchquerten, über Berge laufen oder Flüsse durchqueren mussten. Oftmals quälten mich ein furchtbarer Durst und großer Hunger. Die hygienischen Verhältnisse führten dazu, dass ich andauernd unter Bauchschmerzen und Durchfall litt. Das ist bei mir leider bis heute in Stresssituationen so.

Doch in den Momenten, in denen wir in Gefahr waren – und das war fast immer in der Dunkelheit der Wälder oder in den Untiefen der Flüsse, die wir überquerten –, habe ich keine Sekunde an meinen eigenen Tod gedacht. Vielmehr beschäftigte mich die Angst vor dem Entdecktwerden oder vor dem Tod der Kinder, die in unserer Obhut waren. Für mich war es wichtig, dass sie nicht weinen mussten, etwa weil sie Angst hatten oder weil sie froren und Hunger leiden mussten. Ich habe sie immer überredet, sich eine Decke über den Kopf ziehen zu lassen. Zum einen wollte ich sie warmhalten. Zum anderen wollte ich nicht, dass sie sehen, wie dunkel und erschreckend die Umgebung war. Mit der Zeit wollten die meisten Kinder mit mir reisen, weil ich ihnen oft Geschichten erzählte, um sie zu beruhigen. Indem ich ihnen Märchen ins Ohr flüsterte, nahm ich ihnen die Angst – und mir selbst auch ein bisschen.

Erst im Nachhinein wurde mir richtig klar, dass mein Leben nach dem 03.08.2014 nie wieder so sein würde wie früher. Ich hatte über Monate das

Gefühl, mich immer verstecken zu müssen und nirgendwo hinzugehören. Erst musste ich mich im Krieg vor dem IS verstecken. Ich verstehe bis zum heutigen Tage nicht, was wir diesen Menschen getan haben sollen, dass wir den Tod verdient hätten. Ich war unschuldig, genauso wie all die anderen Menschen, die mit uns auf der Flucht waren, ja genauso wie Geflüchtete überhaupt. Später musste ich mich dann dauernd vor der Polizei verstecken – und immer wieder auch vor anderen Menschen, die uns nichts Gutes wollten. Ich konnte und wollte nicht verstehen, warum ich nicht ein Recht auf Freiheit und Leben, auf Frieden und auf Liebe habe – so wie andere Menschen auch.

Irgendwann hatte ich das Gefühl, dass mich die ganze Welt verfolgen würde und alle nach mir suchen würden. Die Flucht war so tief in mich eingedrungen, dass ich fast gar keine Hoffnung mehr hatte, irgendwann ein normales Leben zu führen. Ich fühlte mich nicht nur heimatlos, sondern auch ganz alleine auf der Welt. Ich war nirgendwo daheim, doch trotzdem wollte ich die Hoffnung auf ein normales Leben nicht aufgeben. Ich war jung und hatte vor unserer Flucht noch so wenig erlebt oder gesehen. Ich glaube, auf diesem langen Weg reifte ich vom Kind zum Erwachsenen.

Zwischen diesen zwei Welten, zwischen der schrecklichen Vergangenheit, in die ich nicht zurückkonnte, und einer ungewissen Zukunft, in der ich hoffte, irgendwann eine Heimat zu finden und meine Träume zu verwirklichen oder einfach nur zu leben, verlor ich mich und fand mich tausendmal selbst wieder. Aber egal, wie schrecklich meine Erlebnisse waren, wie schwer die Situationen, die ich durchlebt hatte, immer behielt ich das Gefühl, dass Türen für mich aufgehen würden, die ich vorher nicht einmal erahnt hatte. Irgendwie hatte ich immer noch einen Funken Hoffnung in mir, der mir half, weiterzugehen, weiterzulaufen, weiterzukämpfen ...

Auf diesem langen Weg, auf dieser langen Flucht habe ich nicht nur Vieles über mich selbst, sondern auch über die Menschen um mich herum gelernt, seien es Bekannte oder auch die eigene Familie. Manche kümmerten sich irgendwann nur noch um sich selbst, manche nur noch um ihre Kinder, während sie sich selbst vergaßen, und manche hatten nicht mal mehr die Kraft, sich um ihre Partner zu kümmern. In solchen Situationen an geschlossenen Grenzen zu anderen Ländern oder auf der Schwelle zwischen Leben und Tod zeigt sich oft der wahre Charakter einer Person.

Ich lernte außerdem viel über die Gefühle anderer und über ihre Menschlichkeit – oder leider manchmal auch über das komplette Fehlen derselben. Wenn ich an die Zeit im Berg zurückdenke, als ich auf der Suche nach Lösungen oder einfach nur nach ein bisschen Wasser war, dann lernte ich, dass Fremde mir manchmal näher waren als die eigene Familie. Ich sah Sterben, Vergewaltigung, Hunger und Tod, aber auch Freude, alles ganz nah beieinander. Und oft wusste ich selbst nicht, wie ich reagieren oder agieren sollte. Ich ließ mich viele Male einfach nur von Impulsen oder von Gefühlen leiten.

Diese Erfahrungen verbinden für immer. Meine Familie – und besonders die Kinder – vergessen niemals, wie es war, als wir nur einander hatten. Heute hat sich vieles verändert – wir haben uns verändert – aber diese Erfahrungen bleiben in uns. Auch wenn wir uns innerhalb der Familie manchmal nicht verstehen oder Streit haben, werden wir niemals vergessen, dass wir es gemeinsam geschafft haben zu überleben. Das schweißt uns für immer zusammen.

Ankommen in Deutschland

Die erste Zeit in Münster

Sprakel, der Stadtteil von Münster, in dem wir nun wohnten, war eher ländlich, aber immerhin fand ich dort ein Jugendzentrum, in dem man Billard spielen und Sport machen konnte und es einen Ruheraum zum Chillen gab. Manchmal wurde auch Essen angeboten und die Mitarbeiter waren sehr nett. Da war zum Beispiel Kari, die ich bald kennenlernte. Ihr konnte ich viele Fragen stellen, damals meist noch über den Messengerdienst Viber. WhatsApp habe ich erst viel später heruntergeladen – nach einem Tipp von Karis Chef Sebastian. Ich war sehr glücklich, dass sich jemand für mich interessierte. Sie und ihre Eltern halfen mir und meiner Familie auch später immer wieder bei vielen Alltagsfragen und Behördenangelegenheiten.



Sidans Mutter, Sidan, Sidans Schwägerin Diana, Elisabeth und ihre Tochter Kari, damals im Jugendzentrum in Münster-Sprakel tätig

Einmal luden wir Kari und ihre Eltern zu einem kurdischen Essen in die Unterkunft ein und wir kochten wirklich Unmengen für sie. Sie hatten vielleicht mit einem Kaffee und ein paar Keksen gerechnet, aber wir haben richtig aufgetischt, weil wir ihnen so dankbar waren und das auch zeigen wollten. Wir hatten uns in der Unterkunft Tische und Stühle geliehen, haben gegessen, uns besser kennengelernt und mit Google Translate haben wir auch vom Berg und von unserer Flucht erzählt und ihnen viele Bilder gezeigt. Sie waren sehr interessiert an unserem Schicksal, aber auch wirklich erschrocken, was uns alles widerfahren war. An diesem Abend wurden wir echte Freunde.

Kari wohnte damals noch bei ihren Eltern und ich war schon einmal dort gewesen. Danach war ich öfter bei ihnen, denn auch Karis Eltern hatten mich ins Herz geschlossen und luden uns immer wieder ein, sodass wir dann fast jeden Sonntag dort waren. Bei ihnen habe ich mich das erste Mal seit langem wieder zu Hause gefühlt. Dort konnte ich einfach fernsehen oder an den Kühlschrank gehen und was trinken. Das war ein Stück Normalität für mich und das tat mir sehr gut. Wir schauten zum Beispiel Shawn the Sheep zusammen an und lachten uns darüber tot. Karis Vater half uns dann, aus der Geflüchtetenunterkunft rauszukommen. Er vermittelte der Ausländerbehörde, dass wir zu einer besonders vulnerablen Gruppe gehören. Eines Tages wurden wir dann aus der Unterkunft abgeholt und zum Hohen Heckenweg in Münster gebracht, wo wir in einem kleinen Haus eine Zeit lang das oberste Stockwerk bewohnten und uns die Küche mit einer Familie aus Eritrea teilten, die im Erdgeschoss wohnte. Vom Hohen Heckenweg ging es dann später noch einmal für kurze Zeit in ein kleines Haus in Münster-Gelmer, bevor wir nach Mönchengladbach umzogen. Die längste Zeit in Münster lebten wir aber im Obergeschoss des Hauses am Hohen Heckenweg.

Ein Problem im Kontakt mit den Ämtern war, dass wir nur mit den allerwichtigsten Papieren in den Berg gegangen waren und vor der Flucht nach Deutschland keine Chance mehr gehabt hatten, noch einmal nach Hause zu kommen, um sämtliche Unterlagen mitzunehmen. Um nachzuweisen, dass wir Jesiden sind und aus einem Kriegsgebiet stammten, brauchten wir aber Dokumente, die noch daheim lagen. So fuhr mein ältester Bruder Dlo, als es gerade etwas ruhiger war, vom Flüchtlingslager in Dohuk zu unserem Haus, um wichtige Papiere zu retten – für sich und die anderen Familienmitglieder. Unsere Dokumente schickte er dann zu den Eltern von Kari. Sie waren meist zu Hause, das erschien uns sicherer als die Geflüchtetenunterkunft. Mit diesen Papieren konnten wir dann nicht nur unsere Staatsangehörigkeit nachweisen, sondern auch unsere genaue Adresse im Irak und unsere Religionszugehörigkeit – das beschleunigte das weitere Verfahren sehr. Ich ließ die Papiere dann auf Deutsch übersetzen und reichte alles bei der Stadt und beim BAMF ein. Außerdem wurde schnell klar, dass in unserer Heimat weiterhin Krieg herrschte – und wir wurden zügig anerkannt. Das ging 2014 glücklicherweise noch etwas schneller als ab 2015/16. Andere müssen acht Jahre auf die Papiere warten, zum Beispiel Geflüchtete aus Afghanistan.

Karis Vater versuchte auch, uns bei der Familienzusammenführung zu helfen. Meine jüngsten Geschwister waren ja noch minderjährig, weshalb eigentlich die Chance bestand, sie einfliegen zu lassen. Die Antragsstellung dauerte aber leider viel zu lange, sodass sie auch den mühsamen Weg der Flucht wählen mussten und sich irgendwann eigenständig auf den Weg machten.

Meine erste Deutschlehrerin Petra aus Mühldorf (Oberbayern) erinnert sich

„Im Herbst 2014 wurden hier bei uns in Mühldorf in Oberbayern für die neue Geflüchtetenunterkunft über die Lokalzeitung Ehrenamtliche gesucht, die im ehemaligen „Kingdom Parc“ eingerichtet worden war. Dabei handelte es sich um ein großes Gebäude, in dem früher mehrere Diskotheken, Kegelbahnen und Party Locations waren. Und nun war eine Erstaufnahmeeinrichtung des Freistaats Bayern daraus geworden.

Am Anfang ging es um die Verteilung von Essen und das Sortieren und Ausgeben von Kleiderspenden. Wir wohnten nur ein paar Meter entfernt und meldeten uns direkt. Dann wurden wir mit Gummihandschuhen ausgestattet und stellten uns an die Essensausgabe. Das war für uns die erste Begegnung mit Geflüchteten, die gerade ganz frisch angekommen waren und zum Teil noch völlig unter Schock standen. Mir fiel auf, dass wenig gesprochen wurde, dass die allermeisten Leute kommunikativ regelrecht gehemmt waren, und zwar nicht nur wegen der Sprachbarriere, sondern auch, weil sie in ihrem Verhalten, in ihren Blicken und ihrer Körpersprache sehr vorsichtig und ängstlich wirkten. Und mir ist damals gleich aufgefallen, wie wenig das Deutsche Rote Kreuz darauf eingestellt war, muslimische Geflüchtete zu versorgen. Es gab zum Beispiel oft Wurstaufschnitt – das erschien mir ein bisschen typisch für Bayern.

Nach ein paar Tagen hatte ich das Gefühl, dass ich bei der Essensausgabe nicht ganz richtig war. Zum einen waren genug andere Leute da und zweitens bin ich Deutschlehrerin, was sich in so einer Situation eigentlich nutzen lässt. Zum anderen interessierte es mich einfach, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Darum fragte ich bei der Security und beim Roten Kreuz nach, ob es nicht sinnvoll wäre, dass man sich zum Beispiel mal mit den Kindern beschäftigt oder dass es Ansprechpersonen gibt für die Leute, die Kontakt suchen und um Hilfe bitten. Eines Tages nahmen mein Mann Michael und ich

dann einfach einen CD-Player und Musik-CDs mit. Wir überlegten, welche Musik universell sein könnte – es mag ja nicht jeder AC/DC – und entschieden uns für Klassik als Musik, die schön und beruhigend sein sollte. Und dann stellten wir uns im Eingangsbereich hin, spielten Klavierkonzerte von Mozart oder Beethoven ab und beobachteten, was passierte. Da kam zum Beispiel ein Mann, ich denke irgendwo aus dem arabischen Raum, der stand ganz ruhig und nachdenklich da, lauschte der Musik und fragte dann, was das sei. Andere konnten damit weniger anfangen.

Am nächsten Tag brachten wir dann zum Beispiel Papier und Stifte mit, weil wir gemerkt hatten, dass die Kinder gerne malen. Und dann sind auch Erwachsene dazugekommen und wollten, dass wir ihnen ein Wort aufschreiben oder Begrüßungsfloskeln beibringen. So kamen wir auf die Idee, einen ganz einfachen Deutschunterricht anzubieten. Schnell entstand eine schöne Stimmung, es kamen immer mehr Kinder dazu. Da war eine albanische Familie zum Beispiel – und ein Mann aus dem Senegal. Ich weiß noch, dass mich ein kleiner afrikanischer Junge irgendwann sehr nervte, weil er die CD aus meinem CD-Player immer wieder rausholte. Sobald die Musik lief, ging er hin und drückte den Eject-Knopf, wodurch die CD stoppte und die Klappe aufsprang. Da fiel uns erst auf, dass niemand da war, der sich um diesen Jungen kümmerte. Die Security-Leute erklärten uns das damals so, dass es unter den Geflüchteten Leute gibt, die nicht so sehr auf ihre Kinder achten und aufpassen könnten, weil sie selber völlig erschöpft und müde wären. Sie meinten, dass einige einfach nur viel schlafen würden, verzweifelt wären oder auf der Flucht so schlimme Dinge erlebt hatten, dass sie jetzt einfach nur auf ihrem Feldbett lägen und für alles andere keine Kraft mehr hätten.

Kurz zuvor hatten wir schon Sidan und seine Familie kennengelernt. Bei Sidans Bruder Saher und seine Frau Diana brauchten wir ein paar Tage, bis wir begriffen, dass sie ein Ehepaar waren, weil sie noch so jung waren. Wir hatten sie auf ungefähr siebzehn Jahre geschätzt. Sidan war uns aufgefallen, weil er so freundlich war und gleich mutig auf uns zugegangen war. Er versuchte mit Händen und Füßen mit uns zu kommunizieren – und das war sehr lustig. Er lachte viel, aber fragte auch ganz viel. Er war sehr neugierig und wissbegierig und schrieb uns ein paar Wörter auf Kurdisch auf, Zahlen zum Beispiel und Wochentage, die wir dann übersetzen sollten. Und seine Mama saß immer daneben und sah ganz traurig und müde aus – wie eine alte Frau. Dabei war

sie nur wenige Jahre älter als mein Mann und ich, wirkte aber im ersten Moment nach der anstrengenden Reise bestimmt zwanzig Jahre älter.

Mit Edith, einer früheren Grundschullehrerin, beschlossen wir dann irgendwann, mit den Kindern richtigen Unterricht zu machen. Die Leute vom Landratsamt und vom Roten Kreuz berieten sich und wiesen uns einen Raum im Keller zu, der früher als Bar genutzt worden war. Dort boten wir dann zwei- oder dreimal pro Woche Deutschunterricht an – uns wurde sogar von einem Gymnasium eine Tafel zur Verfügung gestellt. Leider reduzierte sich dadurch der Kontakt zu Sidan etwas, weil er und seine Familie nicht zum Unterricht kam. Dennoch freute er sich immer sehr, wenn wir uns sahen.

Irgendwann brachte ich meine eigenen Kinder einfach mit, weil ich die ganze Atmosphäre im Kingdom Parc so nett fand, und so lernten sie Sidan dann ebenfalls kennen. Er pflegte – wie heute auch noch – wirklich viele Kontakte und sprach oft mit dem Security-Personal. Er versuchte einfach, an die Leute heranzukommen und viel aufzuschnappen, aber der klassische Unterricht war offenbar nichts für ihn. Learning by doing war eher sein Ding: Er stürzte sich einfach ganz mutig in diese neue Sprache rein und war so ein herzensguter sympathischer junger Mann, deshalb waren unsere Erfahrungen mit ihm auch durchweg positiv.

Die Unterbringung war sehr einfach. Die meisten Leute lebten aus Taschen und Tüten und es gab nur wenige Waschmöglichkeiten. Im November brach irgendwann ein Feuer aus, vermutlich durch die angespannte Situation und die Enge. Das war ein großer Skandal, selbst der Bürgermeister und der Landrat schalteten sich ein. Es gab viele negative Reaktionen über „kulturfremde Ausländer“, die uns hier alle angeblich nur ausnutzen und die überhaupt nicht hierhergehören würden. Es gab rechte Flugblätter und die Identitäre Bewegung nutzte den Brand für ihre Propaganda. Noch im November kam dann die Nachricht, dass die Unterkunft geschlossen werden würde und dass die Leute alle mit Bussen in andere Städte gebracht werden würden, teilweise auch in andere Bundesländer. Das ging dann alles ziemlich schnell und ich hatte eigentlich kaum noch Gelegenheit mich zu erkundigen, wer wohin kam. Über eine Dame von der AWO und einen Kontakt im Landratsamt habe ich dann irgendwie Sidans Nummer erhalten – das war datenschutzmäßig natürlich grenzwertig, aber auch ein Vertrauensbeweis für unsere Arbeit. Ich hatte

damals noch kein Handy mit WhatsApp, sondern ein altes Nokia-Handy und konnte nur SMS schreiben. Ich brauchte vorher auch keine Internetverbindung in alle Welt, aber jetzt hatte ich natürlich Sorge, dass mir die Leute, die mir ans Herz gewachsen waren, abhandenkommen würden. Sidan und seine Familie wurden dann erst einmal nach Dorfen geschickt und ich war richtig froh, dass sie nicht so weit weggebracht wurden.

Irgendwann konnte ich dann endlich WhatsApp nutzen und im Januar 2015 hat sich Sidan gemeldet und erzählt, dass sie jetzt in Münster gelandet waren. Später war er noch einmal bei uns, das war Ende 2015 und Anfang 2016, als weitere Familienmitglieder über die Balkan-Route Richtung Deutschland unterwegs waren, um sie möglichst schnell hinter der Grenze empfangen zu können. Da war er allerdings sehr nervös und besorgt, da der Kontakt zu seinen Geschwistern immer wieder abbrach, auch als sie schon in Ungarn waren. Doch zwischendurch haben wir zumindest den Schnee genossen und sind mit Sidan und unseren Kindern auch zum Rodeln gegangen – das kannte er noch gar nicht.

Bei diesem Besuch hat Sidan uns auch in Ruhe die Geschichte seiner eigenen Flucht erzählt – das war vorher im Camp noch gar nicht richtig möglich gewesen. Seine Erlebnisse haben mich sehr berührt, weil mir klar wurde, was dieser fröhliche und kontaktfreudige junge Mann alles schon durchgemacht hatte in seinem schwierigen Leben, bevor er nach Deutschland gekommen war. Eines Abends kam dann endlich der Anruf, dass seine Familienmitglieder in Erding angekommen waren – also gar nicht weit entfernt von uns.

In dieser Zeit gab es das Musikvideo „Ich hab Polizei“ von Jan Böhmermann (u.a. ZDF-Moderator bei Magazin Royale), das im Internet kursierte und ein großer Renner war – eine Mischung aus Rock und Rap und das Video dazu ist sehr lustig. Sidan schaute es auf dem Handy an und sagte daraufhin selbst immer „Ich hab Polizei“ – das wurde quasi sein Motto. Immerhin hatte er bislang das Gefühl, dass er immer irgendwie durchkam und die Polizei in Deutschland ihm sogar half.

Dennoch fanden wir es nicht so schlau, dass er einfach mit seiner Familie in den Zug stieg und ohne Papiere mit ihnen zu seiner Schwester und dann nach Münster fahren wollte. Doch sein Vertrauen in die Polizei und den deutschen Staat fanden wir überraschend. Am nächsten Tag fuhren wir also mit dem

Auto nach Erding und hatten überhaupt keine Probleme, in den ehemaligen Fliegerhorst reinzukommen. Als wir unser Anliegen dargestellt hatten, sagten die Leute: „Wir können euch nicht aufhalten, wir können niemanden hindern, das Camp zu verlassen.“ Nach ein paar Minuten hatte er seine Angehörigen gefunden. Sie kamen auf den Eingang zu und hatten ihr Gepäck und ihre Jacken schon dabei. Und die lange getrennten Geschwister waren so glücklich sich wiederzusehen. Dass ein Bruder Hunderte Kilometer zurücklegte und es geschafft hatte sie zu finden, war ja auch wirklich fast ein Wunder. Dann brachten wir sie zum Bahnhof nach Erding und hofften, dass sie gut durchkommen würden. Ich fragte mich kurz, ob das jetzt eine illegale Aktion war und ob ich jetzt auch als Schleuserin agiert hatte, schließlich hatte ich Leute noch ohne gültigen Aufenthaltsstatus einfach von A nach B gebracht. Aber das Wissen, dass ich mitgeholfen hatte, ihre Familienzusammenführung zu ermöglichen, trat dann schnell in den Vordergrund. Und am Ende war es mir egal, ob sie Bayern offiziell überhaupt hätten verlassen dürfen, weil ich fand, dass die Kinder möglichst schnell wieder zu ihrer Mutter gehörten.

Später fuhr ich einmal nach Münster hoch und besuchte Sidan und seine Familie. Ich bin sogar einmal in die Schule mitgegangen, die Sidan zu diesem Zeitpunkt noch besuchte. Und als ich sagte, dass ich selbst Lehrerin sei und Sidan gut kennen würde, waren sie alle sehr nett. In meinem Gymnasium läuft niemand im Klassenraum herum oder spricht einfach dazwischen – das war hier ganz anders. Sidan überlegte damals schon die Schule abzubrechen und eine Lehre – vielleicht als Friseur – zu beginnen. Er hatte zu dieser Zeit bereits sehr viele Kontakte und Freunde, wodurch er sehr gut Deutsch gelernt hatte, aber natürlich nicht so, dass er mit seinen sehr alltagsorientierten mündlichen Kenntnissen auch eine Schulprüfung bestehen würde.

Danach verloren wir uns eine Zeit lang aus den Augen, aber dann kam plötzlich ein Anruf, als ich gerade mit meiner Familie im Urlaub in Griechenland war. Mein Handy zeigte eine unbekannte Nummer an und es war Sidan. So blieben wir über all die Jahre in Kontakt, wenn auch nicht immer regelmäßig.“

Zurück in der Schule, erste Jobs und wichtige Begleiter

Irgendwann in der Geflüchtetenunterkunft in Münster hieß es, dass es jetzt einen Schulplatz für mich gäbe. Ich könnte in ein Berufskolleg gehen. Das war

schon im Februar 2015, also nur ein paar Monate, nachdem ich in Deutschland angekommen war. Ich kam in eine Klasse, in der viele genauso schlecht Deutsch sprachen wie ich. Eigentlich war mir das gar nicht recht, weil ich lieber arbeiten wollte, um Geld an die Familienmitglieder im Flüchtlingslager im Nordirak schicken zu können. Meine Schwägerin, kaum älter als ich, bekam nicht so schnell einen Schulplatz, genauso wie viele andere Geflüchtete aus der Unterkunft. Und ich hatte eigentlich weder Zeit noch Lust, zur Schule zu gehen.

Doch lernte ich dort Jana näher kennen, eine tolle Lehrerin, die ich sehr gern mochte. Ich erklärte ihr, dass ich neben der Schule arbeiten müsse, aber sie überredete mich immer wieder, weiter zur Schule zu gehen, damit ich später eine Ausbildung machen konnte. Dennoch trug ich dann nebenbei Zeitungen aus. In der Schule gab es zum Glück nicht nur strengen Unterricht, sondern wir lernten auch Kochen, hatten Sportunterricht oder wurden auf Rundgängen mit Münster vertraut gemacht.

Aber Deutsch lernte ich viel besser mit meinen inzwischen zahlreichen deutschen Freundinnen und Freunden als in der Schule. Mit ihnen verbrachte ich die meiste Zeit – wir redeten eigentlich immer und so lernte ich Deutsch viel schneller und besser, auch die coolen Sprüche, die uns in der Schule nicht beigebracht wurden. Ich sage bis heute dauernd, dass irgendwas „unnormal“ gut



Sidan während seiner Tätigkeit bei einem Betrieb in Essen auf einer Hebebühne

oder schlecht ist – das habe ich bestimmt nicht in der Schule gelernt, von Schimpfwörtern ganz zu schweigen. Ich machte fast nie Hausaufgaben, oft habe ich meine Schultasche in der Schule gar nicht geöffnet, ich konnte nicht stillsitzen und mich auf nichts konzentrieren. Ich wollte mich immer bewegen – oder wenigstens die Lehrerin oder andere Schüler ärgern oder anderen Blödsinn machen.

Nach anderthalb Jahren verließ ich die Schule ohne Abschluss – und meldete mich einige Zeit später dann auch offiziell ab. Während der Schulzeit hatte ich ein Praktikum bei einem Friseur gemacht. Das hat-

te mir ebenso viel Spaß gemacht wie das Praktikum im bekannten Münsteraner Schuhgeschäft Zumnorde. Später arbeitete ich dann bei Agravis als Hilfskraft im Lager und auch bei einer Firma in Essen, wo ich Hebebühnen gereinigt und für den nächsten Einsatz vorbereitet habe. Oft hatte ich Nachtdienst und bin mit dem Fahrrad durch den dunklen Wald dort hingefahren. Das machte mir alles viel mehr Spaß als die Schule – und außerdem verdiente ich noch was dabei. Während dieser Zeit habe ich auch mit dem Führerschein angefangen, ihn aber erst in Mönchengladbach abgeschlossen.

Mit Jana, meiner Lehrerin, blieb ich auch nach der Schulzeit in Kontakt. Sie hatte weiterhin Interesse an meiner Entwicklung und half mir oft bei bürokratischen Herausforderungen. Der Kontakt war intensiver geworden, als ich ihr von meinen Erfahrungen im Irak berichtet hatte. Sie fand das einerseits politisch sehr interessant und hat andererseits Anteil an meinem Schicksal genommen. Sie hatte es aber nicht leicht auf der Schule. Einmal haben Mitschüler schlechte Dinge über sie an die Tafel geschrieben, den halben Klassenraum verwüstet und ihre Fahrradreifen kaputt gemacht. Eine Zeitlang hatte sie richtig Angst in die Schule zu kommen.

Sie war meine Klassenlehrerin, hat Deutsch und Sport unterrichtet, uns aber auch viel von Münster gezeigt und vieles erklärt. Die anderen Schüler wunderten sich über unseren guten Kontakt. Ich war schließlich alles andere als ein braver und fleißiger Schüler. Aber wenn ich Probleme hatte, konnte ich immer zu ihr gehen. Und hinterher, als ich lange schon aus der Schule raus war, luden wir uns sogar gegenseitig zum Geburtstag ein. Sie lernte dabei auch Tim und Kari kennen. Und sie war es auch, mit der ich meine jüngeren Geschwister bei ihrer Ankunft vom Münsteraner Hauptbahnhof abgeholt und zum Wiedersehen mit meiner Mutter gebracht habe, das sie dann staunend miterlebt hat. Jana hatte uns mit ihrem Auto gefahren. Bei der Schulplatzsuche für meine drei jüngeren Geschwister hat sie uns ebenfalls unterstützt. Und selbst als ein paar Monate später mein Bruder auf dem Weg über Italien nach Deutschland war, hat sie mich begleitet und gestützt.

Mit Sebastian aus dem Jugendzentrum in Münster-Sprakel war ich das erste Mal in einer Disco. Danach traute ich mich auch allein. Allerdings kam ich allein meist nicht an den Türstehern vorbei, die einen Araber ohne weitere Begleitung offenbar nicht haben wollten. Anders lief es im Cuba Nova. Hier stand

ein Kubaner vor der Tür, der dicke Zigarren rauchte und der ließ mich rein. Wir kamen sogar ins Gespräch und hatten eine Zeit lang Kontakt – total nett. An einem Abend ging ich um vier Uhr nachts raus aus der Disco und hatte kein Geld mehr, um nach Hause zu kommen. Ich fand ein nicht abgeschlossenes Fahrrad – das kommt in Münster schon mal vor – und nahm es mit, um nach Hause zu fahren. Dort angekommen, stellte ich es einfach im Vorgarten des Hauses ab, in dem wir wohnten. Ich wollte es wirklich zurückbringen, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte. Aber dann bekam ich am nächsten Tag den Aushilfsjob als Zeitungsausträger angeboten, bei dem ein Fahrrad Voraussetzung war. Also musste ich das Fahrrad für die Stelle behalten. So kam ich mit einem geklauten Fahrrad zu meinem ersten Job, den ich ein paar Monate gemacht habe.

In dieser Zeit habe ich übrigens auch zum ersten Mal meinen Geburtstag Anfang Juli gefeiert. Denn oft, wenn ich deutsche Freunde kennenlernte, fragten sie mich irgendwann: „Wann hast du Geburtstag?“ oder „Wie alt bist du?“ oder „Welches Sternzeichen bist du?“ Das nervte mich irgendwann, weil ich schließlich nicht genau weiß, wann ich Geburtstag habe. Also habe ich mich zu Hause mit meiner Mutter hingesetzt und sie hat überlegt, wann ich geboren wurde. Letztlich haben wir den 03.07. festgelegt. Daraufhin fand meine erste Geburtstagsparty mit meinen neuen Freunden statt, denn ich wollte auch einmal Geburtstag haben, so wie die anderen. Kari und ihre Eltern brachten mir Kuchen und wir spielten Spiele. Es war ein wirklich schöner Tag.



Sidan sitzt in Münster auf einem herzförmigen Stein

Jana, meine wichtigste Lehrerin aus Münster, erzählt

„Sidan war es von Anfang an wichtig neue Leute kennenzulernen. Er hatte bereits nach kurzer Zeit sehr viele Kontakte aufgebaut, die er auch versuchte zu pflegen. Seine Motivation im Unterricht war eher schwankend. Die Schriftsprache zu erlernen, hat ihn immer wieder neu herausgefordert. Aber er wollte unbedingt die deutsche Sprache sprechen können.

Er ist den Lehrkräften als herzlicher und sehr höflicher junger Mann begegnet. Nach einiger Zeit ist er dem Unterricht jedoch ferngeblieben mit der Begründung, dass er für seine Familie Geld verdienen müsse.

Ihm ist es außerdem immer sehr wichtig, dass man ihn mag. Er hat ein sehr gepflegtes Äußeres. In der Schule trug er häufig Hemden – oft auch ein rotes Hemd. Man sieht ihn immer fröhlich – mit einem Lächeln im Gesicht. Mir hat er allerdings auch erzählt, dass das manchmal eine Art Rolle ist, die von ihm verlangt würde. Sidan singt außerdem gerne.

Für Antenne Münster gab er ein Interview, zu dem ich ihn auf seinen Wunsch hin begleitete. Darin erzählte er vor allem über seine Flucht. Ihm war es sehr wichtig, dass Menschen davon erfahren, was ihm und seiner Familie widerfahren ist.

Er und seine Familie sind sehr gastfreundlich. Einmal habe ich sie zu Hause besucht, um ihnen beim Ausfüllen eines Formulars behilflich zu sein. Spontan wurde ich von seiner Mutter zu einem tollen Mittagessen eingeladen.“

Im Nachtleben von Münster

Im Cuba Nova bin ich oft gewesen und habe dort so einiges erlebt. Manchmal bin ich sehr früh gekommen und habe mich an die Theke gesetzt, denn später hätten mich die Security-Leute allein nicht mehr reingelassen. An einem Abend war ich schon leicht betrunken, als mich eine große, stattliche Frau ansprach, die mir allerdings etwas komisch vorkam. Sie hatte aber eine gute Figur und fragte mich, wo ich herkommen würde und was ich so machen würde. Als ich mir etwas zu trinken bestellte, fragte sie „Und wo ist mein Drink?“ Da lud ich sie ein, wir redeten dann stundenlang und irgendwann tanzten wir auch. Plötzlich guckten uns viele in der Disco ganz komisch an und redeten über uns. Dann tanzte sie mich von hinten an und ich dachte noch, was macht sie da? Müsste ich sie nicht von hinten antanzen? Jetzt guckten wirklich alle Leute und ich wusste immer noch nicht warum. Doch da spürte ich etwas in meinem Rücken. Ich erschrak und bin regelrecht vor ihr geflüchtet, weil ich das nicht einordnen konnte. Sie lief mir hinterher, wollte alles erklären, aber ich bin sofort raus und ließ sogar meine Jacke vor Schreck zurück. So lernte ich die erste Transfrau in meinem Leben kennen. Am nächsten Tag mussten mir meine Freunde Tim und

Lennart ganz viel erklären, auch wenn ich Probleme hatte das zu verstehen. Aber es half mir bei der Einordnung und ich verstand, dass solche Leute in Deutschland wirklich Frauen heißen, auch wenn sie einen Schwanz haben.

Ich bin zu allen Menschen offen und habe auch viele Schwule kennengelernt. Manchmal haben sie sich zu viel versprochen, weil ich den Menschen beim Reden immer in die Augen gucke oder schnell vertraut mit ihnen umgehe. Oder weil ich bunte Hemden trage und mich lustig bewege. Aber ich stehe sexuell wirklich nur auf Frauen – da ist leider nix zu



Sommer 2015, ca. neun Monate nach der Ankunft in Deutschland: Sidan lässt sich von einer Fotografin in Münster porträtieren

machen. In Solah hatte ich mitbekommen, dass es Männer gibt, die mit Männern Sex haben und sich prostituieren, um Geld zu verdienen. Ich habe das nie verstanden. „Richtige“ Schwule habe ich im Irak nie bewusst kennengelernt.

Überhaupt war alles rund um Sexualität in meiner Familie und in meiner Umgebung stark tabuisiert. Das hatte manchmal krasse Auswirkungen. Noch im Irak hatte ich irgendwann Schmerzen beim Wasserlassen, habe aber lange niemandem davon erzählt. Ich habe mich einfach nicht getraut, wir hatten nie über sowas gesprochen, es war nun mal nicht üblich. Irgendwann, als die Schmerzen noch stärker wurden, erzählte ich meinem Bruder Dlo davon. Er ging dann aber nicht zu einem Arzt mit mir, sondern zum Privathaus eines Beschneiders, der mich ziemlich brutal behandelte. Hinterher hatte ich eine heftige Entzündung und lag monatelang mit Schmerzen zu Hause. Niemand kümmerte sich in diesem Zustand richtig um mich oder zog wenigstens einen Arzt zurate. Nachts habe ich geschrien – die Nachbarn fragten schon, was los sei. Ich schrie vor Schmerzen, aber auch aus Wut, dass ich nicht aufstehen und mich frei bewegen konnte, weil es so wehtat. Das war mein Weg mich abzureagieren in dieser wirklich schrecklichen Zeit. Niemand übernahm Verantwortung, weil es alles so tabuisiert war. Vielleicht wäre es anders verlaufen, wenn mein Vater noch gelebt hätte ...

Sidans Freund Lennart erzählt

Ich bin Lennart, einer von Sidans deutschen Freunden, die er 2015 bereits kurz nach seiner Ankunft in Münster kennengelernt hat. Ich komme aus Altenberge, einem Dorf nahe Münster, und bin damals in die elfte Klasse der Friedensschule gegangen, das ist eine bischöflich-katholische Schule in Münster. Der Kontakt ist eher zufällig durch meinen Cousin zustande gekommen, der Sidan von mir und dem Projekt „YOUth of Integration“ erzählt hat, das ich damals mit zwei Freunden aufgebaut hatte. Sidan hat mir anschließend auf Facebook geschrieben, wir haben uns getroffen und sind bis heute befreundet, obwohl er inzwischen in Mönchengladbach lebt und ich in Zeuthen, einer Stadt in Brandenburg.

„YOUth of Integration“ war eine Initiative von jungen Menschen aus Deutschland für geflüchtete Menschen, bei dem es vor allem um das Ankommen, die Orientierung und das Herstellen von Netzwerken und sozialen Kontakten ging. Das Ganze ist eher zufällig entstanden: Irgendwann war ich gemeinsam mit meinem Kumpel Sönke in Altenberge auf einer Feier. Auf dem Weg nach Hause haben uns zwei junge Männer aus dem Flüchtlingsheim im Dorfzentrum angesprochen und uns auf ein, zwei oder auch drei Bier in der Kneipe um die Ecke eingeladen. Es kamen dann immer mehr Geflüchtete dazu und irgendwann um 3 Uhr nachts nach mehreren Bieren und Shots waren wir in der Flüchtlingsunterkunft gelandet. Wir beiden deutschen Jungen sind damals in eine ganz neue Welt eingetaucht in einem Haus mit zehn Männern aus vier verschiedenen Ländern, die mehr oder weniger harmonisch miteinander gelebt haben und sich eine Küche und ein Gemeinschaftsbad geteilt haben. Das Eis war schnell gebrochen, nicht nur, weil wir betrunken waren, sondern auch, weil sie uns mitten in der Nacht Popcorn gemacht haben. Nach diesem Abend sind wir dann fast jedes Wochenende in der Unterkunft mitten in Altenberge gewesen, wo wir zusammen gegessen, Shisha geraucht und gefeiert haben. Mit der Zeit haben wir immer häufiger Freunde mitgenommen.

Es hört sich verrückt an, aber als ich in den Sommerferien auf einer Jugendfreizeit in Italien war, habe ich auf einem Tagesausflug nach Rom zufällig einen jungen Mann aus unserem Nachbardorf kennengelernt, der fast dasselbe wie wir erlebt hatte. Damals haben wir uns dann den Namen des Projekts „YOUth of Integration – Jugendliche helfen Geflüchteten“ ausgedacht.

Sidan und Lennart



Sidan, Ansgar und Lennart vor der
Lesung im August 2024 in Sidans
Wohnung in Mönchengladbach bei
der Textauswahl für die Lesung



Lennart im Restaurant Frat (Euphrat) von
Sidans Bruder Dlo in Mönchengladbach





Sidan und Lennart im
Café Sieben im Hafen-
viertel in Münster



Sidan auf dem Dach des
Deutschen Bundestages,
als er im September 2017
Lennart besucht, der dort
ein Praktikum macht. Jetzt
ist er wirklich in Deutsch-
land angekommen, so
empfindet er es



Sidan und Lennart
zusammen im
Deutschen Bundes-
tag (September 2017)

Die Betonung haben wir dabei auf das „YOU“ gelegt, im Sinne von „Du kannst mithelfen“. Angefangen habe ich mit einer Facebook-Seite. Sönkes Vater hat uns bei der Internetseite geholfen, Svens Vater bei der Erstellung eines Logos. Nach den ersten Freizeitaktivitäten, die medial von der Regionalzeitung begleitet worden sind, kamen immer mehr Anfragen, Mitglieder, Spenden und andere Unterstützung und das ganze Projekt wurde immer größer. Bald hieß es Visitenkarten drucken, gemeinsame Ausflüge organisieren, Treffen mit den Parteien und Bürgermeistern vor Ort und einiges andere, was zur Professionalisierung dazugehört.

Das Projekt hat mir damals gutgetan. Davor habe ich oft Hobbys gehabt, die mir nicht richtig Spaß gemacht haben, das war jetzt anders. Ich habe mich mit meinen Freunden für Integration und ein gutes Zusammenleben vor Ort eingesetzt und wir haben ausschließlich positives Feedback bekommen, vor allem weil niemand damit gerechnet hat, dass sich junge Menschen selbst-organisiert engagieren. Das war damals nicht selbstverständlich.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt habe ich dann Sidan kennengelernt. wir haben uns direkt gut verstanden, waren oft zusammen auf Partys und haben gefeiert, wie es junge Männer zwischen achtzehn und zwanzig oft machen. Für uns war das damals eine sehr schöne und unbeschwerte Zeit. Bei Sidan habe ich aber schnell festgestellt, dass es viele Sachen gibt, die er noch nicht verarbeitet hat. Ich glaube, am Anfang hatte das vor allem damit zu tun, dass er glücklich war, endlich in Deutschland, seinem Traumland, zu sein. Er hat immer wieder erzählt, dass er einfach nur vor Glück geweint hat, als er in Bayern an der Grenze von der Polizei empfangen wurde. Da wollte er sich mit all den heftigen Erlebnissen, die ihm widerfahren waren, erst einmal nicht mehr auseinandersetzen.

Allerdings hat Sidan schon immer einfach alles erzählt hat, was er erlebt hat, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Und viele Menschen waren davon geschockt. Ich habe das damals unterstützt. Er ist zum Beispiel mit in meinen Geschichtsunterricht gekommen, wo ihm meine Mitschüler und Mitschülerinnen zu seiner Flucht und dem sogenannten IS Fragen stellen konnten. Auch wegen solcher Aktionen hat sich meine Schule, die als nichtstaatliche Schule nicht dazu verpflichtet ist, entschieden, eine internationale Klasse auch für Geflüchtete einzurichten.

Ich war natürlich in einer ganz anderen Situation als Sidan, der in ein neues Land mit einer fremden Kultur gekommen ist – noch dazu mit einer Geschichte, die viele von uns gar nicht verarbeiten könnten. Ich komme dagegen aus einer deutsch-deutschen Familie, beide Elternteile kommen aus demselben Dorf in der Nähe von Rheine. Den ersten intensiveren Kontakt mit Menschen aus anderen Ländern hatte ich durch einen Israelaustausch meiner Schule in der zehnten und elften Klasse und das damit verbundene Projekt „Untold family stories“. In diesem Projekt haben wir, also Deutsche und Israelis, mit journalistischer Unterstützung Familienmitglieder zu ihrer Geschichte befragt und darüber Geschichten geschrieben, die anschließend ausgetauscht worden sind. Damals habe ich gelernt, wie wichtig die Auseinandersetzung mit eigenen biografischen Erfahrungen und Erlebnissen ist, wie Sidan es ja auch mit diesem Buch macht.

Ich hatte damals meine Großmutter Alwine interviewt. Kurz zuvor war mein Großvater gestorben, deshalb hatte sie ein besonders großes Bedürfnis, von ihrem Leben zu erzählen. Beide meiner Großeltern kamen aus sehr herzlichen und großzügigen Familien, die neben ihrer Landwirtschaft ärmere Menschen, sowohl Geflüchtete als auch Einheimische, unterstützt haben. Das war die Generation der Kriegskinder, die sehr darunter gelitten hat, dass viele Väter in den Krieg gezogen und nicht wiedergekommen sind.

Auch wegen der Geschichte und der regelmäßigen Besuche mit meiner Mutter hatte ich eine sehr enge Beziehung zu meiner Großmutter. Umso mehr hat es mir wehgetan, als ich sie eines Tages tot in ihrem Wohnzimmer gefunden habe. Ihre Geschichte habe ich sowohl in der Schule in Rishon Le Zion, der israelischen Partnerstadt Münsters, als auch auf ihrer Beerdigung vorgelesen. Dadurch, dass sie mir so viel Liebe und Herzlichkeit mitgegeben hat, hatte ich anschließend das Bedürfnis, einen Teil davon weiterzugeben – und das konnte ich am besten im Projekt „YOUth of Integration“ realisieren.

Die Generation von Deutschen, in die ich hineingeboren wurde, war nicht mehr mit nationalsozialistischen Menschen und Gedanken in Politik- und Verwaltungsstrukturen konfrontiert. Bei uns stand die Aufarbeitung, Erinnerung und ebenso der Kontakt mit Zeitzeugen im Fokus, woraus auch der Israelaustausch und das Projekt entstanden waren.

Der Austausch und die Freundschaft zu meiner Gastfamilie in Israel prägen mich bis heute, weil damit eine intensive Auseinandersetzung mit der Shoah verbunden war und ist. Die Erfahrungen, von denen Sidan mir berichtet hat, und der Völkermord an den Jesidinnen und Jesiden durch den selbsternannten Islamischen Staat haben mich von Beginn an sehr an das erinnert, was meine Vorfahren den Menschen jüdischen Glaubens in Europa und darüber hinaus angetan haben. Die gezielte Ausrottung einer religiösen Minderheit, die bei den Nazis natürlich noch viel umfassender war, weist einige Ähnlichkeiten auf. Umso wertvoller finde ich es, dass Sidan seine Geschichte immer wieder mit anderen teilt, damit so etwas nicht noch einmal geschehen kann.

Wie ich Tim kennenlernte

Im Jugendzentrum in Sprakel lernte ich Tim kennen. Er war dort einer der Mitarbeiter, aber behandelte mich schnell wie einen Kumpel. „Hast du Lust, mit mir auf ein Bier in den Park zu gehen?“ Ich war überglücklich, dass ich endlich Freunde fand. Er stellte sein Auto bei uns ab, dann gingen wir mit Bier im Rucksack in den Wienburgpark und es kam noch ein weiterer Freund von ihm namens Stefan dazu. Wir hatten Spaß und Stefan fragte irgendwann, ob wir Lust hätten noch mit zu ihm nach Hause zu kommen. Ich sagte natürlich ja. Ich hatte kein Licht am Fahrrad – das gab Tim mir dann; alle sorgten für mich. Wir sprachen dann viel über die Jesiden und den Krieg. Seitdem war ich mit Tim befreundet. Er half mir oft bei vielen praktischen Dingen im Leben und war immer offen für alles.

Ich habe Tim immer wieder von Kari erzählt und Kari von Tim, weil ich so glücklich war, dass ich die beiden kennengelernt hatte. Tim und Kari waren Kollegen im Jugendzentrum, aber sie waren noch nicht besonders vertraut miteinander. Ich glaube, durch mich und den Austausch über mich lernten sie sich ein bisschen besser kennen. Jedenfalls sind sie jetzt ein Paar und haben sogar geheiratet. Das finde ich sehr schön.

Einmal haben wir zu dritt gekocht. Dabei hätte ich fast die Küche in Brand gesteckt, denn ich hatte versucht, irgendwas Fettiges, das auf den Herd gekommen war, mit Wasser zu löschen – fast wäre alles explodiert. Daraufhin haben sie mich ins Wohnzimmer verfrachtet, damit ich keinen Schaden mehr anrichten konnte. Aber sowas halten gute Freundschaften zum Glück aus.

Tim erzählt, wie er mich kennengelernt hat

„Ich habe auf dem zweiten Bildungsweg Soziale Arbeit studiert und mir hat die Arbeit mit neu Zugewanderten gut gefallen. Daher habe ich neben meinem Studium im Jugendzentrum in Sprakel angefangen zu arbeiten, das in der Nähe einer Geflüchtetenunterkunft lag.

Sidan habe ich im Februar 2015 kurz vor Karneval in unserem Jugendzentrum kennengelernt. Er kam als neuer Gast dorthin, stand da mit meiner Kollegin Kari und es wirkte, also ob sie sich per Google Translate viel zu erzählen hatten. Wir unterhielten uns dann ebenfalls kurz miteinander. Außerdem war ich manchmal mit in den Containern, in denen auch er gewohnt hat.



Sidans erster Karneval in Münster-Sprakel

Sidan hat sehr schnell Deutsch gelernt. Irgendwann haben wir zusammen einen Ausflug nach Köln gemacht. Da war Sidan immer derjenige, der „auf Toilette“ ging und nach dreißig Minuten mit vier neuen Telefonnummern wiederkam. (Und wenn ihn seine Kontakte dann später genervt haben, hat er sich einfach eine neue Handynummer geholt oder seinen Facebook- oder Instagram-Account gelöscht.) Wir waren zusammen ganz oben auf dem Kölner Dom, das war für Sidan ein schönes Erlebnis, weil man über ganz Köln und die Umgebung sehen konnte.

Aber er hatte auch viele Unfälle, darunter einen schwereren Fahrradunfall im Dezember 2016, die er aber immer gut wegsteckte: „Egal, Hauptsache es ist alles gut.“ Er ist auch einmal zusammengebrochen und hatte oft Bauchschmerzen oder Verdauungsprobleme. Irgendwann wurde eine Darmspiegelung bei ihm gemacht – da habe ich ihn hinterher mit dem Auto abgeholt. Verdauungsprobleme hat er bis heute, wenn es ihm schlecht geht.

Eine persönliche Freundschaft entwickelte sich erst, als Sidan mit seiner Familie innerhalb von Münster nach Coerde umgezogen war und er irgendwann mit einem Fahrrad bei uns am Jugendzentrum stand. Das Fahrrad hatte er im Jugendzentrum geschenkt bekommen, aber er konnte noch nicht sicher damit fahren. Damals war sein Deutsch noch schlecht und wir klärten mit Google Translate, dass ich ihn mit dem Auto nach Hause fahre. Außerdem gab ich Sidan ein Licht für das Fahrrad, denn da war keines dran. Daraufhin habe ich ihn gefragt, ob wir uns mit einem Freund von mir im Wienburgpark auf ein Bier treffen wollen, und wir sind danach noch mit zu ihm gegangen. Bei diesem Freund, Stefan, lernten wir uns dann besser kennen.“

Mit Tim im Dortmund-Ems-Kanal

Im Juli 2016 fuhr ich mit Tim zum Kanal. Dort angekommen, stand ich da und sah zu, wie fast alle, die da waren, ins Wasser sprangen. Für mich sahen sie aus wie Fische, die schwimmen. Was ich niemandem vorher erzählt hatte: Ich selbst war bis zu diesem Zeitpunkt noch nie geschwommen. Aber beim Anblick der vielen Menschen im Kanal dachte ich mir, ich könnte auch einfach ins Wasser gehen, meine Hände und Füße wie die anderen bewegen und würde dann ebenfalls schwimmen. Erst stand ich am Rand des Kanals, wo es flacher war und irgendwann ging ich einfach tiefer rein. Ich versuchte zu schwimmen, aber egal wie schnell ich meine Hände auch bewegte, ich bin immer tiefer ins Wasser gesunken. Um auf mich aufmerksam zu machen, winkte ich. Zum Glück kamen Tim und ein anderer Freund zu Hilfe und holten mich raus. Allerdings wollte ich das Wasser erst einmal nicht verlassen, vermutlich weil ich noch unter Schock stand.

Im Nachhinein war das ein wirklich schrecklicher Moment für mich. Denn dadurch fielen mir meine Erinnerungen und die meiner Familie und anderer Kinder wieder ein, als wir auf dem Weg nach Deutschland in sehr gefährlichen Situationen waren, nur dass es mir in diesen Momenten egal gewesen war, ob ich schwimmen konnte oder nicht. Etwas später dachte ich über mein Leben nach und darüber, wie gefährlich es eigentlich bisher schon gewesen war. Nach diesem Erlebnis im Kanal fing ich an, regelmäßig ins Schwimmbad zu gehen und ich brachte mir selbst das Schwimmen bei.

Lydia erzählt über unser Kennenlernen und unsere Beziehung

„Ich bin mittlerweile fast 32 Jahre alt. Wir haben uns ungefähr im September 2015 über Facebook kennengelernt. Man bekommt dort ja oft Freundschaftsanfragen oder auch Nachrichten und eigentlich bin ich da eher zurückhaltend, gerade wenn es von irgendwelchen Männern kommt. Aber du warst wirklich sehr lieb und zuvorkommend und überhaupt nicht aufdringlich. Du hast mich auch nicht eingeengt beim Chatten. Du warst von Anfang an offen und lustig und wir haben total freundschaftlich miteinander geschrieben und kommuniziert und haben auch darüber gesprochen, dass ich bald Geburtstag haben würde. Der ist nämlich am 1. Oktober und am darauffolgenden Wochenende habe ich damals gefeiert. Du warst auf dem Geburtstag eines Freundes eingeladen und hattest mich gefragt: „Wo bist du denn feiern? Feierst du irgendwo draußen in der Stadt? Wenn du Lust hast, kann ich gerne vorbeikommen. Ich bin sowieso in der Stadt auch auf einem Geburtstag und wir könnten uns dann ja vielleicht mal sehen.“ Ich hab dir dann irgendwann an dem Abend ganz spontan Ort und Uhrzeit geschrieben mit dem Zusatz „Wir können uns dort gerne treffen.“

Ich hab mich dann total gefreut dich persönlich kennenzulernen. Du hast gesagt, ich erkenn dich an der Kleidung und du trugst dann tatsächlich ein großartiges Outfit. Du hattest eine rote Fliege um den Hals und einen Anzug an – und tolle Schuhe dazu. Ich hab dich ziemlich schnell im Club gefunden, weil kein anderer so angezogen war an diesem Abend. Und dann hast du mir noch eine Blume mitgebracht – total romantisch, aber auch stimmig für dich. Ich hatte schon beim Schreiben gedacht, was für ein höflicher Mensch du bist, und das war dann im Real Life auf jeden Fall ganz genauso. Ich war froh, dich endlich persönlich zu treffen und dass wir zusammen was trinken konnten und alle miteinander einen schönen Abend verbracht haben. Wir haben getanzt, wir haben sehr viel gelacht, du hast dich sofort gut in unsere Gruppe integriert und dich auch mit meinen Freunden gut verstanden – ja, die Kommunikation war tatsächlich von Anfang an sehr gut.

Du hast mir dann irgendwann deine Geschichte noch mal genauer erzählt. Dass du noch gar nicht so lange in Deutschland warst zu diesem Zeitpunkt, das hat man kaum gemerkt. Du kamst eher so rüber, als würdest du eigentlich

alles problemlos verstehen, worüber wir sprachen. Du hast gut überspielt, dass du vielleicht nicht jedes Wort verstanden hast. Als wir uns dann im Laufe der Zeit öfter getroffen haben, habe ich zwar gemerkt, dass du nicht immer ganz genau wusstest, wie ich etwas meine, aber diese kleinen Missverständnisse oder einzelne fehlende Worte haben wir jedes Mal sehr schnell klären können. Du warst immer sehr wissbegierig und wolltest auch gern besser Deutsch lernen. Du hattest eigentlich auch fast nur deutsche Freunde.

Natürlich kanntest du einige Geflüchtete, aber mit denen hast du dich eher weniger umgeben. Du hast mir damals erklärt, dass du nicht so gerne mit diesen Menschen verglichen werden willst, weil auch viele Verbrecher über die Grenze nach Deutschland gekommen seien – und viele Menschen, die sich sehr asozial verhalten würden oder ziemlich egoistisch wären.

Du bist definitiv aus der Masse herausgestochen. Du warst sehr schnell integriert, du bist sofort irgendwie hier angekommen, du wolltest unbedingt Deutsch lernen und warst zu jedem immer offen und freundlich. Und auch wenn du gewisse Dinge vielleicht nicht verstanden hast, warst du trotzdem immer aufgeschlossen und bist auf Menschen zugegangen. Du hast dann einfach noch mal nachgehakt und wenn du auch fünfmal nachfragen musstest, war dir das relativ egal und das hab ich immer sehr an dir bewundert. Du hast dich nicht geschämt, Worte auf Deutsch falsch zu sagen, weil du sie gerade erst gelernt hattest. Und ich fand es schon sehr bemerkenswert, dass du die Sprache so schnell wirklich super beherrscht hast.

Wir haben uns dann immer häufiger getroffen und haben uns irgendwann sehr, sehr gut verstanden. Mit der Zeit haben wir gemerkt, dass es sogar etwas mehr ist als nur Freundschaft. Am Anfang habe ich das noch total belächelt, weil du ja sehr jung warst. Du warst neunzehn Jahre alt, als ich dich kennengelernt habe. Und ich habe anfangs überhaupt nicht darüber nachgedacht, mit dir anzubandeln. Dass wir jemals in eine Beziehung geraten würden, habe ich mir gar nicht vorstellen können, weil ich immer dachte, dieser Altersunterschied würde zwischen uns stehen. Und gerade, wenn ein Mann dann auch noch so lieb ist, das kann ja überhaupt nicht gut gehen. Aber ich muss ganz ehrlich sagen, dass wir eine sehr schöne Beziehung geführt haben – meiner Meinung nach. Du warst immer sehr liebevoll und ich habe dich als ehrlichen Menschen kennengelernt.

Wir hatten leider das Pech, dass ihr gerade in dieser Umbruchzeit wart, als ihr nach Deutschland gekommen seid, und eine Art Kulturschock stattgefunden hatte. Deine Familie – oder zumindest deine Mutter – konnte sich nicht so gut damit arrangieren, dass du jetzt eine deutsche Freundin hattest. Im Nachhinein erfuhr ich von dir, dass sie Angst hatte, dass wir vielleicht heiraten würden und dass du deine Kultur aufgeben würdest. Wir haben uns dann irgendwann getrennt aufgrund dieser kulturellen Hintergründe und der Tatsache, dass deine Familie nicht so wirklich damit einverstanden war, vor allem deine Mutter, denn mit deinen Schwestern und deinem Bruder hab ich mich sehr gut verstanden. Ich mag sie bis heute sehr gerne. Eigentlich hatten wir alle eine sehr schöne Zeit und waren oft alle zusammen unterwegs, haben am Aasee gepicknickt oder waren einfach zusammen feiern, das haben wir auch sehr gerne gemacht.

Wir hatten sehr viel Spaß und haben das Leben genossen. Aber es waren auch einige böse Zungen unterwegs, etwa von Menschen, die auch durch diese Kriegssituation nach Deutschland gekommen waren und die somit dasselbe Schicksal hatten wie du, aber die dich nicht verstanden haben. Sie haben dich damals verurteilt und gesagt: „Wie kannst du überhaupt so glücklich sein und dein Leben feiern, während es deiner Familie nicht gut geht oder generell Menschen in deiner Heimat so behandelt werden und der Krieg noch nicht zu Ende ist?“ Aber du hast immer gesagt, dass du ja nichts dafürkannst und damit hattest du auch recht. Ich fand es immer sehr bewundernswert, dass du trotzdem versucht hast, dein Leben in vollen Zügen zu genießen.

Natürlich waren die Wunden von Anfang an sehr tief und das kann man auch gar nicht schönreden. Wer solch schlimme Dinge erlebt hat und wenn noch dazu die ganze Familie von dieser Brutalität betroffen ist, kann man das natürlich nicht einfach verdrängen. Klar versucht man auf eine gewisse Art und Weise, sich damit zu arrangieren und trotzdem mit Freude in die Zukunft zu blicken. Allerdings haben wir auch Zeiten miteinander erlebt, in denen es dir nicht gut ging. Das war schon ziemlich am Anfang unserer Beziehung, dass aus dem fröhlichen jungen Mann plötzlich ein sehr trauriger junger Mann wurde – daran kann ich mich noch gut erinnern. Aber dann hattest du auch wieder sehr viel Motivation zu arbeiten und hast das ja dann auch getan und Zeitungen ausgetragen. Und dann bist du einfach in ein Schuhgeschäft gegangen, hast dich dort vorgestellt und nach einem Praktikum gefragt. Und das hat tatsächlich ge-

klappt. Du hast wirklich sehr viel Energie investiert, um dein Leben wieder in den Griff zu bekommen, aber dennoch gab es eine Zeit, in der es dir nicht mehr gut ging und das ganze Verdrängte, das im Irak passiert war, wieder hochkam.

Und wir beide wussten nicht so richtig damit umzugehen. Irgendwann sind wir dann zusammen zum Arzt gegangen, weil du Bauchbeschwerden hattest. Aber das waren offenbar nur die Symptome von etwas anderem, denn der Arzt hatte schnell abgeklärt, dass nichts Organisches vorlag. Körperlich war also alles in Ordnung und die Bauchschmerzen waren eher die Folge einer starken psychischen Belastung, die dich so krank gemacht hatte. Aus heutiger Sicht lässt sich das als posttraumatische Belastungsstörung definieren. All diese Sorgen, all diese Ängste, all das, was du durchgestanden hast, das hat dich einfach sehr aus der Bahn geworfen. Im Nachhinein hast du mir erzählt, dass du damals die Nachrichten weiterhin verfolgt hast. Du warst also immer auf dem Laufenden, was deine Heimat anging und was da alles passierte, aber gleichzeitig tat dir das nicht gut.

Du kanntest damals Tim und Kari schon ein bisschen länger und die beiden haben sich ebenfalls sehr um dich gesorgt. Ich habe mich damals mit den beiden zusammengesetzt und wir haben festgestellt, dass wir ähnliche Wahrnehmungen hatten, dass es dir bei aller Lebensfreude wirklich schlecht ging. Dann bist du irgendwann in die Klinik gegangen, weil du suizidale Gedanken hattest, und wir haben versucht dich so gut wie möglich auf dem Weg dahin zu begleiten, weil wir alle den Eindruck hatten, dass du einfach mit dem ganzen Druck nicht mehr klarkommst. Das war zwar eine schwierige Zeit, aber du hast dich tatsächlich sehr schnell wieder gefangen. Ich hab dich in der Klinik besucht und ja, es brauchte eine Weile, bis du wieder klar denken konntest, aber dann ging es dir wieder gut und du bist sogar gestärkt zurückgekommen.

Du hattest mir damals immer wieder gesagt, dass du gerne auf eigenen Füßen stehen möchtest, dass du gerne einen Friseursalon eröffnen möchtest oder ein Restaurant. Du warst dir noch nicht sicher, was genau du machen wolltest, aber es war immer die Richtung Friseur oder Restaurant. Du hast dich dann sofort wieder an die Arbeit gemacht. Du hast dich aufgerafft, überall nachgefragt und nach einer guten Möglichkeit für dich gesucht. Ich fand es sehr zupackend und bewundernswert, dass du das einfach ohne jegliche Ausbildung oder Kenntnisse angegangen bist, die man in Deutschland ja meistens haben

muss – und dazu noch all die gesetzlichen Auflagen. Aber du hast dich trotzdem immer so sehr bemüht und hast erst einmal mehrere Jobs übernommen. Du hattest dich super integriert, wenn man das so sagen kann – das hört sich immer so komisch an. Du warst immer schon ein Mensch, der einfach gerne arbeitet und etwas für sich auf die Kette kriegen möchte – das schätze ich bis heute sehr an dir.

Irgendwann hast du dann auch meine Familie kennengelernt und das erste Mal „richtig“ Weihnachten gefeiert. Ich fand es sehr schön, weil meine Familie dich sehr herzlich aufgenommen hat. Und du hast dich besonders gut mit meiner Oma verstanden. Sie erzählt heute noch, dass du immer wieder Späße gemacht hast und sogar meine Oma ihre Stimme verstellt und mitgemacht hat. Ja, der Humor hat uns alle total verbunden und hat die Kommunikation sehr vereinfacht, zumal du zu diesem Zeitpunkt noch nicht perfekt Deutsch gesprochen hast. Und du hast dich nie abgeschottet oder zurückgezogen, sondern warst einfach sehr offen zu uns. Du hast alles probiert beim Essen und hattest total Lust unsere Gerichte kennenzulernen und warst außerdem sehr höflich.

Wir haben damals auch festgestellt, dass wir schon ziemlich verschieden sind, also dass es in meiner Familie und in deiner Familie ganz unterschiedlich zugeht. Vieles war extrem gegensätzlich, aber du hast sehr gut hineingefunden. Doch es gab eben leider kulturelle Hintergründe, die es verhindert haben, dass wir weiterhin zusammen sein konnten. Ich habe trotzdem weiterhin verfolgt, wie es dir geht. Wir hatten zwischendurch gelegentlich Kontakt, haben geschrieben oder auch mal telefoniert – und dann bist du irgendwann umgezogen nach Mönchengladbach, wo du heute noch lebst. Ich fand es immer sehr schön zu sehen, dass du dein Leben weiter aufbaust, dass du dich nicht unterkriegen lässt und deinen Weg gehst. Ich wünsche dir auf jeden Fall das Allerbeste und hoffe einfach, dass wir in Kontakt bleiben und ich noch weiter an deinem Leben teilhaben und miterleben darf, dass es dir gut geht. Genau das wollte ich dir noch einmal mit auf den Weg geben. Ich kenne bis heute keinen einzigen Menschen, den ich mag, der so eine extrem positive Ausstrahlung und so ein tolles Mindset hat. Bleib einfach, wie du bist.“

Meine Narbe

Ich habe eine Narbe auf der Stirn, die meist von meinen Haaren überdeckt ist. Sie stammt aus meiner frühesten Kindheit, sodass ich keine eigenen Erinnerungen an den Unfall habe. Ich weiß nur noch, dass ich unglaubliche Schmerzen hatte und die Heilung sehr lange dauerte. Ich hatte damals nicht verstehen können, warum das so war und warum es so lange brauchte, bis ich wieder einen normal großen Kopf und keine Schmerzen mehr hatte. Niemals hätte ich gedacht, was für eine Rolle sie in meinem Leben noch spielen würde ...

Ich habe meine Familie durchaus danach gefragt und hätte gerne schon früher erfahren, wie es zu diesem Unglück gekommen ist. Doch keiner der Beteiligten äußerte sich je dazu oder erklärte mir den Hergang. Ich war damals noch zu klein, um zu begreifen, was geschehen war und wer die Verantwortung dafür tragen muss. Ich habe immer gehofft, dass mir irgendjemand die Geschichte erzählen würde, wie diese belastende Narbe auf meiner Stirn entstanden ist, aber es blieb lange ein Geheimnis. Im Gegenteil hatte ich sogar das Gefühl, dass man mir als Kleinkind selbst die Schuld daran gab. Kein Erwachsener hat je die Verantwortung für diesen Unfall und die Umstände, wie es dazu kam, übernommen. Diese Tatsache und die sichtbare Narbe auf meinem Kopf haben mir viel von meiner kindlichen Unbeschwertheit genommen.

Die Narbe auf meiner Stirn hatte zur Folge, dass ich das Haar lang trug und fast immer eine Kopfbedeckung, zum Beispiel ein Käppi. Selbst beim Schlafen behielt ich sie auf, fast nie war ich ohne sie. Dann wurde ich eingeschult und wegen der langen Haare und meiner Kopfbedeckung von meinen Mitschülern gehänselt und ausgelacht. Sie nannten mich „Mädchen“ und hatten schnell herausgefunden, dass sie mich demütigen konnten, wenn sie mir mein Käppi vom Kopf rissen und meine Haare zur Seite strichen, sodass die Narbe sichtbar wurde. Kinder können sehr grausam sein und dieses Mobbing hat meine Schulzeit sehr erschwert. Somit gab es nicht nur die Narbe auf meiner Stirn, sondern mit der Zeit auch Narben auf meiner Seele.

Angekommen in Deutschland ging ich als achtzehnjähriger Teenager zum Friseur. Natürlich sah er die Narbe an meinem Kopf und fragte mich, wie es dazu gekommen sei. Da ich selbst nicht viele Einzelheiten wusste, konnte ich es kaum erklären. Dann kam er mit einer verrückten Idee: Er versprach mir

Geld, Klamotten und Sicherheit, wenn ich die Geschichte öffentlich machen und sagen würde, dass die Narbe das Werk des IS war. Natürlich war das eine Lüge, aber als junger Mensch und Neuankömmling in Deutschland vertraute ich ihm und hatte Hoffnung, dass dadurch alles besser werden würde und für mich ein neues Leben beginnen könnte. Ich war hungrig nach dem Leben, sehnte mich nach Erfolg und Sicherheit und wollte unsere Flucht, die Erlebnisse und das ganze Elend hinter mir lassen. In Deutschland sollte alles möglich sein, auch wenn es dafür eine Lüge brauchen sollte.

Ich willigte also ein, die Geschichte vom IS zu veröffentlichen. Die Inhalte der Aussagen wurden mir vorgegeben. Ich brauchte nichts weiter tun, als sie zu erzählen. Zu diesem Zweck wurde ich in einen kirchlichen Raum bestellt, in dem zu meinem Erschrecken viele Leute zusammengekommen waren: Dolmetscher, Mitarbeiter der Kirche und dazu mehrere Kameras. Bei diesem Aufgebot an Menschen fing ich an zu zittern und bekam Panik. Damit hatte ich nicht gerechnet und niemand hatte mir vorher den Ablauf erklärt. Es gab kein Zurück mehr, aber schon in diesem Augenblick wurde mir klar, dass das alles ein großer Fehler war. Doch die Aussicht auf ein besseres Leben und die Hoffnung auf Bleiberecht siegten und ich machte meine Lügen öffentlich.

Ich fühlte mich von den vielen Kameras bedroht wie von den Waffen im Krieg. Doch ich konnte es nicht mehr verhindern. Ich war jung und unerfahren, aber diese Lüge beschämt mich heute noch sehr. Von all den Versprechungen ist natürlich nichts eingetreten: kein Geld, keine Hilfe, keine Sicherheit.

Ich habe mich nicht nur lange mit meiner Narbe gequält, sondern quäle mich nun noch dazu schon fast zehn Jahre mit dieser schlimmen Lüge. Aber jetzt habe ich den Mut gefasst, darüber zu sprechen und meine Schuld zuzugeben. Ich war als Kleinkind nicht schuld an dem schlimmen Unfall und später eigentlich auch nicht schuld an dieser schlimmen Lüge, die mein Leben noch schwerer gemacht hat. Ich bereue aber, dass ich dieser Lüge und den Verlockungen in einem neuen, fremden Land nicht widerstanden habe. Jetzt bin ich erwachsen und in Deutschland angekommen. Jetzt bin ich nicht mehr eingeschüchtert und muss meine Narbe nicht mehr durchgehend verstecken.

Vor gar nicht allzu langer Zeit ist es mir aber endlich gelungen, mit meiner Mutter darüber zu sprechen und sie hat tatsächlich erzählt, was passiert ist:

Ich war ungefähr zweieinhalb Jahre alt. Es war Sommer und sehr heiß im Irak, vermutlich über vierzig Grad. Mein Vater und meine Mutter gingen zur Arbeit und ich blieb zu Hause bei meiner ältesten Schwester und deren Cousine, weil die Hitze zu groß war für mich als kleines Kind. Die beiden Mädchen haben für alle (und das waren viele) Essen gekocht. Es gab frittierte Auberginen. Dazu schneidet man Auberginen in Scheiben und die werden in heißem Öl gebacken. Wenn man für so viele Personen kocht, dauert es oft über zwei Stunden und das Fett wird richtig heiß.

Man muss sich eine Küche im Irak so vorstellen: Da steht ein einzelner Herd auf vier Füßen, ohne festen Untergrund und etwas wackelig. Er war nicht wie in Deutschland in eine Küchenzeile eingebaut und befestigt oder angeschraubt.

Die Mädchen waren mit dem Kochen beschäftigt und der Topf mit dem heißen Fett brodelte. Irgendwann habe ich wohl die Klappe des Backofens geöffnet. Niemand kann bis heute sagen, warum. War es ein Spiel, war es Neugierde oder einfach nur ein „Ich helfe auch mit“? Dann passierte, was nicht hätte passieren dürfen: Der Herd wackelte und so kippte der Topf mit dem heißen Öl auf meinen Kopf; die Cousine hielt gerade noch schützend ihre Hand über meine Augen. Das heiße Öl verbrannte den kleinen Kinderkopf und auch die schützende Hand. Nachdem dieses Unglück geschehen war, wurden schnell meine Eltern informiert, die sofort herbeieilten. Währenddessen hatte mich meine große Schwester geistesgegenwärtig kopfüber in einen Wassertrog gehalten.

Die Verbrennungen waren enorm und die medizinische Behandlung unzureichend. So bekam ich nur eine Spritze und wurde mit einer Salbe den Eltern übergeben – allerdings mit der Prognose, dass sich der Kopf sehr vergrößern würde. Und das tat er dann auch. Meine Augen schwollen zu, der Kopf nahm an Umfang und Größe zu und mir ging es nicht gut. Es bildeten sich Wasserblasen, die unzählige Fliegen anzogen. Meine Mutter war Tag und Nacht damit beschäftigt, die Wasserblasen aufzustechen, die Wunden zu säubern und mich zu versorgen, neben ihrer Arbeit. Niemand anderes wollte dies tun.

Nachdem es mir nach drei Tagen nicht besser gegangen war, mein Kopf stark geschwollen war und ich kaum noch sehen konnte, bat meine Mutter um Hilfe, aber niemand konnte etwas tun. Dann entschied sich mein Vater, Mutter

und Kind zu einem Privatarzt zu bringen. Dort wurden Medikamente und Salben verschrieben, die dann auch tatsächlich der Genesung dienten. Es hat wohl mehr als ein Jahr gedauert, bis ich mich von diesen schweren Verletzungen erholt hatte – und das waren nur die körperlichen Wunden.

Auch meine Mutter traf dieser Unfall hart. Sie sagt heute, dass sie durch das ganze Weinen und die Trauer krank geworden sei. Sie hat mich so sehr geliebt, dass sie mein Leiden nicht ertragen konnte und geweint hätte, bis ihre Tränen ausgetrocknet waren.

Wie meine drei jüngeren Geschwister nach Deutschland kamen

Über den Jahreswechsel 2015/2016 flüchteten mein jüngerer Bruder Maher und meine beiden jüngeren Schwestern ebenfalls über die Balkanroute nach Deutschland. Wir konnten und wollten nicht mehr auf eine mögliche Familienzusammenführung in ferner Zukunft warten. Am 06.01.2016 meldeten sie sich in Deutschland an, sie waren vorher gut zwei Wochen unterwegs gewesen. Später im selben Jahr kam dann noch mein ältester Bruder Dlo versteckt auf einem Schiff von der Türkei über Genua nach Deutschland. Was Maher mit meinen Schwestern auf dem Weg erlebt hat, soll er lieber selbst erzählen:

„Es ging zunächst mit verschiedenen Autos von Dohuk in drei Tagen nach Istanbul, wobei wir (wie damals unsere Mutter mit ihrer Gruppe) zu Fuß über die Grenze im Gebirge in Kurdistan gehen mussten: Von Dohuk fuhren wir abends gegen 18 Uhr ab und wurden dann am nächsten Morgen mit einem Jeep, der auch durch die Berge fahren konnte, bis kurz vor die türkische Grenze gebracht. Dann mussten wir alleine über die Berge laufen. Auf der türkischen Seite stand ein weiteres Fahrzeug. Wir sollten eigentlich in eine große Wohnung gebracht werden und Essen und Trinken bekommen. Vorher erwischte uns aber noch die türkische Polizei oder Armee – Ich nannte mich einfach Mohammed und das half. Sie ließen uns weiterfahren. Gott sei Dank wurden wir nicht zurückgeschickt – das hat der Fahrer irgendwie organisiert.

Wir kamen dann mit 45 Menschen in einen kleinen Raum, es gab kein Essen, kein heißes Wasser, der Raum war leer und es war schlimm. Nach einer Nacht ging es frühmorgens weiter. Wir mussten noch durch einen weiteren

Checkpoint. Sie schossen nach oben, um uns zum Stehenbleiben zu zwingen. Im Wagen brach fast Panik aus und einige rannten hinaus in die Kälte, wir hatten ja alle Krieg erlebt und hatten Angst. Es roch überall nach Pulver – damals war Krieg zwischen der Türkei und YPG. Ich weiß nicht, was der Fahrer gemacht hat, aber wir konnten weiterfahren und legten noch weitere zwölf Stunden mit dem Bus zurück. Dann waren wir endlich in Istanbul.

Mit einem viel zu kleinen Bus fuhren wir dann nach drei Tagen durch die Nacht weiter nach Izmir. Ich musste in eine Flasche urinieren, weil wir nicht anhalten konnten. Wir hätten vermutlich auch nie wieder alle in den Bus gepasst, wenn man uns einmal hätte aussteigen lassen. Um 6 Uhr morgens kamen wir in einem Waldstück an. Dort waren wir bis zum Abend, bevor wir in ein Hotel gebracht wurden, wo wir zwei Tage blieben.

Morgens um 3 Uhr ging es dann zu einem Schiff, denn ab 5 Uhr sollte Wind aufkommen. Es war ein ganz kleines Schiff, das eigentlich nur für 20 Leute gemacht war, doch wir waren 45 Geflüchtete – ein viel zu kleines Boot für unsere große Gruppe. Aber wir konnten dann doch in zwei Stunden erfolgreich nach Griechenland übersetzen. Der Bootsführer sagte ganz klar: „Ich fahre euch nur, wenn alle mitfahren.“ Außerdem gab es gar keine andere Wahl, denn wenn jemand Angst hatte und nicht mitwollte, haben sie ihm ihre Waffen gezeigt. Kurz vor der Ankunft ging dann der Motor aus – wir hatten wahnsinnige Angst. Zum Glück sprang er wieder an. Letztlich kamen wir dann am falschen Ziel an, aber immerhin in Griechenland.

Ich hatte wahnsinnige Angst, weil ich von ganz vielen Leuten gehört hatte, die ertrunken sind. Ich habe nicht geschrien, aber meine beiden Schwestern haben nur geheult. Ich war eher ruhig und habe gebetet, dass der Motor wieder angeht. Als wir endlich ankamen, war es so, als ob mir jemand eine Million Euro gegeben hätte. Aus dem Boot zu steigen, das war das beste Gefühl meines Lebens. Wir waren nicht mehr hungrig und durstig, sondern nur noch glücklich.

Nach der Ankunft suchten wir nach Menschen, die uns weiterhelfen konnten. Dann kam unser Schutzengel, ein Mann mit vielen Schafen auf einem Wagen und nur noch ganz wenig Platz auf der Ladefläche. Jemand aus dem Irak, der schon einige Zeit in Griechenland war, übersetzte für uns und der Mann brachte dann die ganze Gruppe in sechs Fuhren zu einer Flüchtlingsorganisa-

tion, bei der auch Deutsche als Ehrenamtliche tätig waren. Mitarbeiter dieser Organisation unterstützten uns dann auf dem Weg bis zur Grenze. Und auch danach gab es an jeder Grenze wieder irgendwo Beistand durch Hilfsorganisationen.

Jeder bekam noch in Griechenland 150 Euro für Lebensmittel. Aber wir benutzten das Geld stattdessen für die Schiffstickets ans Festland, denn wir mussten unser mitgenommenes Geld für die weitere Reise sparen. Wir wussten nicht mal, welches Schiff wir nehmen sollten, sie haben uns nur in einen Bus zum Inselhafen gesetzt. Nach der ersten Überfahrt hatten wir immer noch Angst, dass irgendwas mit dem Schiff passieren könnte. Schließlich waren wir vor unserer Flucht noch nie mit einem Schiff unterwegs, waren also völlig unerfahren darin. Aber wir wollten auf jeden Fall weiter ans Festland und nach Deutschland. Eigentlich wollten wir gar nicht mehr über Wasser fahren, aber wir mussten noch mal eine ganze Nacht auf einem Schiff verbringen, auf dem es alles gab, es war sehr groß und es gab auch Kabinen, aber die waren zu teuer. Wir machten kaum ein Auge zu. Ich wollte auf Deck gehen, aber meine Schwestern hatten zu viel Angst. Durch die runden Fenster sahen wir die Wellen und mir kam der Film Titanic in den Sinn.

Von Athen sind wir dann meist mit Bussen und manchmal mit Zügen über den Balkan durch viel Schnee weiter Richtung Deutschland gereist – und wir hatten keine Wintersachen dabei. Einmal standen wir drei Stunden auf einem Bahnhof und mussten auf den nächsten Zug warten. Wir froren und alle Kinder, die mitreisten, weinten, weil die Hände und Füße vor Kälte schmerzten. Ich habe versucht, ihre Hände und Füße mit meinem Atem zu wärmen, doch das brachte nicht viel. Dann kam endlich der Zug. Wir fuhren sechs, sieben Stunden, ohne zu wissen, wohin es geht. Am Ziel gab es endlich Tee, Schuhe und Jacken und wir konnten ein paar Lebensmittel einkaufen. So viel Schnee hatten wir noch nie gesehen und so viel Kälte noch nicht erlebt. Irgendwann kamen wir in Österreich an und dann ging es weiter Richtung München.

Über sieben Länder sind wir geflohen. Und dann waren wir endlich so gut wie am Ziel. „Sind wir wirklich in Deutschland?“, haben wir uns gefragt. Ja, wir waren endlich in Frieden und Freiheit und bald auch wieder bei unserer Familie. In München wurden wir direkt in ein Flüchtlingslager gefahren. Dort holte uns Sidan dann schon sehr bald ab.

Wir waren auf der ganzen Route in Begleitung anderer Jesiden unterwegs und kamen gut durch. Wir hatten ein Papier dabei, dass wir in Griechenland registriert worden waren und nach Deutschland reisen wollten. Damit kamen wir recht leicht über die meisten Grenzen.“

Meine Schwestern und mein jüngerer Bruder kamen also in München an und wurden zunächst in einer weit abgelegenen Kaserne untergebracht, die kaum zu erreichen war. Ich wartete bei meiner bayerischen Freundin Petra ab, bis sie ihre Fingerabdrücke abgegeben hatten und registriert waren. Dann bin ich mit Petra von Mühldorf aus in das Camp nach Erding gefahren und habe erläutert (und auch mit ein paar Papieren, die wir inzwischen hatten, nachgewiesen), dass die Mutter der Kinder in Münster lebt und ich ihr Bruder bin. Daraufhin durften sie mit mir nach Münster kommen. Sie waren nach der Flucht unglaublich müde und geschwächt. Darum ging es zunächst zu unserer verheirateten Schwester nach Baden-Württemberg, damit sie sich etwas ausruhen konnten. Sie haben auf der ganzen Zugfahrt nur geschlafen.

Als wir weiter nach Münster reisten, wollten wir eigentlich preisgünstig mit Regionalzügen fahren, aber dann entdeckte ich einen ICE nach Münster und



Sidan führt seinen Bruder Maher nach dessen Ankunft in Münster zu seinem ersten Restaurantbesuch in Deutschland aus

wir stiegen einfach ein. Ich bat meine Geschwister, sich schlafend zu stellen, wobei sie sowieso nur schliefen. Bei der Fahrkartenkontrolle tat ich dann so, als ob ich kein Deutsch sprechen würde – das war immerhin wirklich ein Notfall. Irgendwie schafften wir es zumindest bis Dortmund im Zug zu bleiben. Von dort war es dann nicht mehr weit – und so konnte meine Mutter ihre drei jüngsten Kinder viel schneller in die Arme schließen. Zwei, drei Tage später kam meine jüngste Schwester dann ins Krankenhaus, weil sie nach der Flucht so geschwächt war. Nur mit Mühe und Not konnten wir ihre Behandlung organisieren, weil sie noch keine Krankenversicher-

tenkarte hatte. Da wir aber den Nachweis hatten, dass sie eine Tochter meiner Mutter ist, gab die Krankenkasse ihr Okay.

Maher erzählt weiter:

„Ich habe mich riesig gefreut, Sidan wiederzusehen. Immer wenn ich die Fotos von ihm gesehen hatte, hatte ich mir das Leben in Deutschland wie im Paradies vorgestellt. Und jetzt war ich endlich selbst dort. Das ist jetzt schon über sieben Jahre her und ich bin immer noch dankbar, dass ich es geschafft habe und dass ich hier leben kann. Aber die Flucht kommt mir manchmal wie ein zweiter Krieg vor. Ich werde das bis zu meinem Tod nicht vergessen, diesen langen Weg vom Irak bis nach Deutschland. Wir sind zwar vor dem IS nach Dohuk geflohen, aber es ging danach noch einmal um Leben und Tod. Und besonders schlimm war die Fahrt über das Wasser von der Türkei nach Griechenland, es war wirklich wie ein zweiter Krieg – es zieht mich jetzt noch runter, wenn ich daran denke. Ich war nicht mal sechzehn, es gab Hunger und Kälte – noch jetzt bekomme ich Kopfschmerzen nur vom Erzählen.“



Sidan's Schwester Shukriya (links) und Fikriya (rechts) kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland völlig übermüdet im Regionalexpress

Meine jüngste Schwester Shukriya erzählt von ihrer Flucht nach Deutschland

„Was den Berg angeht, weiß ich nur noch, dass ich immer an Mama geklebt habe, ohne sie bin ich fast nie irgendwo hingegangen. An meinen Weg nach Deutschland erinnere ich mich vor allem so: Es war sehr kalt, wir hatten nur dünne Kleidung dabei und wir fuhren mit Autos und Bussen und über das Meer – wir mussten alle das Boot besteigen, obwohl schon viel zu viele Menschen darauf waren. Sonst wären wir einfach zurückgelassen worden. Irgendwann blieb das Boot mitten auf dem Meer stehen und der Motor fiel aus. Zudem hatte es den falschen Weg genommen und wir mussten einen längeren Weg übers Meer fahren als eigentlich geplant war. Wir hatten alle Angst,

waren müde und beteten nur noch. Wir konnten und durften nicht schlafen, denn falls das Boot untergehen würde, hätten wir reagieren müssen. Wir hatten extra teure Schwimmwesten gekauft, das hätte uns zumindest für eine Zeitlang gerettet. Ich wollte nur noch, dass es vorbeigeht und dass ich meine Mutter wiedersehe und bei ihr in Sicherheit bin.

Als wir in Deutschland ankamen, holte Sidan uns ab. Wir durften ihn nicht mal richtig umarmen, denn wir sollten das Lager auf seinen Wunsch hin ganz schnell verlassen. Sidan hatte uns kleine Geschenke mitgebracht. Ich habe mich total gefreut ihn wiederzusehen. Danach fuhren wir mit dem Zug. Wir waren am 29.12.2015 in Deutschland angekommen und fuhren am 01.01.2016 zu unserer Schwester Hadya nach Villingen-Schwenningen weiter, um uns erst einmal auszuruhen. Sidan hat sich während der Zugfahrt wie ein Verrückter an der Stange im Zug gedreht, um uns aufzumuntern, weil wir so müde und ausgelaugt waren – er sah aus wie ein Affe. Erst am 10.01.2016 ging es dann nach Münster weiter. Hadya schlug vor, wir sollen erst zu ihr fahren, weil der Weg etwas kürzer zu ihr war, auch wenn es trotzdem sehr lang gedauert hat. Doch Mama war noch weiter entfernt, zehn Stunden mit Regionalzügen. Teilweise fuhren wir mit dem ICE nach Münster, obwohl wir gar kein Ticket hatten, damit es schneller ging.

Ich hatte, als ich endlich in Münster angekommen war, ernsthafte gesundheitliche Probleme – eine Leberentzündung und Nierenprobleme. Ich war ganz blass im Gesicht und hatte Blut im Urin. Daraufhin war ich zwei Wochen im Krankenhaus und natürlich hatte ich noch keine Krankenkassenkarte. Wir mussten nachweisen, dass ich die Tochter meiner Mutter bin. Ich konnte noch kein Deutsch, Sidan musste das alles für mich regeln. Ich konnte nur auf Daumen hoch und runter reagieren. Und es durfte niemand bei mir bleiben nachts im Krankenhaus, das war gerade in den ersten Tagen richtig hart und da habe ich auch geweint. Ich wurde dann sogar operiert – all das kam laut den Ärzten von der Kälte. Und die hatte mir auch wirklich sehr zugesetzt – unterwegs hatte ich manchmal sogar weinen müssen, einfach nur, weil es zu kalt war. Ich konnte zeitweise meine Hände und Füße gar nicht mehr spüren.

Als ich meine Mutter wieder gesehen habe, war das natürlich sehr schön. Aber die Zeit der Trennung davor war wirklich schwierig, weil ich als kleines Kind eigentlich immer nur bei Mama war. Ich war ein absolutes Mama-Kind

und habe kaum mit anderen Kindern gespielt, weil ich immer bei meiner Mutter war. Aber Sidan und ich haben zumindest manchmal zu Hause gemeinsam Fußball gespielt, was wir vor Mama allerdings verheimlichen mussten, weil Mädchen das normalerweise nicht machten.

Ich habe eigentlich die ganze Zeit seit unserer Flucht von zu Hause geweint, fast immer. Ich war bei meinem großen Bruder Dlo im Camp in Dohuk und habe meine Mutter über ein Jahr nicht gesehen. Oft habe ich abends geweint, weil ich meine Mutter so vermisst habe – aber nur für mich mit der Decke über dem Kopf.“

Wie mein ältester Bruder nach Deutschland kam

Mein ältester Bruder Dlo kam im September 2016 über Italien zu uns. Er musste 25.000 Euro für sich, seine Frau und die drei Kinder (zwischen vierzehn Monaten und acht Jahren) bezahlen, woraufhin sie dann wie alle anderen zunächst zur türkischen Grenze gebracht wurden, von dort ging es weiter nach Antalya und dann nach Izmir. Dort sind sie für einen Monat in einem Hotel untergetaucht.

Für die nächste Etappe stiegen sie in einen zwölf Meter langen, mit Autofelgen beladenen Lkw ein, der unter dem Dach noch ein wenig Platz für sie hatte, vielleicht 60 cm bis zum Dach. Dort wurden 25 Personen untergebracht. Der LKW fuhr dann in vier bis fünf Tagen mit Essen und Trinken, aber natürlich ohne Toilette, von Izmir nach Genua. Hier wurde dann die Zugmaschine gewechselt und es ging weiter in sechs Stunden nach Mailand, erst dort stiegen sie am Rande der Autobahn aus: „Alle raus!“, hieß es. Nach kurzer Zeit kam die Polizei, brachte sie in ein Flüchtlingslager und sagte ihnen, dass sie tatsächlich in Italien seien. Sie bekamen Kleidung und Essen. Sie sagten gleich, dass sie weiter nach Deutschland zu ihrer Familie wollen, aber die Italiener nahmen dennoch ihre Fingerabdrücke ab und registrierten sie.

Mit Hilfe der Vermittlung des Schleppers nahm Dlo mit seiner Familie dann eine Art Taxi Richtung München. Dort wurden sie kurz hinter der österreichisch-deutschen Grenze rausgelassen und sind mit dem Zug nach München weitergefahren. Nach fünf Minuten erwischte sie allerdings die Polizei im Münchner Hauptbahnhof und sie wurden in ein Flüchtlingslager gebracht.

Von hier aus fuhren sie 24 Stunden lang mit einem Bus bis irgendwo in Norddeutschland – wegen der Verteilung auf die Bundesländer, sie mussten also mitfahren. Nachdem sie am Ziel des Buses angekommen waren, habe ich sie dort mit dem Zug abgeholt und ihnen Tickets gekauft – endlich kamen sie nach Hause, zur Mutter. Und endlich gab es wieder genug zu essen, so erinnert sich Dlo. Und endlich war ein großer Teil der Familie in Deutschland wiedervereint, so erinnert sich meine Mutter.

Besuch in der Heimat

Zurück in den Irak

2016 bin ich mit meiner Mutter zurück in den Irak geflogen. Sie wollte unbedingt in die Heimat und ihre dort verbliebenen Familienmitglieder wiedersehen – und ich konnte sie unmöglich allein fliegen lassen. Mein nächstältester Bruder musste in Münster bei seiner Frau bleiben – außerdem gingen ja beide zur Schule. Die anderen vier Geschwister waren gerade erst in Deutschland angekommen – es wäre undenkbar gewesen, dass sie gleich wieder in den Irak zurückfliegen. Also war klar, dass ich derjenige war, der sie begleitete.

Als wir uns entschieden wieder in den Irak zu gehen, hatten wir gut zwei Jahre in Münster gelebt. Meine Mutter war die ganze Zeit über unglücklich gewesen und hatte sich große Sorgen um die Familienmitglieder gemacht, die noch in Zelten im Nordirak lebten, aber auch um unser Haus. In der Zeit vorher war ich mehrfach mit meiner Mutter zum Amt gegangen, um zu fragen, ob es eine Möglichkeit gäbe, vorübergehend in den Irak zurückzu-



Das Wohnhaus, in dem Sidan seine Jugend verbracht hat, im Jahr 2024

kehren, um die Familie zu besuchen. Wir hatten erläutert, dass dort ihre eigenen Kinder als Kriegsflüchtlinge in Zelten hausten, wir sie aber nicht nach Deutschland holen könnten, weil sie über achtzehn Jahre alt waren. Darum war ein Antrag auf Familiennachzug nicht möglich. Wir machten also deutlich, dass meine Mutter in den Krieg zurückfahren wollte, weil Deutschland ihre Kinder nicht hereinlässt. Und ich wusste, sie würde das unter allen Umständen tun. Wir hatten sogar abgeklärt, ob unsere Familienmitglieder nicht zumindest in die Türkei ausreisen könnten, um meine Mutter dort zu treffen. Aber auch das war nicht möglich. Wir haben wirklich lange Hilfe gesucht, um das rechtlich sauber zu regeln – doch nichts hat funktioniert.

Wir sind also zum Jobcenter gegangen und haben gesagt: „Wir gehen zurück.“ Die Antwort lautete: „Sie dürfen vorübergehend und ggf. mit Abmeldung überall hin, aber nicht in den Irak.“ Meine Mutter sagte dann irgendwann: „Wenn ihr mich nicht unterstützt, dann werde ich dorthin zurückgehen, dort bleiben und dort leben.“ Ich habe mir viele Sorgen um meine Mama gemacht und darum musste ich sie einfach begleiten.

Vorher hatte ich immer wieder versucht, meine Mama zu beruhigen, und gehofft, dass sie nicht zurück in den Krieg gehen würde, wie ich es nannte. Doch als wir von der Ausländerbehörde zurückkamen, stand ihre Entscheidung fest und ich ging direkt in die Stadt und buchte ein Flugticket von Düsseldorf über Österreich und die Türkei in den Irak für uns beide. Meine Mutter hätte es sonst alleine gemacht. Ich musste mich also opfern, damit sie nicht alleine fliegen musste.

Von Düsseldorf flogen wir dann nach Österreich, verpassten dort aber unseren Anschlussflug in die Türkei. Wir mussten zwei Nächte und einen Tag in Österreich bleiben. Eine Nacht schliefen wir im Hotel, die andere Nacht wollten wir im Flughafen verbringen. Wir legten uns dort hin, wurden dann aber leider aus dem Flughafen geschmissen. Ich wusste nicht wirklich, wie wir nun weiter in den Irak oder zumindest in die Türkei kommen sollten, zumal ich die Sprache noch nicht so gut konnte. Dann lernte ich einen Österreicher kennen, der kurdisch sprach. Ich erklärte ihm meine Situation und er kaufte uns ein Ticket in den Irak. Ein paar Stunden später flogen wir direkt und landeten schon bald in Erbil. Am dortigen Flughafen sagten sie: „Ihr dürft hier eigentlich nicht einreisen. Ihr kriegt jetzt einen fetten Stempel in den Pass – dann sehen sie das auch in Deutschland.“ Doch das war uns erst einmal egal, wir

wollten nur noch zu unserer Familie und nahmen ein Taxi, um nach Dohuk weiterzufahren. Dort trafen wir meine drei verbliebenen Geschwister und andere Verwandte, die an diesem Ort in Zelten lebten.



Sidan inmitten seiner Neffen und Nichten ersten und zweiten Grades in einem Zelt in einem Flüchtlingslager bei Dohuk im Nordirak (2016). Die meisten der Kinder leben inzwischen in Deutschland

Wir blieben ungefähr einen Monat und lebten ebenfalls im Zelt. Am ersten Tag war es sehr schön, da bekamen wir sehr viel Besuch, vor allem auch von Kindern, die wissen wollten, wie wir in Deutschland leben. Viele Leute haben uns umarmt und ich war so glücklich, diejenigen zu treffen, die ich seit

Ausbruch des Krieges nicht mehr gesehen hatte. Das war ein sehr schönes Gefühl. Aber mit der Zeit merkte ich, dass es mir dort immer schlechter und schlechter ging – einmal wegen der Hitze, dann aber auch, weil ich realisierte, was für ein Leben die Menschen in den Zelten führten. Sie hatten nur wenig Wasser, oft keinen Strom und keine guten sanitären Anlagen. Alle Menschen mussten auf die gleichen wenigen Toiletten gehen. Es war einfach schrecklich. Wenn man duschen wollte, musste man seine Sachen mitnehmen und sehr lange warten, bis man an der Reihe war.

Mittags zwischen 11 Uhr und 14 Uhr war es so heiß, dass man gar nicht rausgehen konnte. Manche konnten sich Strom leisten und hatten einen Ventilator. Weil ich ein Gast war, wurde ich besser behandelt und ging immer in die Zelte, in denen Strom war. Ich war überall willkommen, aber fühlte mich trotzdem nicht wohl.

Wir fahren in unser Dorf Solah

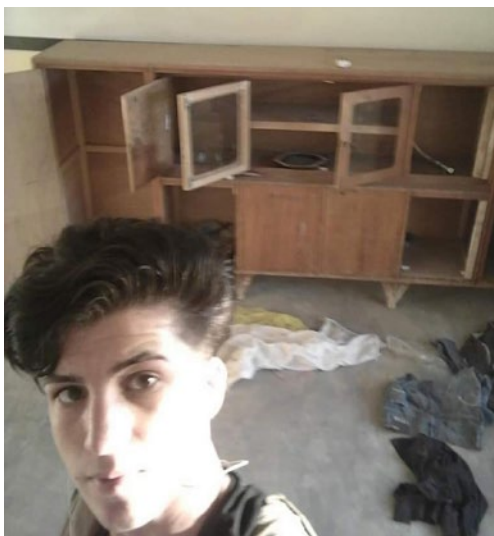
Irgendwann entschied meine Mama, von Dohuk in unsere Heimatstadt Shingal und unser Heimatdorf Solah zu fahren. In jener Zeit war das noch sehr gefährlich, weil der IS weiterhin dort war und viele Orte rund um Shingal kontrollierte, sodass die Region alles andere als sicher war. Wir fuhren trotzdem Richtung Shingal und waren ungefähr vier Stunden unterwegs. Als wir ankamen, besuchten wir zunächst unser altes Zuhause. Wir waren zum ersten Mal wieder in dem Haus meiner Kindheit und frühen Jugend.

Uns begleiteten sehr gemischte Gefühle. Was würde uns dort erwarten? Steht es überhaupt noch? Auf dem Weg dorthin hatten wir die zerstörten Häuser gesehen. Kein Stein war mehr auf dem anderen und wir konnten nur errahnen, wo die Häuser einst ihren Platz gehabt hatten. Mir wurde übel bei dem Gedanken, was hier alles passiert sein musste und welches Leid den Familien zugestoßen war. Ich hoffte inständig, dass viele die Flucht geschafft hatten – so wie wir – aber natürlich war mir auch bewusst, dass einige Menschen im Dorf geblieben waren. An ihr Schicksal mochte ich gar nicht erst denken. Mein Bauch machte sich bemerkbar und ich bekam wieder Krämpfe, wie so oft, wenn mich etwas emotional mitnimmt.

Nach einem Weg voll Schweigen und Entsetzen kamen wir an unserem Haus an. Tatsächlich stand es noch und war zumindest auf den ersten Blick sogar halbwegs in Ordnung. Wir schlichen um das Haus herum und versuchten herauszufinden, ob sich jemand darin befand. Der IS war ja immer noch hier und keinen Kilometer entfernt von hier fanden Kämpfe statt. Wir sahen und hörten aber nichts, sodass wir uns hineintrauten. Das Erste, was mir auffiel, war der Geruch. Es roch nicht mehr nach meinem Zuhause. Ich hatte den ursprünglichen Geruch noch in der Nase. Es hatte immer nach frischem Essen gerochen – und nach den Personen, die dort lebten. Doch der Geruch, der uns nun in die Nase stieg, hatte damit nichts mehr zu tun. Stattdessen roch es modrig-süßlich und irgendwie metallisch.

Einige Schritte weiter wussten wir auch warum. Überall war Blut, wirklich überall. Ich war entsetzt und mein Magen zog sich noch mehr zusammen. Es war zwar unser Haus, aber gleichzeitig war es das auch nicht mehr. Die Möbel waren teilweise nicht mehr vorhanden oder kaputt. Alles stand kreuz und quer herum. Bekommen gingen wir durch die einzelnen Zimmer. Ich habe fast nie geweint, aber nun musste ich meine Tränen zurückhalten. Was war hier nur passiert? Unser Haus war wie gesagt eines der wenigen, das noch stand. Es schien als Basis benutzt worden zu sein – und um Gefangene zu foltern und Frauen zu vergewaltigen.

Die Dinge, die wir dort sahen, waren unbeschreiblich, aber ich versuche es trotzdem in Worte zu fassen. Wenn ich daran zurückdenke, wird mir immer noch übel. In manchen Räumen fanden wir Knochen. Andere waren voll mit getrocknetem Blut. Überall an den Wänden waren Einschusslöcher. Die ge-



Links: Der Schlafzimmerschrank von Bruder Dlo nach dem Überfall durch den IS.
 Rechts: Sidans Cousin Wali macht Aufnahmen vom Wohnhaus von Sidans Familie
 nach dem Überfall durch den IS – zu sehen ist das älteste Möbelstück der Familie

quälten Menschen hier mussten vermutlich teils meine Verwandten gewesen sein, teils Nachbarn und Freunde. Aber sicher waren auch Fremde grausam gefoltert und ermordet worden – hier, in unserem Haus. Seile und Ketten, die von den Decken hingen, und die Blutflecke darunter sprachen eine deutliche Sprache. Kleidungsstücke von Frauen waren zu sehen. Und wir wussten von den zahlreichen Vergewaltigungen, die der IS auf die schlimmste Art und Weise systematisch praktiziert hatte. All das war also auch hier in meinem Elternhaus geschehen, in unserem geliebten Zuhause.

Trotz unseres Entsetzens mussten wir leise und vorsichtig sein. Wir wussten immer noch nicht, ob wir wirklich alleine im Haus waren. Gleichzeitig habe ich mich in diesem Moment seelisch von meinem Elternhaus losgesagt. Zu schlimm waren die Dinge, die dort passiert waren.

Wir gingen weiter und auch im Badezimmer war alles zerstört und mit Blutflecken übersät. Ich war dankbar, dass ich nichts gegessen hatte, sonst hätte ich mich übergeben müssen, so schlecht war mir in diesem Moment. Ich weiß nicht, wer diese Leute waren, die umgebracht worden waren und irgendwie war diese Ungewissheit schrecklich für mich. Aber was ich wusste, war, dass

es Leute gewesen sein mussten, die die gleiche Religion hatten wie ich – darunter sicherlich auch einige Menschen, die wir gekannt hatten.

Irgendwann hörten wir ein Auto und zuckten innerlich zusammen. Wir hofften, dass uns hier niemand erwischen würde. Wir hatten eigentlich geplant eine Nacht im Haus zu bleiben, aber mir wurde klar, dass wir hier nicht schlafen konnten. Wie sich herausstellen sollte, machten wir in dieser Nacht gar kein Auge zu. Schnell suchten wir ein paar Sachen zusammen und stießen dabei immer wieder auf Dinge, die wir besser nicht hätten sehen sollen. Einige der Möbel waren noch im Haus, andere waren hinzugekommen – offenbar von IS-Leuten dorthin geschafft. Obwohl sich die IS-Leute anscheinend halbwegs wohnlich eingerichtet hatten, waren die Blutflecke und Einschusslöcher nicht zu übersehen.

Die Autos des IS hatten sehr starke Scheinwerfer und somit wussten wir immer, wo sie waren. Wir hatten Waffen dabei, aber wie lange würden sie uns wohl schützen können, wenn sie uns erwischen würden? Die IS-Leute waren unseres Wissens nach nur etwa drei Kilometer entfernt von uns. Mein Cousin erklärte mir später, dass er schon länger immer wieder hier gewesen war, sich in unserem Haus versteckt hatte und den Ort auch hatte schützen wollen. Er erzählte mir im Laufe der Zeit immer mehr Geschichten, wie gefährlich es hier gewesen war und was noch alles passiert war.

Wir übernachteten dann in einer Art Internet-Café gegenüber. An Schlafen war allerdings nicht zu denken. Zu schlimm waren die Bilder im Kopf, zu schlimm der Geruch, der sich festgesetzt hatte, und zu schlimm die Angst, erwischt zu werden. Am nächsten Morgen frühstückten wir und fuhren direkt wieder zurück in die Zeltstadt nach Dohuk ins sichere Nordkurdistan.

So schrecklich es auch gewesen war, ich hatte das Gefühl gebraucht, wie es ist, wieder in diesem Haus zu sein. Ich habe viel über meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachgedacht – nicht zuletzt über die Flucht durch sieben Länder. Warum mussten wir das alles tun? Was haben wir den Menschen angetan, dass wir so leiden mussten? Das hat mir alles nicht gutgetan. Aber ich hatte unbedingt wieder zurückgewollt an den Ort, an dem ich aufgewachsen bin. Nun empfand ich das als Fehler und auch die Situation vor Ort als bedrohlich. Alles wirkte sehr gefährlich auf mich. Meine Mutter sagte

nicht viel, aber sie machte nicht den Eindruck, dass sie in dieser Leere und Verlassenheit bleiben wollte. Doch sollte es noch etwas dauern, bis auch sie wieder bereit war, nach Deutschland zurückzugehen.

Mir war nach dieser Rückkehr in mein Heimatdorf dagegen klar, dass ich so schnell wie möglich hier abhauen und wieder in Sicherheit kommen musste. Ich fühlte mich wie zwischen zwei Welten und wusste nicht mehr ein noch aus. Ich fühlte mich am falschen Ort – hier gab es jedenfalls keine Heimat mehr für mich. Ich sagte zu meiner Mutter in ungewohnter Deutlichkeit, dass sie bleiben könne, wenn sie unbedingt wolle, aber dass ich es hier nicht mehr aushalten könne. Ich hatte zuvor immer und immer wieder Anrufe von meinen deutschen Freunden bekommen. Sie hatten mich die ganze Zeit gebeten, dass ich wieder zurückkomme. Sie hatten mich wirklich Tag und Nacht angerufen, weil sie sich Sorgen machten. Das war aber nicht einmal ausschlaggebend, sondern die heftige Begegnung mit meiner Heimat und unserem Haus.

Ich war während dieser Zeit auch noch einmal im Berg – von der nördlichen Seite her – und es kamen unzählige Erinnerungen wieder hoch. Dort waren jetzt viele Peschmergas und YPG-Leute unterwegs. Das war sehr interessant für uns, aber sie erzählten auch von so einigen brutalen Ereignissen seit meiner Flucht. Ich war die ganze Zeit mit meiner Mutter unterwegs, um auf sie aufzupassen. Meine Hoffnung war, dass sie die Lebensbedingungen und die Zerstörung rund um Shingal sehen würde und wieder nach Deutschland zurückmöchte. In die Stadt Shingal selbst haben wir uns gar nicht getraut.

Nachdem wir wieder in Dohuk waren, bekamen wir immer mittags und abends eine Essenseinladung von verschiedenen Bekannten und Familien. Dadurch, dass ich so viel und so verschiedenes Essen von verschiedenen Leuten gegessen habe, dazu der ganze Stress und die Hitze, bin ich krank geworden. Ich wollte nur noch zurück in meine neue Heimat nach Deutschland, in Sicherheit. Aber ich wollte meine Mutter natürlich nicht zurücklassen. Ich versuchte sie zu überzeugen, dass sie wieder mitkommen sollte. Irgendwann, nachdem wir etwa vier Wochen dort gewesen waren, haben wir dann endlich die Tickets gekauft.

Diesmal flogen wir von Erbil nach Kopenhagen. Dort sollten wir umsteigen, aber dann ging wieder etwas schief, sodass wir den Anschlussflug verpass-

ten und nicht mehr genug Geld für ein Flugticket nach Deutschland hatten. Wir wollten eine Nacht im Flughafen schlafen, aber auch das war schwierig. Trotzdem hatten wir keine andere Möglichkeit. Wir kannten niemanden und die Sprache reichte nicht aus. Irgendwann lernte ich am Flughafen ein Mädchen kennen und ich versuchte ihr die Geschichte von mir und meiner Mama zu erklären. Das Mädchen arbeitete in einem Reisebüro, doch auch sie sagte, dass sie uns nicht helfen könne. Ein paar Stunden später ging ich wieder zu ihr. Ich sagte zu ihr, dass ich keine andere Möglichkeit hätte, sie müsse mir bitte helfen. Sie schaute nach, welche Alternativen es gab und es stellte sich heraus, dass wir zwar nicht genug Geld für einen Flug hatten, doch es reichte immerhin für den Zug und den Bus, wofür sie uns letztlich Tickets organisieren konnte.

Es war für mich sehr kompliziert, den Fahrplan zu lesen, denn wir mussten oft umsteigen. Irgendwann noch vor Deutschland verpassten wir wieder den Zug und blieben in einem Bahnhof erneut stecken. Ja, wir haben sehr oft die Züge oder die Flüge verpasst, weil ich mich damit einfach nicht so gut auskannte. Es war immerhin das erste Mal in meinem Leben gewesen, dass ich mich in ein Flugzeug gesetzt hatte. Alles war für mich neu und sehr kompliziert.

Ich rief dann meinen besten Freund Tim an, der für mich und meine Mama online ein Ticket buchte und mir zuschickte, sodass wir von dort endlich nach Münster fahren konnten. Die Route ging über Hamburg. Hier mussten wir umsteigen und verpassten wieder den Anschlusszug, denn dort wurde uns ein Rucksack geklaut – mit unseren Pässen drin. Schließlich setzten wir uns dann einfach in den erstbesten Zug und kamen endlich in Münster an.

Ich hatte ursprünglich nicht erwartet, dass wir so lange wegbleiben würden. Ich hatte eigentlich schon nach zehn Tagen zurückgewollt, aber meine Mutter war noch nicht so weit gewesen. Wir haben fast die ganze Zeit im Flüchtlingslager in Dohuk in Zelten mit unseren Familienmitgliedern gelebt, die dortgeblieben waren. Ich habe regelmäßig mit Tim telefoniert und erzählt, wie schrecklich ich es hier finde und dass ich die Reise längst bereue. Ich hatte zudem Angst, dass es große Probleme geben könnte, wenn ich nach Deutschland zurückkommen würde und habe mir Sorgen gemacht, ob sie mich überhaupt wieder reinlassen oder mich abweisen würden. Darüber habe ich die ganze Zeit nachgedacht, das hat es zusätzlich erschwert.

Als wir nach Münster zurückkamen, wussten die Ausländerbehörde und das Jobcenter schon, dass wir das Land verlassen hatten. Wir wurden beim Jobcenter vorgeladen und befragt. Dort sagten wir, dass wir das hatten tun müssen, weil die Familienzusammenführung nicht unterstützt worden war. Daraufhin bekamen wir eine Strafe und mussten Leistungen zurückzahlen, insgesamt etwa 3.500 Euro pro Person. Die Flüchtlingsberater halfen uns dann, eine Ratenzahlung zu vereinbaren. Meine Mutter bezahlte das von ihrem Geld vom Jobcenter. Und ich habe viel gearbeitet. Ich war in einer Pizzeria, habe Toiletten gereinigt, habe erstmals gegen ein Trinkgeld Leuten die Haare geschnitten und alles Mögliche andere gemacht, um die Summe abbezahlen zu können. Bis Ende 2018 hatten wir alles vollständig beglichen.

Ich denke, die Strafe hatten wir verdient, weil wir die Regeln gebrochen haben. Ich dachte danach Tag und Nacht darüber nach, warum ich das getan habe. Dadurch, dass ich all die Dinge gesehen hatte, ging es mir immer schlechter. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass, egal was ich für die Familie tue, es nie genug ist.

Anfang 2023 überlegte meine Mutter, noch einmal in den Irak zurückzugehen. Ich hatte Angst, dass sie meine beiden jüngeren Schwestern (siebzehn und zwanzig Jahre) mitnehmen würde. Selbst wenn beide volljährig waren, würden sie wohl mitgehen müssen, wenn meine Mutter das wollte. Dabei hatte gerade die Jüngere ganz konkrete Ideen für ihre persönliche Zukunft. Ich bin froh, dass wir das verhindern konnten.

Mein Cousin Kheri in Shingal erzählt

Mein Cousin Kheri war einige Wochen nach unserer Flucht in den Berg und in der Zeit danach von allen Familienmitgliedern am häufigsten in meinem Elternhaus in Shingal. Er wohnte in meiner Kindheit und Jugend sowie auch jetzt wieder nicht weit von dort entfernt, ebenfalls in Solah. Kheri ist jetzt 23 Jahre alt und erzählt:

„Ich bin im Frühjahr 2015 zum ersten Mal wieder vom kurdischen Nordirak nach Shingal zurückgekehrt – und danach immer wieder. Ich war meist unterwegs mit meinem Bruder Wali, auch um zu prüfen, ob wir als Familie wieder nach Shingal zurückkehren könnten. Oft war aber schon der Aufenthalt für

uns beide zu gefährlich und wir mussten immer wieder in den Berg fliehen. Die Peschmerga und die YPG wurden langsam einflussreicher und stärker im Kampf gegen den IS und gewannen 2016 zunehmend die Oberhand, auch wenn es noch längst nicht wieder sicher war in Shingal. Die Zeit davor war von heftigen Kämpfen geprägt.

Einmal explodierte direkt vor uns ein Auto – wahrscheinlich fuhr es über eine Mine. Acht Menschen wurden getötet und die Umstehenden sind in alle Richtungen geflohen. Danach suchten wir erst einmal wieder Schutz, konnten aber irgendwann eine Lücke nutzen, um zum Haus von Sidans Familie zu kommen. Natürlich hatten wir riesige Angst hineinzugehen. Schließlich war es ein großes Haus – und es hätten Menschen darin wohnen können. Oder es hätten Tretminen herumliegen können – wir hatten schließlich vorher erlebt, was mit dem Auto passiert war. Wir wollten aber unbedingt hinein. Wir sind dann über eine fast verrottete Treppe aufs Flachdach geklettert und quasi von oben eingedrungen, nachdem wir alles gecheckt hatten. Im Wohnzimmer angekommen, fiel unser Blick direkt auf zwei menschliche Schädel. Sie waren zerstört und weitere Knochensplitter lagen verstreut herum.

Schnell bekamen die IS-Leute mit, dass wir im Haus waren, und schossen auf



Oben: Karg und friedlich – ein Blick auf den Berg im Jahr 2024. Unten: Sidans Cousin Kheri mit einer Waffe nach dem Ausbruch des Krieges im Berg von Shingal, als Sidan schon in Deutschland war



das Gebäude oder warfen Wurfgeschosse. Wir mussten fliehen und versteckten uns woanders in der Umgebung. Auch dort bot sich ein ähnliches Bild: Schädel, Knochen, getrocknete Blutflecke, Einschusslöcher in den Wänden – und nun auch noch Kinderschädel. Vermutlich stammten die Überreste von Jesiden, die offensichtlich vor ihrem Tod nicht nur gefangen genommen, sondern auch gefoltert worden waren. Denn es lagen Fesseln herum und an den Decken hingen zum Teil noch Stricke. Die Kleiderreste deuteten ebenfalls darauf hin, dass hier Jesiden ums Leben gekommen waren – wir konnten die typischen Unterhemden erkennen. All diese Häuser waren leer und verlassen und wirkten, als ob schon länger niemand mehr dagewesen sei. Mein Bruder Wali und ich überlegten, die Knochen und die Kleidung einzusammeln und zu bestatten. Schließlich waren möglicherweise Nachbarn und Familienmitglieder darunter – wer konnte das zu diesem Zeitpunkt wissen?

Immer wieder mussten wir in den Berg flüchten, aber auch hier trafen wir auf Spuren des IS. Wir fanden drei zusammengehörende Häuser, von denen eines dem IS offenbar als Lazarett gedient hatte, eines als Fitnessraum und eines schließlich als Aufenthaltsraum mit Fernseher, Mikrofonanlage, Piano und anderem Unterhaltungsequipment. Ganz so freudlos und streng religiös schien es beim IS also doch nicht zugegangen zu sein. Im Lazarett lagen noch Spritzen und Tabletten herum – der Aufbruch schien eher überhastet erfolgt zu sein. Die nächsten IS-Stellungen lagen auch nur zwei, drei Kilometer entfernt. Der Lärm und das Licht der Kampfhandlungen waren immer wieder in der Ferne zu sehen. Deswegen konnten wir auch nie länger in Sidans Elternhaus bleiben.

Die Knochen ließen uns keine Ruhe. Vor allem die der Kinder – die hatten ja wirklich niemandem etwas getan. Immer wieder sahen wir Hunde, die an den Knochen nagten. Wir fragten Peschmergas, was wir mit den Knochen machen sollten. Sie zuckten nur mit den Schultern. Schließlich haben wir die Knochen eingesammelt, in Decken gewickelt, sie vergraben und den Ort gekennzeichnet, der vielleicht 400 Meter von Sidans Elternhaus entfernt liegt. Dabei sahen wir, dass selbst die Schädel der Kinder Einschusslöcher aufwiesen. Wir berichteten später mehreren Leuten davon und beschrieben den Ort genau – aber niemand interessierte sich dafür. Bestimmt waren auch Gefangene aus anderen Stadtteilen oder Orten der Umgebung unter den Toten, aber sicher genauso Nachbarn und Verwandte. Immer wieder trieb es

uns um, wie es ihnen ergangen war. Bestimmt sind die Frauen vergewaltigt worden, dachten wir bei uns. Und bestimmt mussten die Männer mithelfen das ausgedehnte Tunnelsystem auszugraben, auf das wir stießen. Dort gab es unterirdische Schutzräume für die IS-Leute. Später habe ich manchmal dort geschlafen oder mich ausgeruht.

Bei einem Aufenthalt sind wir sechs Wochen geblieben und haben meist im Haus geschlafen – oder genauer eigentlich auf dem Haus, also in Plastikplane gehüllt auf dem Dach, denn drinnen war es uns zu unsicher. In dieser Zeit haben wir auch gekämpft, nicht bei den Peschmergas, nicht mit den YPG-Leuten, sondern einfach für uns. Die Waffen hatten wir selbst gekauft. Wir wurden oft gefragt, zu wem wir gehören. Zu niemandem, lautete unsere Antwort. Die Front war nah, in unserer Gegend gab es nur noch kämpfende Männer, Frauen und Kinder waren nicht zurückgeblieben oder wiedergekommen – einige lebten noch im Berg, mehr waren in den Nordirak oder in andere Länder geflüchtet.

Als es zu gefährlich wurde, sind wir selbst auch noch einmal zurück in den Nordirak gegangen. Nach ein paar Wochen waren wir aber schon wieder da. Das Schicksal unserer Stadt und unserer Nachbarschaft ließ uns keine Ruhe. Manchmal flüchteten aber auch die anderen Kämpfenden wieder in den Berg und wir glaubten, wir seien als Einzige zurückgeblieben in unserem geräumigen Versteck. Manchmal sind wir natürlich auch in den Berg gegangen – allein schon, um Verpflegung zu organisieren. Aber mehrmals kehrten wir wieder zurück. Wir versuchten vorsichtig zu sein, denn die IS-Leute standen zum Teil unter Drogen und waren unberechenbar. Und unter ihnen gab es zudem potenzielle Selbstmordattentäter.

Schließlich kam es zu einer größeren Auseinandersetzung, bei der viele IS-Leute umkamen, vierzehn allein in einem einzigen explodierenden Wagen. Es gab viel Blut und Leichen, aber auch etwas Entlastung. In einem zwei, drei Kilometer entfernten Ort – Gané – waren bestimmt fünfzig Leichen aufgereiht. Sie wurden verscharrt. Eine ganze Zeit wuchs dort kein Gras. Das war das Schlimmste, was ich je gesehen habe – diese endlose Reihe menschlicher Körper. Einige Jahre später wurden sie exhumiert – eine Person war in den Berg entkommen und hatte über das Massengrab berichtet. Manche der Verstorbenen trugen noch ihre Ausweise bei sich. Es waren auch Verwandte von Sidan und mir darunter.

Inzwischen lebe ich wieder in unserem eigenen Haus in Shingal. Derzeit ist das Leben hier halbwegs sicher, zumindest gibt es keine Kämpfe mehr. Die Strom- und Wasserversorgung ist noch nicht ganz optimal, aber es lässt sich hier wieder leben.“

Sidan resümiert: Berichte wie diese machten für mich den Kontakt zu meinem Cousin Kheri zwischenzeitlich zu hart, vor allem, als es mir selbst nach meiner Rückkehr aus dem Irak schlecht ging. Da überforderten mich die heftigen Nachrichten aus meiner Heimat noch mehr und ich kapselte mich ab. Inzwischen tausche ich mich wieder regelmäßig mit Kheri aus. Zuvor hatte vor allem meine Mutter Kontakt zu ihm gehalten. Sie wollte wissen, wie es um unser Haus steht und wie die Situation vor Ort ist – mein Cousin war fast eine Art Wächter des Hauses, da er regelmäßig vorbeischaute und zeitweise dort wohnte. Häufig erzählte sie mir dann darüber.

Lebenskrise – nach der Rückkehr aus dem Irak

Nachdem ich aus dem Irak zurückgekommen war, die ganzen schlimmen Bilder aus Shingal und Umgebung im Kopf hatte und mir noch einmal die vielen tragischen Ereignisse in unserer Familie bewusst wurden, kam ich in eine Krise. Die Bilder verfolgten mich regelrecht und der IS war schließlich immer noch in Shingal – eine sehr angespannte und bedrohliche Situation weiterhin, auch wenn es während meines Aufenthalts eher ruhig gewesen war.

Ich war glücklich gewesen nach Münster zurückzukehren. Aber trotzdem kam eben auch alles hoch, was ich in meiner alten Heimat gesehen hatte – genauso wie meine eigenen Erlebnisse im Berg und auf der Flucht. Meine Familie war sehr anstrengend für mich in dieser Zeit und ich dachte über alles nach. Eigentlich wollte ich nicht mehr leben. „Wofür bin ich auf der Welt?“, fragte ich mich. Alles war Bullshit und ohne Sinn, ich glaubte an nichts mehr, nicht mehr an Gott, an meine Familie und auch nicht mehr an meine Wunschheimat Deutschland. Besonders die Situation in meinem Elternhaus und was dort alles passiert war, die Blutflecke, all diese Bilder kamen mir immer wieder in den Kopf – ich ertrug das nicht mehr.

Oft dachte ich: „Jetzt ist fast meine ganze Familie hier in Sicherheit; der Krieg in Shingal ist vielleicht schon fast vorbei; ich bin da, wo ich immer sein wollte

– aber trotzdem bin ich unglücklich.“ Was könnte ich jetzt noch tun, wo sollte ich jetzt noch hin? Ich hatte fast alles erreicht, aber fühlte mich leer. Alles war mir zu viel, die Familie, die Anforderungen, der Alltag. Egal, wie viel ich für die Familie getan hatte, es war nie genug. Weiterhin sollte ich tun, was sie wollten. Ich war immer noch nicht frei. Das war im Irak schon so, und hier war es nicht viel besser. Ich war mit meinem Leben nicht mehr zufrieden, auch nicht mehr mit meinen Freunden. Ich zog mich zurück und meldete mich seltener bei meinen Freunden – aber selbst das war mir zu viel, ich wollte nur noch meine Ruhe haben. Sie wollten wie immer mit mir Party machen, aber das konnte ich nicht mehr. Nichts machte mir mehr Spaß. Und immer wieder spürte ich, dass ich nicht mehr leben wollte, denn was brachte es mir noch?

Im Frühsommer 2017 eskalierte die Situation. Eines Tages stritt ich mich sehr intensiv mit meiner Mutter – ich weiß gar nicht mehr worüber. In meinem Zimmer hing ein Gürtel. Ich überlegte, wie es wäre, mich daran aufzuhängen. Dann schaute ich aus dem Fenster – das war nicht tief genug. Ich würde mir vermutlich nur die Beine brechen. Daraufhin ging ich hinaus zum Haltepunkt Münster Zentrum Nord. Ich stand am Gleis und überlegte, ob ich mich auf die Gleise lege. Über zwanzig Minuten kam kein Zug. Ich dachte an meine Geschwister und was es für sie bedeuten würde, wenn ich mich umbringe. Ob ich mich nicht doch auf die Gleise gelegt hätte, wenn früher ein Zug gekommen wäre, kann ich nicht sagen.

Dann konnte ich mich selbst ein bisschen beruhigen. Als ein Zug einfuhr, stieg ich einfach ein. Ich wusste nicht, wohin er fuhr, nicht mal in welche Richtung – und natürlich ohne Fahrkarte. Ich muss in Münster Hauptbahnhof Richtung Köln umgestiegen sein, aber das weiß ich nicht mehr genau. Im Zug dachte ich weiter nach: Ob ich mir nicht noch eine neue Chance für ein neues Leben geben könnte? Ob ich etwas mehr Abstand von der Familie nehmen könnte? Ob ich noch einmal neu anfangen könnte? Ich machte mein Handy aus. Niemand erreichte mich mehr – auch vorher schon nicht, niemand kam mehr an mich ran.

Kurz bevor ich das Handy ausmachte, schrieb ich einer Freundin und schilderte ihr meine Situation – sie wohnte im Bergischen Land, holte mich dann in Köln ab und nahm mich bei sich auf. Ich war die ganze Zeit nicht erreichbar. Niemand sollte mich anrufen, mich nerven, mir Fragen stellen. Ich blieb

eine Woche bei ihr. Tagsüber ging sie arbeiten – ich hatte einen Schlüssel, sollte mich ausruhen und erst einmal runterkommen. Wir haben gemeinsam gekocht, sind miteinander spazieren gegangen und sie hat versucht mich zu beruhigen. Eine Woche wusste niemand, wo ich bin, ob mir etwas passiert war, ob ich noch lebte. Eine Woche suchten sie nach mir und riefen überall an. Jetzt machte sich meine Familie wirklich Sorgen um mich. Meine Gastgeberin musste mir versprechen, niemandem zu erzählen, wo ich war, denn hätte sie es erzählt, dann wäre ich sofort abgehauen und hätte mir etwas angetan. Ich brauchte Abstand von meiner Familie und den Leuten, die ich kannte, ich brauchte einfach nur Ruhe.

Für meine Familie war es eine Überraschung, dass es mir so schlecht ging. Ich habe es ihnen nach und nach erzählt. Als Erstes weihte ich Dlo ein, wo ich war, nachdem ich mein Handy wieder eingeschaltet hatte und die ganzen Nachrichten gelesen hatte. Ich verriet ihm, wo ich steckte, unter der Bedingung, dass er es niemandem erzählen sollte, nicht mal der Polizei, die inzwischen ebenfalls eingeschaltet war. Ich vermittelte es ihm ähnlich drastisch wie der Freundin, dass er mich nie wieder sehen würde, wenn er etwas über mich oder meinen Aufenthaltsort verrät. Das hat er tatsächlich akzeptiert, genau wie meine Freundin.

Mein ältester Bruder ist dann zu mir gekommen, hat mit mir geredet und gefragt, was los sei. Ich habe ihm meine ganze Situation erklärt. Er hatte Verständnis und sagte, dass er alles dafür tun würde, dass ich meine Ruhe habe, Hauptsache ich komme wieder zurück. Ich war nicht direkt einverstanden, es dauerte noch etwas, bis ich mich dazu entschieden hatte zurückzukommen und ihm zu vertrauen.

Wir trafen uns dann noch einmal in einem Park – mein Bruder sollte immer noch nicht wissen, wo ich genau wohnte. Ich sagte ihm, was mir zu viel ist, warum ich mich bedroht fühle, was in der Familie für mich anstrengend ist und auch, dass ich mich umbringen wollte. Wenn er mich unterstützen wollte, müsste er dafür sorgen, dass ich weniger Druck hätte. Dann würde ich nach Hause kommen und ein neues Leben anfangen. Er wurde panisch und sagte, er würde alles dafür tun, dass niemand mir Druck macht oder mich einengt und dass er mich unterstützen wolle, auch innerhalb der Familie. Er hat mich wirklich verstanden, so war mein Eindruck. Eine Woche machte er sich un-

glaubliche Sorgen und ich drohte ihm noch einmal, dass er mich nie wieder sieht, wenn er nicht auf mich eingeht. Sie mussten mir meine Freiheit lassen – das war meine klare Forderung.

Nach einer Woche hatte sich die Freundin, bei der ich untergetaucht war, in mich verliebt und wollte mehr, doch das überforderte mich und so ging ich tatsächlich zurück. Aber ich war ihr dankbar und wir sahen uns später häufiger wieder. Sie war eine Freundin von Kari und Tim, ebenfalls eine Sozialarbeiterin, die mit Flüchtlingen arbeitete. Kari und Tim waren sehr enttäuscht, dass sie gelegnet hatte, dass ich bei ihr war. Aber später konnten sie es verstehen.

Danach veränderte sich sehr viel. Meine Familie ließ mich wirklich in Ruhe. Ich durfte mehr raus und konnte mir das erste Mal eine eigene Wohnung suchen. Aber es gab zunächst nur ein Zimmer in einer Flüchtlingsunterkunft für mich – wie in einer WG mit Küche und Sanitäranlagen, die ich mir mit anderen teilen musste. Dort versuchte ich alleine zu wohnen, doch das war mir nicht abgeschlossen und unabhängig genug. Aber ich ging ab und zu zum Schlafen oder Ausruhen hin, denn dort war ich immerhin zum ersten Mal ohne Familie. Das war gut, aber es war eben keine eigene Wohnung und es war sehr laut, weil es viele laute Jungen gab. Oft dachte ich: „Dann bleibe ich lieber zu Hause.“ Aber ab und zu war es eine gute Zuflucht für mich.

Zurück in Münster war ich eigentlich gar nicht bereit wieder wegzugehen. Aber Tim sagte zu mir: „Zieh dir was Warmes an und nimm feste Schuhe mit – wir gehen wandern.“ Ich wusste nicht, was Wandern in Deutschland bedeutet und suchte Ausreden:

„Ich habe keine Jacke und keine Schuhe.“

„Kein Problem, gebe ich dir.“

„Ich habe kein Zelt.“

„Macht nichts, ich habe eins für zwei.“

„Ich habe keine Decke.“

„Macht nichts, ich habe einen Schlafsack für dich.“

Er sagte, wir müssen weg und herausfinden, was mit mir los ist und was jetzt mein Plan ist. Und das weit weg von den Menschen in der Natur – er wollte mir helfen und sagte, das würde mir guttun. Wir könnten über alles reden.

Ich war anfangs gar nicht bereit, aber er holte mich von zu Hause ab und wir liefen einfach in Coerde los. Er hatte sogar Essen und Trinken dabei und wir haben draußen übernachtet, Bier getrunken, draußen gekocht und geschlafen.

Ich nahm einmal einfach Spargel vom Acker mit, obwohl Tim sagte, ich solle es sein lassen. Unter einer Brücke machten wir ein Feuer, kochten den Spargel und übernachteten später dort. Das war das erste Mal in Deutschland, dass ich im Freien unterwegs war und draußen schlief. Das war schön, aber auch ein bisschen seltsam. Trotzdem habe ich das am Ende doch gern mitgemacht – er wollte mich schließlich aus meinen schlechten Gefühlen rausreißen. Wir waren einfach in der Natur, ganz ohne andere Menschen und trafen auch fast niemanden. Endlich konnte ich mich auf mich selbst konzentrieren und auf die Gespräche mit Tim und unsere Freundschaft. Ich erzählte ihm wirklich alles. Hinterher war ich froh, dass er mich abgeholt hatte – offenbar wusste er genau, was ich brauchte und nahm sich die Zeit für mich. Das war sehr schön. Wir liefen am Kanal entlang und durch die Wälder. Drei Tage waren wir unterwegs und kamen irgendwann am Flughafen Münster/Osnabrück an. Da sagte ich dann, dass ich nicht mehr laufen könne, und wir fuhren mit dem Bus nach Münster zurück.

Tim und Lennart schlugen mir dann vor, zu einem Psychologen zu gehen. Mit dem saß ich allein in einem Raum und erzählte ihm alles. Er hörte mir zu und am Ende verschrieb er mir Tabletten. Ich hatte sechs Sitzungen, aber ich hatte keine Lust, das fortzuführen, denn ich hatte nicht das Gefühl, dass mir das etwas bringen würde. Außerdem fand ich es komisch, mit ihm über meine Gefühle zu reden. Und obendrein hatte ich nicht den Eindruck, dass er mich wirklich verstand – was sollte ich also da?

Durch Tim und Jana kam ich dann irgendwie an einen Platz in der Klinik des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, eine riesige Einrichtung in Münster. Über E-Mail und Telefon bereiteten sie alles vor, sodass ich dort hingehen konnte – das war nicht einfach zu organisieren. Meine Familie verstand nicht, warum ich da hinsollte. Aber ich bin trotzdem hin und bekam sogar ein eigenes Zimmer für mich allein. Nur am ersten Tag war noch eine zweite Person da. Doch ich machte klar, dass ich nur bleiben könne, wenn ich für mich alleine wäre. Daraufhin haben sie mir wirklich ein Einzelzimmer gegeben mit einer eigenen Nasszelle. Somit konnte ich bleiben. Ich bekam drei Mahlzeiten

am Tag und zwischendurch gab es Untersuchungen und Gespräche mit den Ärzten. Es gab Spielmöglichkeiten, eine Werkstatt und vieles mehr. Als ich mich dort umsah und andere Patienten erlebte, kam ich mir allerdings vor wie in einem Horrorfilm und ich fühlte mich wie mit verrückten Menschen zusammen eingesperrt, wie in einem Gefängnis. Ich durfte eigentlich nicht vom Gelände der Klinik, ging aber trotzdem einfach raus, weil ich mich eingeeengt fühlte. Tim kam zu Besuch, meine Familie eigentlich gar nicht. Irgendwann sagte ich, dass ich rauswolle, mir würde es wunderbar gehen. Ich wollte weg und wieder meine Ruhe haben und tatsächlich bin ich einfach gegangen.

Ich habe mir dann zu Hause selbst gesagt, dass es niemanden gibt, der mich verstehen kann, der versteht, wie ich bin, was ich möchte oder was mein Problem ist. Mir wurde dann klar, dass mir niemand helfen kann außer ich allein und dass ich mein Leben jetzt wieder selbst in die Hand nehmen muss.

Was passiert ist, ist passiert. All die Bilder – auch von meinem Vater und meiner Schwester und vom Krieg – all das Schreckliche, das ich als Kind und Jugendlicher erlebt hatte, habe ich versucht hinter mir zu lassen, zur Seite zu legen und mir zu sagen, dass das Leben weiter geht. Ich konnte damals mit den ganzen Begriffen wenig anfangen. Ich konnte mir unter einem Psychologen nichts vorstellen, unter einer Klinik schon gar nicht. Reden in komischen Räumen mit Menschen auf einem Stuhl sollte mir etwas bringen? Ich hatte das Gefühl, dass mich meine Freunde besser verstehen und ich lieber mit ihnen reden sollte. Ich ließ die ganzen Experten nicht wirklich an mich ran und fand das Setting komisch. Es passte nicht für mich und ich dachte bei mir: „Das ist doch alles Bullshit.“ Trotzdem bin ich froh, dass meine Freunde sich damals so um mich gesorgt und gekümmert haben. Und zum Glück habe ich diese Sinnkrise überwinden können. Natürlich gibt es immer noch Tage, an denen mich das, was ich erlebt habe, überkommt. Aber alles in allem geht es mir gut. Dafür bin ich sehr dankbar.

Leben in Deutschland

Social Media und andere Kanäle

Mein erstes Handy hatte ich zusammen mit meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwägerin Anfang 2015, damit wir alle Kontakt zu unserer Familie halten konnten. Was Social Media angeht, landete ich dann zuerst bei Facebook, das kannte ich vorher gar nicht aus dem Irak. Dort konnte ich viele Bekannte wiederfinden, die nach dem Krieg irgendwo in der Welt verstreut waren – das war einerseits irritierend und erschreckend, weil ich dadurch auch viel Negatives erfahren habe und es heftig war zu sehen, wie viele Veränderungen die ganze Situation für uns alle mit sich brachte, aber andererseits auch wunderschön, weil man dadurch weiterhin in Kontakt sein konnte. Am Anfang verspürte ich viel Wärme, als ich Facebook entdeckt hatte. Und auch telefonieren über den Facebook-Messenger war großartig.

Allerdings konnte ich die lateinischen Buchstaben damals nicht besonders gut lesen. Ich hatte in der Schule zwar etwas Englisch, aber höchstens einmal die Woche, und oft fiel der Unterricht aus. Bis heute ist meine Handschrift beim lateinischen Alphabet eine Katastrophe, aber am Handy kann ich gut und schnell schreiben. Anfangs hatte ich daher vor allem Freunde, mit denen ich auf Arabisch kommunizierte, aber nach und nach lernte ich über Social Media Freunde kennen, mit denen ich auf Deutsch (oder seltener auf Englisch) chattete, zuerst noch sehr unbeholfen. Doch auch das war ein gutes Sprach- und Schreibtraining. Hier hatte ich jedenfalls viel mehr Motivation als in der Schule, vor allem wenn ich mit interessanten Frauen in Kontakt treten wollte.

Eine ganze Zeit blieb es dabei, dass ich kein eigenes Handy hatte oder nur für einzelne Tage, weil wir uns innerhalb der Familie weiterhin abwechselten. Ich schrieb dann immer wieder mit Frauen. Einige von ihnen hielten mich für schwul, weil ich oft bunte Hemden trage, mich auffällig bewege und bei Social Media nicht mit Frauen zu sehen war, was ja aber ganz andere Gründe hatte. Manchmal spielte ich mit. Wenn mir eine Frau sagte: „Ich glaube, du bist schwul“, habe ich einfach nur genickt oder es zumindest nicht bestritten. Manchmal ging dann alles viel schneller und sie vertrauten mir eher. Irgend-

wann stellte ich es dann richtig und meist waren sie mir nicht böse, sondern selbst froh, weil wir schneller vertraut hatten reden können.

Mein erstes eigenes Handy hatte ich dann in Münster – an den Vertrag bin ich auf Umwegen gekommen. Ich wollte unbedingt ein eigenes haben, um unabhängiger sein zu können, von meiner Familie weniger kontrolliert zu werden und um dadurch mehr Privatsphäre zu haben. Ich war sehr glücklich, als ich das geschafft hatte, meine Familie meinte zwar immer noch, das wäre unnötig. Trotzdem besorgte ich mir dann irgendwann, als sich die Möglichkeit ergab, selbst eines, das war mir wirklich wichtig.

Daraufhin lernte ich viele Leute über Facebook und später auch über Instagram oder TikTok neu kennen. Hinzu kam, dass ich ohne mobiles Internet unterwegs gewesen war, solange ich mir das Handy noch geteilt hatte. Und dann hatte ich die deutschen Mädchen zu diesem Zeitpunkt auch noch kaum verstanden, wenn ich sie in der Kneipe kennengelernt hatte. Ich hatte mir dann immer ihren Namen bei Facebook aufgeschrieben und hatte sie erst von zu Hause aus über unser WLAN anschreiben können. Aber jetzt besaß ich ja meine eigene Nummer und einen eigenen Internetzugang auch außerhalb meiner Wohnung. Das war wie eine große Befreiung für mich und ich konnte meine Kontakte von da an ganz anders pflegen.

Eine ganze Zeit später – ich war inzwischen ziemlich aktiv auf Social Media – wurde mir vor allem aufgrund einiger meiner Instagram-Postings unterstellt, ich hätte eine Deutsche geheiratet, dadurch einen deutschen Pass erworben und es seien mir sogar viele Grundstücke übertragen worden. Das war natürlich kompletter Unsinn. Ich hatte nicht einmal Bilder veröffentlicht, auf denen meine damalige Partnerin zu sehen war. Zunächst fand ich das eher lustig und kaufte mir sogar eine Hülle mit der Optik eines deutschen Reisepasses, in die ich meinen blauen irakischen Pass steckte, um damit witzige Videos zu drehen. In diesen Videos sagte ich, dass ich jetzt Thomas oder Lukas heißen würde und meinen Pass liebe, was ich damit unterstrich, dass ich ihn küsste. Ich wollte schlichtweg provozieren, weil mich diese Unterstellungen nervten.

Schwieriger wurde es allerdings, als meine Mutter und mein ältester Bruder Anrufe aus der entfernteren Familie bekamen. Ihnen wurde gedroht, dass diese Verwandten nichts mehr mit uns zu tun haben wollten und es überall

verbreiten würden, wenn es stimme, was über mich gesagt wurde. Da meine Familie mir vieles zutraut, musste ich wirklich schwören, dass alles komplett erfunden war. Das gaben sie dann auch so weiter und wiesen die Gerüchte zurück. Offensichtlich dachten im Irak einige aufgrund meiner Reise- oder Restaurantfotos, dass sich ein irakischer Flüchtling so etwas nicht leisten könnte, ohne mit einer Deutschen verheiratet zu sein.

Anfangs war ich mit noch viel mehr Leuten aus dem Irak in Kontakt und pflegte das auch sehr. Doch die meisten wollten entweder Geld von mir oder ihnen war langweilig, weil sie nichts zu tun hatten. Dadurch flauten einige Kontakte ab. Ähnlich war es mit Kontakten zur Familie, zu Cousins und Cousinen, die nun viel einfacher möglich waren. Aber auch das wurde irgendwann wieder weniger. Sie wollten stundenlang quatschen und zum Teil auch Geld – dadurch verlor ich immer mehr die Lust. Hinzu kam, dass wir uns auseinanderlebten oder sich unsere Meinungen und Einstellungen veränderten – auch bei mir war das der Fall. Ich veränderte mich durch mein neues Leben in Deutschland schließlich fortwährend. Das war dann nicht immer einfach, meine neuen Perspektiven in die Ferne zu vermitteln.

Viele im Irak hatten einen Bezug zu meinem Vater, meiner Verwandtschaft, meinem ältesten Bruder oder waren früher Kunden in unserem Laden gewesen, wodurch sie auf den Plattformen auf mich stießen. Ich postete vor allem lustige Sachen – das kam meist gut an. Aber ich interessierte mich auch für die Politik rund um Shingal und die Jesiden. Wenn dort etwas passierte, verbreitete ich das weiter. Aber das brachte mich nicht weiter in Bezug auf neue Kontakte. Die meisten meiner Facebook-Kontakte waren weiterhin Jesiden – neben den neuen deutschen Freunden natürlich.

Erst bei TikTok habe ich dann ganz andere Leute erreicht, da geht es ja auch um etwas völlig anderes. Ich bin dort der, der immer mit dem Kopf wackelt – das machte mich im TikTok-Kosmos halbwegs berühmt. Zum Vergleich: Mein erster Instagram-Post ist vom 12.07.2017. Auf dieser Plattform habe ich über 26.000 Follower. Bei TikTok bin ich erst seit 2022, war dort eine Zeitlang sehr aktiv und inzwischen habe ich gut 20.000 Follower, mein beliebtestes Video wurde insgesamt 10,9 Millionen Mal aufgerufen. Aber wenn ich wirklich erfolgreich hätte bleiben wollen, wäre das ein eigener Job gewesen – das kann man eigentlich nur ganz oder gar nicht machen – und das war es mir

nicht wert. Ich habe daher irgendwann alle Videos gelöscht und nur das sehr beliebte stehenlassen – das wirkt und verbreitet sich dort weiter ...

Einer meiner Vorzüge im Hinblick auf Social Media ist, dass ich gut Menschen imitieren und schnell meine Stimmung verändern kann, indem ich traurig oder lustig gucke. Das finden viele witzig. Manchmal denke ich, dass ich ein guter Schauspieler wäre – das ist auch so ein Traum von mir. Selbstbewusst war ich schon immer. Und ich hatte auch schon immer diesen Drang nach Freiheit und wollte mich zeigen und ausdrücken. Das ist für Social-Media-Content natürlich sehr praktisch.

Jedenfalls habe ich über die verschiedenen Plattformen sehr viele Leute kennengelernt und einige von ihnen dann auch persönlich getroffen. Das war eine große Bereicherung, aber es gab natürlich auch schlechte Erfahrungen. Man macht sich falsche Vorstellungen und das Gegenüber ist dann viel langweiliger und viel weniger attraktiv als erwartet. Und ja, ich habe natürlich mehr Frauen als Männer kennengelernt. Das Kennenlernen selbst über Social Media ist ganz einfach, das geht ganz schnell, zumindest bei mir ist das so. Und wenn man sich dann trifft, ist auch schnell klar, ob es funktioniert – man kennt sich ja immerhin schon etwas.

Irgendwann habe ich mir gesagt, dass ich ein bisschen von Social Media runterkommen muss. Ich habe aber mittlerweile 1.814 Kontakte bei WhatsApp. Da ist es alles andere als einfach, die Kontakte zurückzufahren. Ich komme teilweise auch gar nicht hinterher, alle zu bedienen. Wenn ich etwas in den Status poste, sehen es auf WhatsApp an die 500 Menschen, wenn es etwas Wichtiges oder Spannendes ist. Somit kann ich gar nicht allen antworten, die darauf reagieren. Das wäre viel zu zeitaufwändig und kompliziert. Doch eigentlich sollte ich bei WhatsApp schon antworten, wenn jemand meine Nummer hat. Das ist auf Instagram oder TikTok etwas anderes. Ich habe sogar schonmal überlegt, ein eigenes Handy nur für engere Freunde zu kaufen, aber das war bloß eine vorübergehende Idee.

Wirklich zur Ruhe komme ich, wenn ich am Meer bin. Im Urlaub. Ich mache dann tolle Fotos und darum denken viele, ich habe ein tolles Leben. Aber für mich ist das eher eine Medizin, um runterzukommen, eben um zur Ruhe zu kommen und mich selbst zu finden.

Sidan (rechts im Bild) mit
seinem Bruder Maher (links)
auf Kreta



Sidan bei
seinem
ersten
Urlaub auf
Madeira
(Mai 2019)



Sidan auf
Teneriffa



Sidan Anfang 2022
auf Lanzarote



Sidan im Sommer 2024
vor Kreta



Sidan hängt in einem Baum in Griechenland im Sommer 2024



Sidan am Hotelpool auf Kreta im Sommer 2024

Sidan und der Sonnenuntergang auf Kreta im Sommer 2024



Sidan auf Kreta im Oktober 2020



Sidan auf Lanzarote Ende 2021



Sidan auf Kreta im Oktober 2020

Manchmal denke ich, ich locke mit diesen Bildern Menschen nach Deutschland, weil es nach ständigem Urlaub aussieht – alles ist grün und überall ist Wasser. Aber für mich ist das Reisen wirklich Medizin, ein schönes Mittel zum Zweck – ich brauche das.

Allerdings erzählen viele Geflüchtete tatsächlich Märchen, wie gut es ihnen hier geht. Unbewusst trage ich da sicherlich auch etwas dazu bei durch meine Fotos. Und dann hört man noch, es gibt 400 Euro im Monat plus Miete plus Kindergeld und Krankenversicherung. Und dann denken die Leute: „Dazu arbeite ich noch – und dann habe ich ganz viel Geld.“ Sicherlich lässt sich nicht verhindern, dass andere sich falsche Bilder machen. Und die Menschen zu Hause glauben es auch oft nicht, wenn es bei einzelnen Geflüchteten hier wirklich nicht funktioniert und dann kein Geld nach Hause schicken können. Dann ist es ihnen teilweise nicht mal möglich, nach Hause zurückzukehren, weil sie als gescheitert gelten würden.

Zum Teil wollten mich auch Politiker, die mich auf Social Media entdeckt hatten, treffen und meine Geschichte hören. Auf Dauer fühlte ich mich aber ein bisschen ausgenutzt, es brachte mir selbst nicht viel. Über Lennart ging ich in seine Schule und danach auch in andere Schulen, um dort meine Geschichte zu erzählen. Das war 2017 und 2018, zum Beispiel auch an Tims Schule, wo er Schulsozialarbeiter war. Einige Schüler wussten überhaupt nichts über Geflüchtete oder über unser Land, über Jesiden sowieso nicht. Ich berichtete über meine Flucht, erklärte, warum ich in Deutschland bleibe und redete über meine Wünsche und Träume hier, zum Beispiel den Führerschein zu machen oder einen eigenen Laden zu eröffnen. Dann kamen Fragen, etwa „Wie findest du die Schule in Deutschland?“, aber auch Fragen zur Flucht. Außerdem redete ich vereinzelt mit schwierigen unruhigen Schülern, die ebenfalls Jesiden waren. Ich sollte übersetzen und vermitteln. Und rauskriegen, was sie erlebt hatten. Manche konnte ich beruhigen mit meiner eigenen chaotischen Geschichte –, aber ich war ja schon zwei Jahre hier und hatte einiges erreicht. Und ich habe versucht, bei diesen Schülern Verständnis für Tims Arbeit zu wecken, dass es seine Aufgabe ist, sich um sie zu kümmern und er das Beste für die Schüler will.

Auf Vermittlung von Jana, meiner damaligen Lehrerin, war ich außerdem im Radio. Eigentlich wollte ich meine ganze Geschichte erzählen, war aber hin-

terher nicht zufrieden, weil wir im Vorgespräch intensiv über alles gesprochen hatten, aber ich es dann nicht so gut ausdrücken konnte, als wir auf Sendung waren. Außerdem passte es mir nicht, wie über mich geredet wurde. Als ich es hinterher hörte, fragte ich mich, warum ich das überhaupt gemacht hatte. Ich dachte: „Jetzt haben ganz viele Leute mich gehört, aber ich sitze in einem Heim, habe keinen Job – und auch die Begegnungen mit Politikern und das Interview ändern nichts an meiner persönlichen Situation. Wofür tue ich mir das alles an? Was bringt mir das? Hinterher fühle ich mich auch noch schlecht. Letztlich wollen Menschen immer nur das hören, was sie hören wollen.“

Da dachte ich noch einmal tiefgehender über meine Geschichte nach. Eine zentrale Erkenntnis war: Es ergibt keinen Sinn, das immer wiederzuerzählen, wenn ich mich dabei nicht wohl, sondern nur ausgenutzt fühle. Ich hatte den Eindruck, die meisten Menschen klauen die Geschichte für ihren eigenen Zweck, aber nehmen mich nicht als Mensch wahr. Ich fühlte mich dabei immer schlechter, aber ich hatte gedacht, wenn ich es immer wieder erzähle, wird es besser. Nachdem ich mich selbst im Radio gehört hatte, entschied ich mich jedoch dazu, die Vergangenheit zur Seite zu legen, mich mehr auf mein eigenes Leben zu konzentrieren und stärker nach vorne zu gucken – neue Freunde zu treffen, ein neues Leben anzufangen, nicht mehr so viel über die Vergangenheit zu reden. Das tat mir sehr gut. Und noch heute bin ich froh, das so früh realisiert zu haben, dass ich mich damit nicht wohlfühlen würde, immer wieder meine Geschichte zu erzählen.

Jetzt erzähle ich die Geschichte in diesem Buch, weil mir immer wieder gesagt wurde, dass ich meine Geschichte doch aufschreiben sollte, eben weil ich so viel erlebt habe. Das passierte in der Bar, im Zug, im In- und Ausland, eigentlich überall, wo ich Menschen treffe. Darum schreibe ich lieber das Buch – auch für mich selbst –, um alles einmal zu erzählen, es für mich abschließen zu können und hoffentlich Frieden zu finden. Damit ist es nicht viel anders als eine Therapie für mich, wenn auch sehr anstrengend. Denn seit Monaten denke ich über all die alten Geschichten nach – das macht mich völlig fertig, meinen Kopf und meinen Körper. Aber ich hoffe, ich kann es damit abschließen. Mein Ziel dabei war, in Ruhe über meine Gefühle reden und nachdenken zu können. Das ist wichtig, denn schließlich bin ich noch jung und habe doch schon wahnsinnig viel erlebt.

Mein Friseursalon

Im August 2019 begann ich mit der Renovierung meines Friseursalons. Davor hatte ich in Mönchengladbach bei einer Hebebühnenfirma gearbeitet. Beim Spaziergehen hatte ich in der Nähe des Hauptbahnhofs ein leeres Ladenlokal gesehen, das zu vermieten war. Ich dachte: „Hier könnte man einen Friseursalon eröffnen“ – das war im Frühjahr 2019. Ich habe den Besitzer mehrfach angerufen – sogar mit verschiedenen Namen. Er sagte immer nein, ohne irgendeine Begründung.

Dann – während eines Urlaubs in Florenz – rief er mich plötzlich an und bot an, mir das Ladenlokal für einen Friseursalon zu vermieten. Ich stand gerade vor der David-Figur von Michelangelo – damit war der Name des Salons sofort klar: Ich würde den Friseursalon „David“ in der Hindenburgstraße in Mönchengladbach eröffnen. Ich tanzte durch Florenz und die Leute hielten mich für verrückt. Später fragten mich die Kunden aufgrund des Namens, woher ich komme. Einige hielten mich für einen Italiener.

Die Renovierung dauerte über zwei Monate. Ich hatte nicht viel Ahnung – weder vom Friseurhandwerk noch von der Einrichtung eines Friseursalons. Ich ging in andere Salons und ließ mir den Bart rasieren, ich fragte Freunde und recherchierte im Internet. Schließlich war es soweit: Am 27.10.2019 wurde der Salon eröffnet. Ich hatte einen Friseurmeister als Angestellten, es konnte losgehen. Anfangs kamen nur wenige Kunden, vor allem Bekannte, doch dann lief der Salon gut an. Ich guckte mir das Haarschneiden und Frisieren bei den Profis ab und gewann zunehmend an Selbstsicherheit. Und es machte mir Spaß, auch der Kontakt mit den Kunden.

Doch dann kam der Corona-Lockdown. Das war heftig. Auch die Corona-Hilfe konnte daran nichts ändern. Meine Angestellten mussten in Kurzarbeit, irgendwann wurde die Miete nicht mehr reduziert, obwohl ich den Laden nicht nutzen konnte. Ich musste einen Kredit aufnehmen, um meinen Traum zu retten, meinen eigenen Friseursalon betreiben zu können. Auch nach der Wiedereröffnung kamen nach einem kurzen Boom etwas weniger Kunden. Aber es lief wieder an und ich schöpfte Hoffnung.



Sidan posiert vor seinem Friseursalon in Mönchengladbach auf einem Motorrad. Fahren würde er (bisher) nie – „Dazu bin ich zu verückt. Es würden schlimme Dinge passieren.“



Sidan frisch frisiert in seinem Friseursalon in Mönchengladbach kurz nach der Eröffnung im Oktober 2019



Sidan und Lennart vor dem Friseursalon David in Mönchengladbach



Sidans Friseursalon in Mönchengladbach

Das Schöne an diesem Beruf ist, dass ich mit vielen Menschen in Kontakt kommen kann, was gerade während der Pandemie besonders wertvoll war. In der Coronazeit schnitt ich zum Beispiel einem Fußballspieler von Mönchengladbach die Haare. Er hatte mich über Facebook angeschrieben und wir verbrachten dann auch viel Zeit miteinander, gingen zusammen spazieren oder ich zeigte ihm Mönchengladbach. Er lud mich oft in seine Heimat ein, aber ich hatte leider nie die Zeit dafür. Jetzt ist er zurück in Spanien.

Beim Feiern lernte ich eine Frau kennen, die in einem Pflegeheim und für einen Pflegedienst arbeitete. Sie bat mich, auf dem Parkplatz des Pflegeheims den Bewohnern die Haare zu schneiden. Sie postete hinterher: „Not macht erfinderisch – danke für die tolle Aktion“. Hinterher bekam ich die Anfrage, ihnen regelmäßig die Haare zu schneiden oder auch als Betreuer dort zu arbeiten.

Eine Lehrerin hatte zu Hause ein Kind mit Behinderung. Ich schnitt ihm die Haare und verbrachte auch Zeit mit ihm. Manchmal habe ich den Menschen einfach Geschichten erzählt und so eine schöne Zeit mit ihnen verbracht.

Doch dann – im November 2021 – hatte ich einen Unfall. Gerade hatte ich das Gefühl, Corona ist vorbei und es läuft wieder. Ich hatte mir den ganzen Tag Sorgen gemacht über die Auflagen, meine Schulden und andere Probleme im Zusammenhang mit dem Salon, als meine Mutter anrief und mir sagte, dass sie sehr krank sei und operiert werden müsse. Das war zu viel. Ich stand von meinem Stuhl im Café auf und mir wurde schlagartig schlecht. Vom weiteren Verlauf weiß ich nur wenig. Jedenfalls muss ich wohl gestürzt sein und als ich wieder zu mir kam, lag ich blutüberströmt auf dem Boden. Ich war offenbar mit meinem Kopf an eine Tischkante und dann an die Röhren einer Heizung geschlagen.

Warum auch immer riefen die Menschen um mich herum keinen Notarzt, sondern ein Mitarbeiter des Cafés begleitete mich im Taxi, das mich an einem inzwischen geschlossenen Krankenhaus absetzte. Wir mussten uns also ein weiteres Taxi rufen, das uns dann in die Notaufnahme eines Krankenhauses im Zentrum von Mönchengladbach brachte. Hier wurden erst einmal die Wunden gereinigt und dann wurde ich geröntgt und untersucht. Es stellte sich heraus, dass meine Nase gebrochen war, dass ich mehrere Prellungen

im Gesicht hatte und dass ich an der Lippe, oberhalb der Nase und an einem Auge genäht werden musste. Später stellte sich zudem heraus, dass auch mein Stirnbein gebrochen war.

Mehrere Tage nach dem Unfall schwoll mein Auge heftig an – ich konnte erst am 30.11., eine ganze Zeit nach dem Unfall, operiert werden. Die Nase wurde gerichtet und in die Stirn wurde vorübergehend eine Platte eingesetzt. Sie boten mir an, meine ziemlich große Nase bei dieser Gelegenheit zu korrigieren. Doch ich entschied mich, dass ich möglichst wieder so aussehen wollte wie vorher.

Ich postete Bilder, auf denen ich ziemlich übel aussehe. Einige wandten sich entsetzt ab, aber ich bekam auch viele aufmunternde Nachrichten. Meine Familie besuchte mich kaum, Verwandte riefen bei meiner Mutter an, nicht bei mir. Nur meine damalige Partnerin war, immer wenn sie konnte, treu an meiner Seite, ansonsten erfreute ich mich an den Nachrichten über Social Media, auch wenn nicht alle die Realität verkraften konnten – das war jetzt keine heile Instagram-Welt mehr. Dennoch blieb bei mir das Gefühl zurück „Wenn es hart auf hart kommt, stehst du allein da.“

Ich ging sehr schnell wieder in den Laden, wo es weiter bergab gegangen war, denn viele Leute wollten von mir frisiert werden und kamen nicht, wenn ich nicht da war. Als ich wieder klar denken konnte, musste ich einsehen, dass ich den Laden nicht sinnvoll weiterführen konnte. Ich meldete das Gewerbe ab, löste den Laden erst einmal auf und räumte ihn leer. Das alles machte mich richtig fertig.

Dennoch ist mit all dem auch eine schöne Erinnerung verknüpft: Kurz vor dem Unfall, im September 2021, war ich mit meinem Bruder Maher und meiner damaligen Partnerin auf Mallorca gewesen – ein traumhafter Urlaub mit einem Pool auf dem Dach des Hotels. Wir hatten viel Spaß, haben gefeiert, viel gequatscht und die Sonne genossen. Corona war fast vorbei, ich hatte eine eigene Wohnung. Ich hatte einen eigenen Betrieb, in dem auch mein Bruder Maher arbeitete – alles war endlich gut, so schien es. Am Tag vor dem Unfall war ich noch mit meiner damaligen Partnerin in einem Lokal oberhalb des Baldeysee in Essen. Wir aßen oben ein Steak und es ging uns gut.

Dann passierte der Unfall, der alles veränderte. Mein blaues Hemd war voller Blut, da ich mir offenbar mit dem Arm das Blut aus dem Gesicht gewischt hatte. Das gehört zu den Fotos, die für mich sinnbildlich für diese Zäsur durch den Unfall stehen.

Ein zentrales Sidan-Prinzip

Was man über mich wissen sollte: Ich möchte nicht bevormundet werden – das geht gar nicht. Wenn mir zum Beispiel eine Person eine positive Geschichte erzählt oder mir einen guten Vorschlag macht, sage ich aus Prinzip in der Regel nein, weil ich mich nicht bevormunden lassen möchte. Ich scheiße darauf, auch wenn es vielleicht gut für mich wäre oder wenn ich es eigentlich sogar will. Das kommt aus meiner Kindheit und ich kann das nicht ändern.

Vielleicht sollte ich veranschaulichen, wie ich das meine: Ich war zum Beispiel mit meiner damaligen Partnerin in einem Café in Dortmund. Damals hatte ich noch Probleme, die Speisekarte zu lesen und ließ mir gern erklären, was es gibt. Nachtisch kannte ich gar nicht aus dem Irak. Es gab zwei Sorten Eis auf der Karte – Vanille und Schokolade. Vanille sei langweilig, aber das Dessert mit Schokolade sei etwas ganz Besonderes, sagte sie. Ich wollte dennoch Vanille. Sie bestellte daraufhin zweimal Schokolade. Ich stand auf und lehnte den Nachtisch vehement ab. Das ganze Restaurant guckte – wir hätten uns fast getrennt. Wegen so einer Kleinigkeit.

Drei, vier Jahre später fuhren wir in die Niederlande. Ich sagte vorher, wir machen uns ein wunderschönes Wochenende. Es war sonnig, ich fuhr mit lauter Musik – wie immer, wenn ich am Steuer sitze. Wir fuhren nach Maastricht, ich wollte in ein Restaurant, in dem ich schon einmal gewesen war. Ich trinke fast immer Rosé – im Winter auch Rotwein, sonst aber immer Rosé. Ich sagte allerdings diesmal extra vorher, dass ich keinen Roséwein wolle. Und nein heißt bei mir nun mal nein. In solchen Fällen kann ich das selbst kaum mehr kontrollieren – wenn ich nein sage, kann ich das nicht mehr ändern. Als der Kellner kam, bestellte meine Partnerin zwei Rosé. Ich schritt ein: „Nein, ich trinke das nicht. Ich möchte bitte ein holländisches Bier hier aus der Region.“ Also gab es ein Bier. Und dann begann das Drama:

„Kann ich dein Bier probieren?“

„Nein.“

„Möchtest du meinen Rosé probieren?“

„Nein.“

„Kann ich ein Foto mit deinem Bier machen?“

„Nein.“

Dann hat sie ein Foto gemacht, als ich gerade telefoniert habe. Ich stand auf und schrie: „Nein!“ Daraufhin fuhren wir sofort nach Hause. Das war's – ich habe mich von ihr getrennt. Das klingt verrückt, aber in diesem Moment hatte ich mich innerlich von ihr getrennt. Alle in meiner Umgebung waren sprachlos. Warum? Wegen eines Bieres? Alle haben gelacht. Das kann doch nicht sein. Warum redet ihr nicht? Es ging mir um das, was dahintersteckt. Sie respektierte das Nein nicht. Hat sie mich wie ein Kind behandelt? Ich weiß es nicht. Für drei Wochen waren wir getrennt, dann entschuldigte sie sich bei mir. Sie musste lernen zu akzeptieren: Ein Nein ist bei mir ein Nein, weil ich ein Problem aus meiner Kindheit habe, das ich nicht ändern kann.

Ich kann ganz viel Geld in fünf Minuten verlieren – das ist mir egal. Aber ich kann mich von einer Partnerin trennen wegen eines Bieres. Ich bin ein sensibler Mensch, ich achte auf ganz viele Kleinigkeiten – die vielen kleinen Signale und Gedanken. „Ich habe dir das Leben hoffentlich etwas schöner gemacht“, sagte ich zu meiner Ex-Partnerin am Ende unserer Beziehung. Viele andere Männer achten gar nicht auf diese kleinen Dinge. Das ist für mich genauso wie auf meine Gesundheit zu achten, wenn man es lange nicht getan hat, aber dann merkt, dass es wichtig ist.

Meine TikTok-Freundin Lisa aus der Ukraine erzählt

Mein Name ist Lisa, ich bin neunzehn Jahre alt, bin in der Ukraine geboren und habe dort gelebt. Aber am 24. Februar 2022 brach in meinem Land ein Krieg aus. Ich war noch einen Monat lang in Charkiw und als mir klar wurde, dass es zu gefährlich für mich war dort zu bleiben, entschied ich mich, nach Deutschland zu gehen. Am 26. März 2022 kam ich in Mönchengladbach an, weil ein Teil meiner Familie hier lebt. Es war sehr hart für mich, denn mein Vater, meine Mutter und mein Bruder sind nicht mitgekommen. Ich war sechs Monate lang deprimiert und hatte keinen Antrieb, weiterzuplanen als bis zum

nächsten Tag. Langsam wurde mir klar, dass ich mit achtzehn Jahren mein Leben von vorn beginnen musste.

Im September 2022 entschied ich mich, meine Eltern in der Ukraine zu besuchen. Es war ein sehr beängstigender und schwieriger Weg, aber ich bin dankbar für diese fünfzehn Tage in meinem Zuhause mit meinen liebsten Menschen.

Danach kehrte ich nach Deutschland zurück, war besserer Stimmung, traf andere Mädchen aus der Ukraine und begann einen Deutschkurs. Am Abend des 5. November 2022 nahmen mich meine neuen Freundinnen mit in einen



Sidan genießt das Leben mit einer kubanischen Zigarre in seiner Wohnung in Mönchengladbach

Club. Ich hatte seit Beginn des Krieges überhaupt nicht mehr getanzt. Ich saß so da und bemerkte einen Typen auf der Tanzfläche, der sich sehr interessant bewegte und auf mich sehr charismatisch wirkte. So lernten wir Sidan kennen. Am Anfang unserer Freundschaft war es nicht so einfach, da ich kein Deutsch sprach, aber langsam begann ich zu verstehen und zu sprechen.

Sidan ist ein Mensch mit einer ähnlichen Lebenssituation wie ich, sein Schicksal hat es auch nicht gut mit ihm gemeint, aber ich nehme ihn bis heute als ein Beispiel, wie man sein Leben von vorne beginnen kann.

Mein Blick war oft nach unten gerichtet und ich sah keine Zukunft für mich. Aber dann konnte ich kaum glauben, was mit mir geschah. Nachdem wir Freunde geworden waren, spürte ich einen Aufwind. Denn Sidan ist ein Beispiel für einen Menschen, der, nachdem er eine schreckliche Zeit erlebt hat, jetzt jeden Tag seines Lebens genießt. Inzwischen treffen wir uns an den Wochenenden und chillen zusammen. Und manchmal nehmen wir gemeinsam Videos für TikTok auf und sie erreichen wahnsinnig viele Aufrufe.

Es bedeutet mir viel, einen so wunderbaren Menschen wie ihn getroffen zu haben. Ich bin sehr froh, dass er in einer so schwierigen Zeit in meinem Leben aufgetaucht ist und viele leuchtende Farben hinzugefügt hat. Ich wünsche jedem, dass er eine solche Liebe zum Leben kennenlernt. Danke Dir, Sidan.

Simon, ein Freund aus Mönchengladbach, erzählt

Für mich bedeutet das Leben, stets einen positiven Blick auf alles zu werfen. Wenn du am Tag einmal lachst, wirst du feststellen, dass das Leben dadurch nicht schlechter wird. Ich glaube das ist mit ein Grund, warum Sidan eine solche Bedeutung für mich gewonnen hat, denn er teilt diese Haltung.

Als ich vor einigen Jahren zum ersten Mal in Davids Friseursalon gegangen bin, habe ich mit vielem gerechnet, aber nicht damit, einen neuen Freund geschenkt zu bekommen. Ich liebe Farben und trage deshalb auch immer gern bunte Kleidung. Im Vergleich zu den Hemden, die Sidan trägt, sind meine Kleidungsstücke aber geradezu langweilig. Das bringt schon auf den Punkt, wie Sidan sein Leben verkörpert – das Leben ist für ihn ein Geschenk. Das wird noch greifbarer, wenn man die Geschichte hinter dem Menschen Sidan kennt: ein Mensch, der in einer Region aufwuchs, in der Krieg die Normalität ist, und der sich inzwischen in Deutschland ein Leben aufgebaut hat, auf das er zu Recht sehr stolz sein kann.



Sidan chillt an der Algarve (Sommer 2020)



Sidan lässt sich auf Mallorca kutschieren (September 2021)

Meinem ersten Besuch in Davids Friseursalon folgten bis heute unzählige weitere. Lässt man sich auf diesen Laden ein, erfährt man Wertschätzung, nicht nur von Sidan, sondern ebenso von den weiteren Familienmitgliedern, die dort arbeiten. Jeder Besuch ist ein Highlight und die Frisur erstrahlt hinterher in neuem Glanz. Es ist aber nicht nur der perfekte Haarschnitt, weshalb ich gerne immer wieder dorthin gehe. Viel wichtiger ist unsere zwischenmenschliche Ebene, die zu einem sehr vertrauten Verhältnis geführt hat. Das ist gerade in der heutigen Zeit selten geworden.

Sidan ist pure Menschlichkeit. Das wird mir immer wieder bewusst, wenn sich unsere Wege in der Altstadt von Mönchengladbach kreuzen. Keiner ist graziler gekleidet. Niemand bewegt sich galanter über den Dancefloor. Niemand trägt bessere Brillen. Die Lebensfreude, die Sidan ausstrahlt, ist außergewöhnlich und die Spaßmomente kommen nie zu kurz.

Genauso durfte ich in persönlichen Gesprächen aber auch eine Person kennenlernen, die sehr tiefgründig sein kann. Dann merkt man, welche Schicksalsschläge er in seinem jungen Leben bereits erfahren musste. Einschnitte, die sich einer wie ich, der in einem friedvollen Land groß geworden ist, nicht vorstellen kann. Seine Flucht aus der Heimat hier zu uns nach Deutschland hat beim Zuhören Fassungslosigkeit und einen großen Respekt in mir ausgelöst. All diese Torturen durchlebt zu haben und heute so positiv die Menschen faszinieren zu können, das ist keine Selbstverständlichkeit.

Sidan ist für mich auch ein Influencer. Egal ob auf Instagram oder TikTok, seine Videos begeistern zum Teil Millionen. Und das ist nicht verwunderlich. Schaut man sie sich an, muss man einfach lachen. Und genau das bewirkt er bei Menschen: Sonnenstrahlen in manch grauen Momenten.

Als Sidan mir gesagt hat, dass er ein Buch schreiben möchte, habe ich ihm zu dieser Entscheidung gratuliert. Eine Lebensgeschichte wie seine kann Vorbild sein. In der heutigen Zeit haben viele Menschen das Gefühl, dass das eigene Leben in einer schwierigen Situation feststeckt. Da ist sicherlich oft auch etwas dran, aber es hilft gerade in solchen Momenten auch einmal den Vergleich zu suchen: Häufig kommt man zu der Erkenntnis, dass die eigenen Herausforderungen vielleicht doch nicht so groß sind, wie sie einem anfangs erscheinen. Dafür kann die Auseinandersetzung mit Sidans Lebensweg dienen.

Ich wünsche Sidan von ganzem Herzen, dass seine Geschichte eine Wirkung entfaltet. Für mich verkörpert er in jedem Fall eine klare Message: Ein Problem ist erst dann ein Problem, wenn man nicht mehr an einer Lösung arbeitet.

Wie ich die Kunst für mich entdeckte

Mit Kunst hatte ich lange gar keine Berührungspunkte. In der Schule im Irak hatten wir überhaupt keinen Kunstunterricht. In Deutschland war das nicht anders, da ich den Schulabschluss nachholen musste und nicht alle Fächer hatte, die normalerweise in Deutschland unterrichtet werden. Ich glaubte außerdem immer, dass ich gar nicht malen kann.

Auch Museen waren mir lange fremd. Das erste Mal in meinem Leben besuchte ich erst in Deutschland eines, mit unserer Klassenlehrerin Frau Viefhues in Münster. Das gefiel mir gut und danach war ich immer wieder in Museen, auch wenn ich im Urlaub war. Ich fand das spannend, blieb oft vor Bildern stehen und betrachtete sie genau.

2022 fing ich an, Ideen für Bilder aufzuschreiben, die mir in den Kopf kamen. Das mache ich auch mit anderen Ideen, die mir gerade einfallen. Da steht dann sowas wie „Ansgar die Uhr kaufen“ oder „Videos drehen, um meine Geschichte zu erzählen“. Aber noch waren es nur unbestimmte Ideen in meinem Kopf, die durch die Ruhe auf meinen Reisen in dieser Zeit entstanden waren. Wenn ich verreiste, kam ich runter, konnte nachdenken und dazu besuchte ich an den Urlaubsorten verschiedene Museen. Die Bilder, die ich dort sah, inspirierten mich und der Freiraum in meinen Gedanken wurde wie von selbst gefüllt mit all diesen Ideen, wie und was ich malen könnte. Ich hatte zwar eigentlich keine Ahnung von Maltechniken, aber ich hatte schon relativ konkrete Vorstellungen von möglichen Herangehensweisen. Zum Beispiel schrieb ich mir auf, dass ich mit Farbe, die aus einer gedrehten Flasche kommt, Bilder malen wollte. Oder dass ich kleine Kugeln in Farbe tunke und über eine Leinwand laufen lasse. Ich hatte sogar die Idee, Bilder mit Feuer und Benzin zu malen – das habe ich allerdings noch nicht umgesetzt, da ich meist in meiner kleinen Wohnung male. Es war auch Verrücktes dabei, wie etwa den unteren Teil einer Klobürste auf einer Bohrmaschine zu befestigen und so die Farbe zu verteilen. Aber eigentlich war schon das Malen an sich eine verrückte Idee für mich, weil ich es noch nie probiert hatte.

Lange hatte ich nicht den Mut gefunden, anzufangen. „Jetzt dreht er durch“, würden sie sagen und mich auslachen, dachte ich. Mein erstes Bild malte ich dann am Abend des 16.02.2024. Ich hatte mir tagsüber 40 Farbtuben gekauft sowie Kugeln und eine Leinwand – meine erste künstlerische Grundausstattung kam nicht gerade aus einem Fachgeschäft. Die Idee für das erste Bild stammte aus einer Alltagssituation, die ich beobachtet hatte. Eine Mutter war durchgehend mit ihrem Handy beschäftigt, während ihr Kind mit einem Gummiball spielte. Ich fand es schade, dass die Mutter eher abwesend war, denn das Mädchen spielte sehr kreativ mit dem Ball und wollte der Mutter etwas vorführen. Das brachte mich dann auf die Idee für mein erstes Bild. Ich filmte den Produktionsprozess – ohne Social Media geht bekanntlich gar nichts bei mir. Also ließ ich die Kugeln laufen und ließ mich überraschen, wohin sie rollen würden. Die Kugeln malten also quasi selbst das Bild und ich füllte dann die Zwischenräume mit bunter Farbe aus. Rot stand für Blut, die anderen knalligen Farben für einen bunten Weg und viele Erlebnisse. Es gibt aber auch noch weiße Wege, die in die Zukunft weisen, die ich noch nicht kenne.

Das hatte also gleich im ersten Versuch geklappt und das Making-of lud ich abends bei Instagram, Facebook und TikTok hoch und ging dann schlafen. Am nächsten Morgen gab es wahnsinnig viele Kommentare und sehr viel Anerkennung. Die meisten der Kommentare motivierten mich. Einige glaubten mir nicht, dass ich die Bilder selbst gemalt hatte, und dachten, dass eine andere Person dahinterstecken und ich mir das zu eigen machen würde, um auf Social Media damit anzugeben. Einige lachten mich auch aus oder versuchten mich abzuwerten, vielleicht weil sie Kunst generell komisch finden.

Manche der Kommentatoren reagierten erst positiv auf meine Kunst, als ich meine Bilder im Kieler Landtag ausstellte oder als sie merkten, dass ich damit Wirkung und Aufmerksamkeit erziele. Von Anfang an hatte ich aber auch viele Begeisterte, die noch einmal eine neue Seite an mir kennenlernten und sofort fasziniert waren; das hat mir natürlich Auftrieb gegeben.

Ich malte dann drei Monate fast jeden Tag an meinen Bildern, insgesamt entstanden vierzehn Stück. Das war sehr anstrengend, aber auch eine wunderschöne sehr intensive Zeit. Irgendwann fand ich beim Malen Ruhe und Frieden in mir – so ruhig war ich noch nie in meinem Leben, dachte ich. Ich hatte

mir schon immer gewünscht etwas zu tun, was diese Wirkung auf mich hatte. Ich dachte bisher immer, ich brauche Action. Wenn ich ein Wochenende nicht feiern oder tanzen war, dachte ich, dass ich oder mein Leben langweilig geworden sei. Erst jetzt hatte ich verstanden, wie wichtig innere Ruhe für mich ist – bisher kannte ich den Zustand schließlich gar nicht so richtig. Beim Malen hörte ich Musik, auch alte Lieder, französische Chansons, die ich nicht verstand, aber die angenehm als Hintergrundmusik waren. Nach acht Stunden Kreativität merkte ich manchmal, dass ich die Zeit völlig vergessen hatte. Irgendwann stellte ich mir einen Wecker, da ich manchmal wie in einer anderen Welt war und fast jegliches Zeitgefühl verlor. Ab und an vergaß ich sogar zu essen, weil ich gedanklich ganz in der Kunst versank.

Die meisten Bilder malte ich in meiner Wohnung. Die musste ich dann aufwändig auskleiden. Einmal rief jemand die Polizei, weil ich draußen malte. Ich wurde belehrt, dass die Farben schlecht für den Rasen seien. Dabei war nur ganz wenig Farbe danebengegangen. Eigentlich bräuchte ich ein Atelier, in dem ich mich richtig austoben kann. Denn während der Produktion kann ich in meinem Wohnzimmer nicht so richtig leben und muss dann hinterher wieder alles aufräumen. So fühle ich mich immer noch ein bisschen beschränkt, aber dennoch habe ich schon ganz viel ausprobiert.

Nach dem Bild, das die Kugeln für mich gestaltet hatten, kam mir die nächste Idee beim Spülen. Diesmal wollte ich ein Bild mit einem Spülschwamm gestalten. Es war ein runder Spülschwamm – so entstand später ein Bild mit vielen Kreisen. Erst malte ich den Hintergrund dunkel und platzierte dann mit blauer und weißer Farbe mit verschiedenen Schwämmen Kreise auf dem Bild, dazu noch ein paar gelbe Punkte mit einem Pinsel.

Auf meinem dritten Bild trug ich Farbkleckse in vierzig Farben auf, die ich mit einem Faden verteilte, indem ich die Farbe über das Bild zog oder sie verwischte. Meine Angst vor Fehlern verlor ich schnell, denn es gibt schließlich selten einen festen Plan und perfekt muss es auch nicht sein. So kommen eher meine Fantasie und spontane Ideen zum Zuge, alles andere wäre viel zu langwierig und langweilig. Kunst muss nicht ganz genau oder perfekt sein, finde ich. Am Anfang habe ich das Bild klar vor Augen, sodass ich anfangen kann, aber dann überrascht mich die Kunst immer wieder.

Als ich meiner Mutter erzählte, dass ich mit einer Colaflasche ein Bild malen will, hat sie mich naheliegenderweise für verrückt erklärt. Aber ich habe es umgesetzt und es hat funktioniert. Ebenso wie die Idee, Boxhandschuhe anzuziehen, Farbe drauf zu tun und dann das Bild quasi auf die Leinwand zu boxen.

Es war mir wichtig, am Anfang jedes Mal eine neue Technik zu wählen, auch um meine ganzen Ideen zu realisieren. Später machte ich ein paar Monate Pause, schrieb mir währenddessen aber immer wieder neue Ideen auf. „Ein Bild mit vier Symbolen malen – Christen, Muslime, Juden, Jesiden. Von Weitem wie ein Auge, von Nahem Symbole der Religionen, zum Beispiel der Pfau der Jesiden“ – das war so ein nächtlicher Einfall, den ich mir notiert hatte. Wie gesagt, wenn mir etwas durch den Kopf geht, schreibe ich es auf. Und inzwischen weiß ich, dass vieles Wirklichkeit werden kann. Es gibt ein Foto von mir, auf dem ich stolz vor einem Bild stehe und selbst kaum glauben kann, dass es mir gelungen ist. Das macht mich glücklich.

Ich zeigte die Bilder erstmals auf meiner Lesung in Mönchengladbach. Es war also nicht nur die Lesung im Raum, sondern da waren auch alle meine vierzehn bis dahin entstandenen Bilder. Das fühlte sich gut an. Ich nahm dann ein paar Monate später einige Bilder mit nach Kiel, wo im Landtag eine Fachtagung zum zehnten Jahrestag des Genozids an den Jesiden stattfand, auf der ich meine Geschichte erzählte. Auch hier gab es positive Rückmeldungen, nicht nur zu meinem Bericht über meine Flucht, sondern auch zu meiner Kunst und ich merkte, dass meine Bilder die Geschichte gut unterstreichen und meine Worte unterstützen können.

Denn natürlich tauchen die Geschichten und Erfahrungen aus meinem Leben auf den Bildern auf. „Du hast so viele Frauen wie Blätter auf dem Baum sind“, sagte meine Mutter einmal zu mir beim Früh-



Zu diesem Bild ist Sidan durch den Spruch seiner Mutter inspiriert worden. Die farbigen Flächen hat Sidan mit Küchenkrepp gestaltet. Anschließend hat er die Blätter auf Farbe gelegt und sie auf dem Bild abgetupft

stück, als wir auf einen Baum mit sehr vielen Blättern schauten. „Aktuell habe ich keine Freundin“, sagte ich und sie lachte nur. Ich malte dann irgendwann ein Bild mit grünen Blättern. Jedes Bild hat also eine eigene Geschichte.



Dieses Bild zeigt ein zentrales Symbol des jesidischen Glaubens und viele Menschen, die sich in unterschiedliche Richtungen orientieren

Ein Bild, das mir besonders wichtig ist, zeigt in der Mitte das Symbol der Jesiden. Daran habe ich eine Woche gemalt, insgesamt 23 Stunden lang. Es sind viele einzelne Menschen zu sehen, die ziemlich chaotisch in verschiedenen Richtungen unterwegs sind. Einige gehen in den Berg, einige gehen zu den sieben jesidischen Engeln, einige vertrauen einfach auf Gott und bleiben, wo sie sind. Am Himmel sieht man Sterne, Raketen und undefinierbare Lichter, das sind meine verschiedenen Erinnerungen an den Berg. Oder meine Fantasie, wenn ich dort nachts lag und in den Himmel guckte. Der Himmel wirkt sehr voll mit alldem – das steht vielleicht dafür, wie heftig das damals alles auf mich wirkte.

Aber das Bild zeigt auch das Schicksal der Jesiden. Ich dachte viel über den Berg nach – und es fiel mir oft schwer, diese Gedanken zu ertragen. Auch als ich das Bild malte, hatte ich natürlich nicht nur Schönes im Sinn. Vielleicht war es ein bisschen Verarbeitung. Jedenfalls bin ich dankbar, dass ich das so auf die Leinwand bringen konnte.

Ich malte aber auch ein Bild mit einem Kreuz und Luftballons. Das kam einfach so. Vielleicht auch, weil ich in Deutschland Menschen kennengelernt hatte, denen die christliche Religion sehr wichtig ist. Nicht alle Bilder enthalten also etwas sehr Grundsätzliches aus meinem eigenen Leben, auch wenn ich natürlich verstehen kann, wenn Menschen an etwas glauben. Als Kind fragte ich meinen Vater irgendwann: „Hast du Gott schon mal gesehen?“ Wir waren damals auf unserem Grundstück irgendwo bei den Schafen unterwegs. Er bat mich aufzustehen. „Fühlst du den Wind? Warum glaubst du daran, dass das Wind ist? Du siehst ihn nicht, aber du spürst ihn – so ist es auch mit Gott und seiner Kraft.“

Wieder ein anderes Bild handelt von meinen Daumen, denn die sind etwas kürzer und haben einen sehr kurzen Nagel. Einige lästern darüber, aber es ist ein Merkmal, auf das ich stolz bin, weil es mich von anderen Menschen unterscheidet. Bei Wikipedia heißt das „Brachydaktylie“ und klingt wie eine Fehlbildung. Das Bild dazu habe ich nur mit meinem Daumen gemalt, indem ich viele verschiedene Farben hintereinander auf einem schwarzen Untergrund im Oval mit dem Daumen verteilt habe. Am Ende habe ich dann noch etwas Farbe drauf geworfen, um ein paar zusätzliche Akzente zu setzen, weil es mir vorher noch zu langweilig und zu ordentlich war.

Dann dachte ich einmal an meinen Vater und den letzten Augenblick, als ich ihn gesehen habe. Sie hatten ein weißes Tuch über ihn gelegt, aber ich konnte noch einen Blick auf einen Teil seines Gesichts werfen und eines seiner Augen sehen. Das ist meine letzte Erinnerung an ihn. Ich durfte ihn nicht anfassen, weil die Leute mich nicht an ihn ranließen. Ich habe dann ein Bild mit achtzehn verschiedenen Farben von einem Auge gemalt, ohne dass ich es dabei angefasst habe. Stattdessen ließ ich eine Flasche über dem Bild kreisen, aus der Farbe tropfte. Hinter jedem Bild steht also eine eigene persönliche Geschichte, die für die Menschen, die es betrachten, aber nicht unbedingt deutlich wird. Wenn ich irgendwann eine Ausstellung mache, wird neben jedem der Bilder seine Geschichte stehen.

Ich bin übrigens froh über die Freiheit, jederzeit in meiner Wohnung malen zu können – und manchmal auch woanders. Denn ich weiß es sehr zu schätzen, dass ich ein Dach über dem Kopf habe, und dann auch noch eines, das ich mit niemandem teilen muss. Und manchmal bin ich dankbar, dass ich immer Licht habe. Denn im Irak hatten wir häufig Stromausfälle und auch nur eine Lampe im großen Zimmer. Oft musste ich warten, bis alle im Bett waren, bis ich das Lampenlicht nutzen konnte. Und manchmal freue ich mich einfach, dass ich zu essen und zu trinken habe, wenn ich morgens aufwache.

Ich kam mit achtzehn Jahren nach Deutschland und dieses Land hat mir ein neues Leben gegeben. Trotz aller Probleme und der schlechten Erfahrungen, die mir widerfahren sind, bin ich dankbar und das möchte ich auch zeigen und ausdrücken. Mit meiner Kunst und auch mit diesem Buch.

Ein Abendessen mit meiner Familie zum Abschluss dieses Buches

Bei einem gemeinsamen Abendessen mit meiner Mutter und mehreren meiner Geschwister, meiner damaligen Partnerin und meinem Freund Ansgar, der mich bei der schriftlichen Fassung meiner Erinnerungen unterstützt hat, kamen noch einmal viele Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend zur Sprache, die teilweise auch schon in diesem Buch vorkamen. Weil die Stimmung so schön war und so vielleicht noch einmal ein Gesamtbild entsteht, war es mir wichtig, dieses nachgezeichnete Gespräch in mein Buch aufzunehmen. Da die Gesprächssituation eher spontan entstand, dachten wir vorher gar nicht an eine Dokumentation und so schrieb Ansgar – so gut es während des Essens möglich war – dann einfach mit, was die Familie an Erinnerungen zusammentrug:

Zum Beispiel erinnert sich Sidans Mutter an die Geschichte mit dem großen Fernseher der Familie, der umfiel und Sidan das Bein verletzte, weil er so stark an ihm gerüttelt hatte. Über zwei Monate hatte er danach noch blaue Flecken. Sidans Mutter lacht heute noch darüber beim Erzählen, obwohl es eine sehr ernste Situation war – es muss eine filmreife Szene gewesen sein. Sidan konnte und durfte danach zwei Monate nicht aufstehen und bewegte sich quasi nur vorwärts krabbelnd auf dem Fußboden fort.



Die erste Lesung aus Sidans Text in Düsseldorf mit Ansgar, der seine Erinnerungen aufgezeichnet hat



Ansgar und Sidan am Schweriner See (2023)

Eine andere Geschichte im Zusammenhang mit einer Verletzung von Sidan weiß seine ältere Schwester Hadya noch, die oft auf ihn aufpassen musste: Irgendwann hatte er wieder einmal Unsinn gemacht und sich den Fuß dabei verstaucht. Der Arzt verordnete ihm Gehstützen. Er konnte also weder die Schafe hüten noch sonst der Familie helfen. Als der Fuß gar nicht mehr schmerzte, nutzte Sidan weiterhin die Krücken, um sich vor der Arbeit zu drücken. Allerdings war der Preis dafür, dass er im Haus bleiben musste, was ihm so gar nicht gefiel. Irgendwann ging er – weiterhin leidend – mit den Gehstützen vor die Tür, um sie dann aber in einem vermeintlich unbeobachteten Moment auf die Seite zu schmeißen und ganz normal weiterzugehen, in dem Glauben, dass das unbemerkt bleiben würde. Allerdings bekamen mehrere aus der Familie Wind davon. Als der Vater abends nach Hause kam, markierte er wieder den armen, kranken Jungen – doch damit war die ruhige Zeit für Sidan vorbei und er musste wieder ran.

Und wo wir schon bei Sidans Missgeschicken sind: Wenn er mit seinem selbstgebauten Wagen auf dem befestigten Weg rund um den Kükenstall fuhr, war es an den Ecken des Stalls bei hohem Tempo schwierig, die Kurve zu kriegen. So kam es, dass er einmal kopfüber in den Staub fiel und völlig sandig und schmutzig im Gesicht wie auf der Kleidung nach Hause kam.

Noch eine andere Geschichte in Richtung seiner Malheure handelt von einem kleinen Gummiball, den der Vater einmal mitgebracht hatte und den alle, einschließlich der Erwachsenen, auch einmal anfassen wollten und mit dem alle spielen wollten. Doch als Sidan ihn bekam, warf er ihn besonders kräftig auf den Boden, sodass er hochsprang und im nächsten Moment verschwunden war. Sidan heulte daraufhin den ganzen Tag und alle suchten den Ball, auf der Wiese, im Garten – überall, doch der Ball blieb verschwunden.

Sidan war aber nicht immer ungeschickt, im Gegenteil: Wenn er mit dem Vater unterwegs war, saß er oft in ganz gefährlich anmutender Position auf dem Traktor oder auf der Ladefläche – er fiel aber nie hinunter. Trotzdem sorgte sich seine Mutter immer, dass etwas passieren könnte. Als Kleinkind saß er oben auf dem wackligen Wassertank auf dem Anhänger des Traktors, in dem sie Trinkwasser vom Brunnen holten. Er ist nie hinuntergefallen. Oder er saß hinter dem Traktor auf der Sämaschine und löste mit seinen kleinen Fingern Verstopfungen. Das war nicht ungefährlich, aber bei solchen Sachen ist ihm nie etwas passiert.

Trotzdem hat sich Sidans Mutter immer um ihn gesorgt, weil er dauernd in Gefahr war – es gab quasi keine harmlosen Erlebnisse mit ihm, sagt sie. Er kam eigentlich immer zerkratzt oder schmutzig nach Hause. Es gab allerdings keine Pflaster bei ihnen, daher wurde dann ein Tuch auf die Wunde gelegt, was beim Abmachen sehr schmerzte. Noch dazu hatte Sidan als Kind oft Nasenbluten.

Sidan wurde übrigens sehr lange gestillt – bis zum fünften Lebensjahr, viel länger als die anderen Kinder. Vielleicht drückte er Bedürftigkeit aus oder war so zart, dass seine Mutter nicht mit dem Stillen aufhörte.

Seine Mutter beschreibt Sidan als ein sehr schlaues Kind, das aber immer unvernünftig war. Er wusste genau, was richtig und falsch war, und oft hat er etwas bewusst verkehrt gemacht. Zum Beispiel kletterte er manchmal auf das Dach des großen Kükenstalls und ging von einer Ecke zur anderen über das Dach. Die Leute, die unten arbeiteten, erschraken jedes Mal durch das Geräusch, das sie nicht einordnen konnten. Irgendwann wurde er dann immer erwischt und runtergeholt. Aber dann gab es bald Essen und alles war wieder gut.

Natürlich kamen auch Erinnerungen an Sidan und seinen Vater auf. Die Mutter sagt etwa über Sidan: „Er war der Beste für den Vater“. Er war ihm „heilig“ und er liebte Sidan mehr als sich selbst.

So kommen auch Erinnerungen daran, wie viel Zeit die beiden miteinander verbracht haben. Wenn der Vater Sidan nicht mitnehmen wollte und er das mitbekam, versteckte sich Sidan schon vor der Abfahrt einfach hinten im Auto und war dann plötzlich doch dabei. Und wenn der Vater ihn einmal wirklich nicht mitnahm, warf Sidan sich auf den Boden in den Staub. Auch sonst war Sidan fast immer dabei, selbst bei schwierigen geschäftlichen Terminen. Notfalls saß er unter dem Tisch, Hauptsache er war mit von der Partie. Schon als Baby war er immer mittendrin. Und noch so ein Beispiel: Wenn jemand aus dem Familien- oder Bekanntenkreis verstarb, war es üblich, dass die Familie viel Besuch erhielt. Nur normalerweise gingen Kinder da nicht mit. Sidan begleitete sie jedoch oft, erst gegen den Willen der Eltern. Aber er konnte sich durchsetzen und war später dann ganz selbstverständlich dabei. Passend dazu erzählt seine Schwester Hadya, dass Sidan schon als Kind sehr beliebt war, dass viele ihn gestreichelt und ihm später Geld gegeben haben.

Sidan war vor allem klein, zart und, wie gesagt, schlau. Er machte einiges, obwohl er wusste, dass es falsch war. Oft musste er dann wegrennen und kam erst wieder, wenn sich alle beruhigt hatten. Sein Vater förderte ihn und rechnete ihm die Fehler nicht negativ an. Das hatte natürlich auch eine Wirkung auf die anderen. Wenn seine beiden älteren Schwestern auf ihn aufpassten, wussten sie, dass nichts passieren durfte und dass sie nicht zu hart mit Vaters Liebling umgehen durften. So war er in der Familie quasi unantastbar. Das wirkte sich auch anderweitig in der Familie aus: Wenn seine verstorbene Schwester Khoche zum Beispiel mitbekam, dass jemand Sidan etwas zugefügt hatte, dann wurde sie sehr böse und es gab großen Ärger.

Hadya formuliert es so: In Deutschland gehört es sich so, dass Eltern alle Kinder gleich liebhaben. Im Irak war es normal, dass ein Elternteil ein Lieblingskind hatte oder jemanden, zu dem eine besondere Nähe bestand. Und Sidan war ein liebenswertes Kind, das aber offensichtlich viel Scheiße baute.

Sidan fragt seine Mutter in diesem Zusammenhang, ob er der Schlimmste gewesen sei. Sie antwortet, dass der älteste Bruder, Dlo, es ähnlich faustdick hinter den Ohren gehabt hätte, ihm aber nicht so viel passiert sei wie Sidan. Sidan war außerdem verrückter. Er hatte zwar wenig Krach mit anderen, brachte sich aber selbst dauernd in chaotische Situationen. Die anderen Geschwister taten, was der Vater ihnen sagte, und hatten ihre festen Aufgaben. Bei Sidan war es anders, denn da er angefangen hatte, eigene Küken zu züchten und zu verkaufen, ließ der Vater ihn gewähren und spannte ihn nicht für andere Arbeiten ein.

So kommt selbstverständlich auch noch einmal das Thema Hühner wieder auf: Sidan liebte seine Küken sehr, sagt Hadya. Wenn er wach wurde, ging er oft ohne Frühstück aus dem Haus, um nach ihnen zu sehen, nicht ohne unterwegs vielleicht schon etwas Unsinn zu machen. Dass das überhaupt möglich war, lag auch daran, dass er mehr zu Hause war und sich eben seine eigenen Aufgaben suchen konnte. Die älteren Geschwister waren dagegen stärker in die Arbeit eingebunden.

Sidan war somit früh geschäftstüchtig – vielleicht war sein Vater da ein guter Lehrmeister. Er verdiente schnell Geld mit seinen eigenen Küken, verkaufte die Eier seiner Hühner an die eigene Familie oder ließ die Schafe einfach in fremden Maisfeldern fressen, was natürlich verboten war. Die Familie verließ sich beim

Schafehüten auf ihn, aber oft ging er auch zwischendurch spielen und überließ die Schafe sich selbst. Wenn dann die Nachbarn kamen und sich bei seinem Vater oder Onkel beschwerten, drohten Krach und Streit und vom Onkel auch Schläge, sodass Sidan manchmal sehr schnell weglaufen musste, um dem zu entgehen. Manchmal ahnte er schon von Weitem, was passieren würde. Vielleicht wurde er auch so zum schnellsten Kind der Familie und kam oft erst spät zurück, wenn sich die Aufregung wieder gelegt hatte. Seine Mutter betont in diesem Zusammenhang noch einmal, dass sein Vater ihn nicht schlagen konnte. „Er war wie ein junger Gott für ihn.“ Bis heute versteht sie nicht, warum das so war.

Und dann werden noch ein paar Anekdoten über den kleinen Sidan zum Besten gegeben, zum Beispiel diese: Einmal im Jahr schlafen die Jesiden nicht, sondern wachen die Nacht durch – das Fest hängt mit den Barat, den Kugeln aus Lalisch zusammen. Sidan hatte tagelang auf diesen Abend gewartet, hatte allen davon erzählt und war sehr aufgeregt. Der Onkel sagte damals, er klinge wie der „Schreier“ in der Moschee, so aufgeregt sei er gewesen. Das Fest, zu dem es auch viele besondere Köstlichkeiten zu essen gibt, sollte um 1 Uhr nachts beginnen. Doch gegen Mitternacht legte Sidan sich hin, schlief aus Versehen ein und verpasste so diese Nacht der Nächte. Als er um 6 Uhr morgens wach wurde, war alles vorbei und alle um ihn herum waren gerade zu Bett gegangen. Er war stocksauer, weinte bis abends und fragte immer wieder, warum sie ihn nicht geweckt hätten.

Dann kommt die Runde auf typische Kennzeichen von Sidan als Kind zu sprechen und was da sehr schnell thematisiert wird, ist sein Style. Schon als Kind fand er Brillen und Hemden faszinierend. Einmal weinte er in Shingal so lange, bis ihm die Eltern ein Hemd kauften. Bis heute gilt er unzweifelhaft als das am besten gestylte Kind der Familie – das sagen selbst seine jüngeren Schwestern, die durchaus versuchen, ihm den Rang abzulaufen. Manchmal ist das allerdings auch ein Nachteil, immer gut gekleidet sein zu wollen: Am Berg hatte Sidan seine besten Schuhe mitgenommen, die nach zwei Tagen durch waren. Danach musste er barfuß weiterlaufen. Seine Schwestern lachten ihn aus, dass er keine zweckmäßigen Sachen mitgenommen hatte.

Die Beweglichkeit seines Kopfes – bei TikTok legendär – erklärt sich Sidan übrigens damit, dass er früher lange Haare hatte und sie immer aus dem Gesicht schütteln musste.

Sidan erzählte schon als Kind oft Geschichten. Außerdem spielte oder trommelte er beim Schafehüten, gern auch nachts. Die Tiere liebten es, ihm zuzuhören.

Irgendwann schweiften die Geschichten in Richtung des früheren Familienalltags: „Wisst ihr noch, wie wir uns in der kalten Jahreszeit bei Sonne oft draußen gewaschen haben, weil es im Badezimmer noch kälter war?“ Ab dem Frühjahr schliefen viele Familienmitglieder draußen auf dem Flachdach des Hauses. Hier war man auch vor Schlangen, Mäusen und giftigen Skorpionen halbwegs sicher.

Die Mutter war – auch angesichts der vielen Kinder – eigentlich den ganzen Tag mit Waschen, Kochen, Putzen, Aufräumen und anderen Haushaltstätigkeiten beschäftigt. Gekocht wurde am offenen Feuer, oft zusätzlich für Bauarbeiter oder andere Helfer und natürlich für die größer werdende Familie. Das meiste war aus eigener Produktion vorhanden: Joghurt, Couscous aus eigenem Mais, Milch, Käse und Gemüse, Eier und Hühner sowieso.

Eine Gabe der Mutter ist, dass ihre Ohren nie schlafen. Denn früher musste sie oft tausend Schafe hüten, auch über Nacht, da war es notwendig einen sehr leichten Schlaf zu haben, um diese Aufgabe verantwortungsvoll zu erledigen. Das ist für sie natürlich auf Dauer körperlich sehr anstrengend, einen so unruhigen Schlaf zu haben und sie ist oft erschöpft. Doch die Kinder sagen: „Sie hört, wenn wir im Bett mit den Füßen wackeln.“ Am nächsten Morgen weiß sie alles.

Sidans Vater war nie in der Schule, aber sehr schlau. Er baute zum Beispiel zwei große Häuser für die Familie. Auch die Konstruktion des Kükenstalls war sein eigenes Werk. Er dachte sich alles im Kopf aus und setzte es dann ohne Stift und ohne Zeichnung um.

Eine Gabe des Vaters war sein souveräner Umgang mit Schlangen – im Irak, wo es viele Schlangen gibt, durchaus praktisch. Einmal weckte Sidans Vater seine Frau und sagte zu ihr: „Guck mal, was für eine große Schlange.“ Er fing sie geschickt, galt seitdem als bester Schlangenfänger im Dorf und wurde oft zu Hilfe gerufen.

Und dann geht es noch eine ganze Zeit um Sidan und sein rotes Fahrrad mit den blauen Streifen, mit dem er damals das einzige Kind im Ort mit Fahrrad war und von dem ja auch schon an früherer Stelle im Buch berichtet wird.

Statt der Gummireifen, die wahrscheinlich kaum auf dem Schotterboden heil geblieben wären, hatte er Wasserschläuche in die Felgen eingezogen. So aber wurden sie nie platt und gleichzeitig hatte er damit etwas erfunden, auf das in der Umgebung bisher noch niemand gekommen war. Als Jahre später andere Kinder auch ein Fahrrad hatten, waren ihre Reifen nach zwei Tagen kaputt und sie wunderten sich, warum das bei Sidan immer anders gewesen war.

Natürlich waren viele neidisch auf Sidans Fahrrad und wollten es ebenfalls haben. Er sicherte es daher nachts mit einer selbstgebauten Kette, damit es keiner wegnehmen konnte. Den Schlüssel versteckte er unter seinem Kopfkissen.

Selbstverständlich kommt auch der legendäre Fahrradsturz zur Sprache: Hierbei ist Sidan so weit geflogen, als ob er Flügel hätte. Das haben alle, die dabei waren, später noch oft erzählt. Seine Mutter beschreibt es so: „Er flog wie ein Zahnstocher – so dünn wie er war.“

Einmal kündigte Sidan seinem Bruder Maher gegenüber an, dass er einen Freund besuchen wolle. In der Annahme, dass er mit dürfe, unterstützte Maher Sidan dann zwei Tage lang beim kompletten Auseinander- und Wiederausammenbauen des Fahrrads. Doch letztlich wollte Sidan einfach losfahren, ohne Maher mitzunehmen, der sofort schrie und sich bei der Mutter beschwerte. Die Mutter hatte eigentlich keine Chance Sidan einzuholen, aber dann sprang seine Kette ab – bei 40 Grad Mittagshitze wohlgemerkt. Die Mutter war so sauer, weil er Maher nicht mitnehmen wollte, dass sie einen großen Stein auf das Fahrrad warf. Doch es gab nur ein paar Kratzer im Lack und das Fahrrad fuhr noch. Der schadenfrohe Maher hatte sich zu früh gefreut. Im Grunde war die Mutter froh, dass das Fahrrad fast unbeschadet blieb, sonst hätte Sidan sehr viel Theater gemacht. Aber er musste mit ihr zurück nach Hause gehen und sollte nicht zu seinem Freund fahren. Das wollte Sidan allerdings nicht akzeptieren und er tat so, als ob er draußen Sport machen wollte (was er sonst nie tat). Daraufhin nutzte er einen unbeobachteten Moment, um sich doch noch allein auf den Weg zu seinem Freund zu machen. Dabei nahm er die gefährliche Schnellstraße, bei der die Mutter immer Angst hatte, wenn er nur in deren Nähe kam, weil dort viel LKW-Verkehr war und häufig Unfälle passierten. Als sie mitbekam, dass Sidan doch losgefahren war, war sie nicht nur wütend, sondern sah ihn auch noch in der Ferne an der

gefährlichen Straße und musste darum obendrein mit ihrer Angst zurechtkommen. Glücklicherweise ist Sidan nichts passiert, aber als er abends wieder heimkehrte, bekam er ordentlich die Quittung.

Eine Art Nachwort

Während ich einmal mehr mit einem schönen Rotwein am Kamin sitze, denke ich wieder über meine Kindheit nach. Ich wünschte, ich wäre an einem Ort geboren, wo Kinder einfach Kinder sein dürfen und wo Väter Zeit für ihre Kinder haben. Ich wünschte, ich hätte eine ungezwungene Kindheit gehabt und hätte mir aussuchen dürfen, in dieser Lebensphase nicht so viel zu arbeiten. Die Sorglosigkeit der Kindheit und die Verantwortungslosigkeit der Jugend fehlen mir als Erfahrung. Und dann darf man nicht vergessen, dass ich sehr jung war, als mein Vater starb und ich dadurch sehr früh lernen musste, ohne ihn zurechtzukommen.

Ich frage mich gerade: Ist alles, was mir widerfahren ist, passiert, weil es mein Schicksal war oder lag es daran, dass zu wenig Menschlichkeit vorhanden war? Vieles musste ich durchmachen, vieles geschah einfach, weil niemand für uns da war. Oder war das Leben schlicht gemein zu mir?

All diese Gefühle und Gedanken haben sich für mich relativiert, seit ich in Deutschland lebe. In vielen Ländern dieser Welt sind Kinder unglücklich. In Deutschland sieht das zum Glück meist anders aus. Die Kinder, die ich auf meinem Rücken und in meinen Armen nach Deutschland gebracht habe, meine Nichten und Neffen, haben jetzt ganz andere Chancen auf eine glückliche Kindheit.

Und dann bringen mich meine Gedanken nach einem weiteren Schluck Rotwein zurück zu dem Moment, der alles verändert hat: Am 3. August 2014 mitten in der Nacht, als ich tief am Schlafen war, kam der Krieg in meine Heimat. „Steh auf! Wir müssen weg. Sofort!“ – diese Worte klingen immer noch in meinen Ohren. Mir war nicht ansatzweise bewusst, was sie bedeuten würden. Am 3. August 2014 endete mein damaliges Leben – und nicht nur meines: Über 10.000 Menschen flohen aus Angst um ihr Leben. Sie ließen alles stehen und liegen, um sich und ihre Familien in Sicherheit zu bringen.

Ich habe damit schlagartig, von jetzt auf gleich, alles verloren, was mir wichtig war. Das Haus, in dem wir gewohnt haben, mein Umfeld, viele Familienmitglieder und meine ganzen Freunde. Mein Leben, so wie ich es gekannt habe, hat es von jetzt auf gleich nicht mehr gegeben. Ich habe Jahre lang gebraucht, um zu verstehen, was mir fehlt. Ich habe Jahre lang gekämpft, um zu akzeptieren, was mir widerfahren ist. Ich habe teilweise auch gegen mich selber gekämpft.

Der einzige Mensch auf dieser Welt, der meine Seele heilen konnte, war ich selbst. Nur ich selbst konnte verstehen, was ich alles durchgemacht habe. Nur ich selbst wusste, was in meinem tiefsten Inneren vor sich geht. Doch so einfach war der Weg in mir nicht, den ich dazu gehen musste. Das Einzige, das mir wiederum dabei geholfen hat, mich selbst zu heilen, und das mich dadurch gerettet hat, war die Liebe. Die Aufmerksamkeit und das gute Gefühl, verstanden zu werden, haben mir ermöglicht, wieder an mich selbst zu glauben und tatsächlich weiterzukommen.

Wenn wir lieben, spielt es keine Rolle mehr, woher wir kommen, sondern nur noch wer wir sind. Man kann die Liebe vielleicht mit den Augen sehen, aber nur mit dem Herzen verstehen. Wenn ich so überlege, suchen nicht wir uns aus, wem wir unsere Liebe schenken, sondern eher das Schicksal oder die Vorsehung. Manchmal entdecken wir die Liebe da, wo sie uns niemals begegnet wäre. Zum Beispiel in einer Person, die vielleicht als Wegbegleiter für uns bestimmt ist, aber mit der eine Verbindung fast unmöglich erscheint, wenn man tiefer darüber nachdenkt. Die Wege, die uns zueinander führen, sind nicht nur unvorhersehbar, sondern auch unergründlich. Etwa wenn du jemandem begegnest, den du niemals getroffen hättest, wärst du woanders aufgewachsen oder, wie in meinem Fall, nicht geflohen.

Einige würden sagen, solch eine Liebe ist Gottes Werk. Ich glaube noch an Gott, aber vor dem Krieg war das einfacher, ich war ein sehr gläubiger Mensch. Doch im Krieg und im Berg sah ich so schlimme Dinge mit eigenen Augen, dass ich nicht mehr glauben konnte. Da waren zum Beispiel die vielen toten Kinder, sodass ich mich fragte: „Wo sind unsere ganzen Engel? Gibt es Gott überhaupt?“ Wo waren die ganzen Länder, die sich für Freiheit und Demokratie und Menschenrechte einsetzen, als wir bedroht und überfallen wurden? Die ganze Welt und Gott dazu haben uns alleingelassen. Alle sehen

es in den Nachrichten und nichts passiert – sieben Tage lang. Ich habe wirklich an nichts mehr geglaubt, nicht an Gott und nicht an die Menschen.

Es dauerte lange, bis ich das Gefühl hatte, das überwunden zu haben und dass die Religion wieder eine Bedeutung für mich haben kann. Doch ich spürte immer wieder, dass mich jemand oder irgendetwas schützt, auch in gefährlichen Situationen. Sei es ein Schutzengel, mein Vater oder was auch immer.

Ich glaube aber jetzt auch sehr stark an mich und in vielen Situationen frage ich nicht, was Gott von mir erwartet, sondern höre einfach auf mein eigenes Gefühl. Und dazu bleibt diese Gewissheit in mir, geschützt und unterstützt zu sein. Das war selbst im Berg so, als es nicht mehr ging und ich dachte, dass meine Geschwister vor meinen Augen sterben würden. Und dann habe ich doch irgendwo Wasser gefunden. Und solche Situationen gab es immer wieder, auch im Kleinen. Dieses Gefühl gibt mir Kraft und Sicherheit. Ich habe es schon seit meiner Kindheit – aber im Krieg hat es sehr gelitten. Ich konnte dann aber doch wieder daran anknüpfen und das ist für mich wie ein Wunder, dass ich für mich nach all diesen Erfahrungen das Leben neu entdecken durfte und jetzt – fast immer – auch wieder genießen kann.

Doch es war ein langer Weg bis zu diesem Punkt, ein Weg, der zehn Jahre dauerte. In diesen vergangenen zehn Jahren habe ich eine Reise durch Schmerz, Verlust und dann auch wieder Hoffnung unternommen. Und damit bin ich nicht allein. Mein Buch „Der Junge mit dem roten Hemd“ erzählt nicht nur meine eigene Lebensgeschichte, sondern spiegelt auch die Erfahrungen vieler anderer wider, die wie ich den Völkermord an den Jesiden überlebt haben. Es ist ein Zeugnis der Resilienz und der Kraft des menschlichen Geistes – eines Aufstiegs aus den tiefsten Abgründen des Schmerzes hin zur Hoffnung.

Ich hoffe, dass viele junge Menschen und andere Geflüchtete das lesen und dass ich sie auf diese Weise motivieren kann, sich mit ihrer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, aber sie dann auch hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu beginnen. Und zudem ist es ein Weg, meine Erfahrungen hinterlassen zu können.

Aber leicht war es nicht. In der Vorbereitung auf das Buch ging es mir so schlecht wie schon lange nicht mehr, weil alles wieder hochkam. Ich stand

morgens auf und da war sofort wieder ein neuer Gedanke, den ich noch unterbringen musste, der mir aber oft auch eine Schwere für den Tag mitgab und sich wie ein Stein in meiner Magengegend festsetzte. Trotz allem war es mir wirklich wichtig, dass es ein Buch wird, obwohl ich selbst gar nicht so viel lese – aber ich wollte meine Geschichte wirklich in Händen halten, vielleicht auch, um sie auf diese Weise besser loslassen zu können.

2024 hatte ich die Gelegenheit, meine Geschichte auf drei verschiedenen Veranstaltungen zu teilen. Der Beginn war schwer: Die erste Veranstaltung in Düsseldorf war nur spärlich besucht, was in mir Zweifel weckte. Doch die zweite Veranstaltung am 3. August wurde zu einem Wendepunkt. Umgeben von Menschen, darunter meine Mutter und die Kinder, die ich einst auf der Flucht gerettet hatte, wurde mir klar, wie wichtig es ist, Geschichten zu erzählen, sie zu teilen. Diese Kinder hörten zum ersten Mal ihre eigene Geschichte aus meinem Mund – ein Moment, der nicht nur sie, sondern auch mich tief bewegte. Ihr Lächeln war wie ein stilles Versprechen: Unsere Vergangenheit mag von Leid geprägt gewesen sein, aber unsere Zukunft kann von Hoffnung erfüllt sein.

Die dritte Veranstaltung in Kiel, wo mir Politiker, Wissenschaftler und engagierte Menschen zuhörten, war für mich besonders eindrucksvoll. Ich konnte nicht nur über meine Geschichte sprechen, sondern auch meine Bilder ausstellen. Diese Bilder sind ein Ventil für das, was ich nicht in Worte fassen kann – sie tragen den Schmerz, die Erinnerungen und die Hoffnung in sich, die mich begleiten. Mit jedem Pinselstrich versuche ich, die Dunkelheit in Farben zu verwandeln und das Verlorene zurückzugewinnen.

In meinem Buch erzähle ich von meiner Kindheit, von den einfachen Freuden wie dem Spielen mit Küken und dem Traum von einem roten Hemd, den ich mir durch harte Arbeit selbst erfüllen konnte. Dieses rote Hemd war für mich mehr als nur ein Kleidungsstück – es war ein Symbol der Hoffnung und des Glaubens an ein besseres Leben, lange bevor das Unheil über uns hereinbrach.

Meine Bilder und meine Worte sind damit ein Spiegel meiner Seele. Sie verwandeln das Unaussprechliche in sichtbare Formen und Farben, die Menschen berühren. Jedes Bild ist ein Schritt zurück zu der Kindheit, die ich verloren habe, und ein Schritt nach vorne in eine Welt, die ich mit Hoffnung gestalten möchte.

Der Junge mit dem roten Hemd, der gezwungen wurde, früh erwachsen zu werden, hat nun einen Weg gefunden, seine Kindheit wiederzufinden. In meiner Vorstellung sitze ich manchmal wieder mit Freunden in meinem Dorf, wo der Himmel heller scheint und die Wiesen voller Blumen blühen.

Ich bin dankbar, heute in einem demokratischen Land zu leben, in dem ich meine Stimme durch Worte, Bilder und Geschichten erheben kann. Diese Dankbarkeit möchte ich mit allen teilen. Uns alle verbindet Schmerz, aber auch Hoffnung – eine universelle Kraft, die uns stark macht. Gemeinsam können wir die Hoffnung feiern, das Leben in all seinen Farben leben und die Welt mit unseren Geschichten bereichern.

Danksagung

Ich danke Ansgar für die vielen intensiven Gespräche, die dieses Buch nach und nach haben entstehen lassen. Er hat sich viel Zeit genommen. Anfangs hatte ich nicht gedacht, dass die Aufzeichnung meiner Gedanken und Erlebnisse so intensiv wird. Manchmal fühlte es sich fast wie eine Therapie an, alles zu erzählen; oft war es schmerzhaft und hat mich nicht selten runtergezogen. Und dennoch haben die Gespräche mit ihm mir viel Spaß gemacht, mir bei der Verarbeitung geholfen und mir vieles noch einmal bewusst werden lassen, was in mir schlummerte. Vielen Dank für dein Vertrauen, deine Geduld und das Zuhören über all die Jahre.



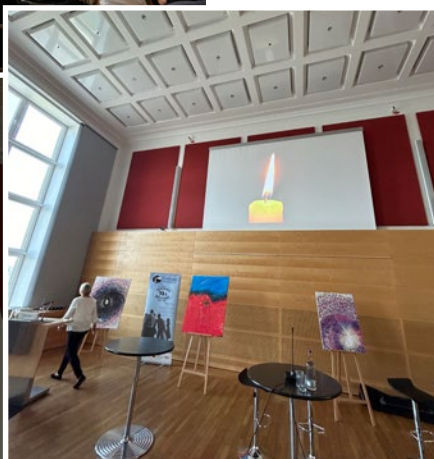
Große Teile des Buches entstanden um Ostern 2023 bei einem Aufenthalt in Schwerin

Ich danke meiner Familie für das gemeinsame Erleben so vieler schöner und schrecklicher Momente.

Ich danke Petra, meiner ersten Deutschlehrerin aus Mühldorf in Oberbayern, und ihrer Familie für die Unterstützung in den allerersten Wochen in Deutschland.



Im September 2024 nimmt Sidan an einer Veranstaltung zum Völkermord der Jesiden im schleswig-holsteinischen Landtag in Kiel teil und stellt dort auch einige seiner Bilder aus



Ich danke Kari und ihren Eltern für die Unterstützung beim Ankommen in Münster. Sie haben mich als erste zu sich nach Hause eingeladen und sie waren die ersten, die uns in der Flüchtlingsunterkunft besucht haben. Sie haben mir ihr Haus und ihren Kühlschrank geöffnet und mich in vielen praktischen Dingen und Behördenangelegenheiten unterstützt.

Ich danke Tim, der mein erster Freund und Anlaufpunkt in Münster war, der in vielen schwierigen Situationen für mich da war, über den ich viele weitere Leute in Münster kennengelernt habe, der mich immer wieder motiviert und ermuntert hat und bei dem ich ganz viele Partys – oft mitten in der Woche – erleben durfte, bei denen ich auch ganz unkompliziert tolle Frauen kennenlernen konnte.

Ich danke Jana, meiner Lehrerin in Münster, die auch zu mir gehalten hat, wenn ich keinen Bock mehr auf Schule hatte, die mich motiviert und unter-

stützt hat, auch wenn ich mich nicht konzentrieren konnte. Sie hat sich gemeldet, wenn ich nicht zur Schule kam. Sie hat mir klargemacht, dass ich jetzt in Sicherheit bin, aber mein Leben in die Hand nehmen muss. Sie war auch bei klaren Ansagen immer zugewandt und hatte meine Familie immer im Blick.

Ich danke Lennart, meinem besten Jugendfreund in Münsteraner Zeiten, der mich auf so viele Partys und in so viele Bars und Clubs mitgenommen hat, in die ich ohne ihn oft gar nicht reingekommen wäre. Er hat mir politische Zugänge verschafft und mir vermittelt, dass alles, was ich erlebe, auch eine politische Dimension hat. Die von ihm gegründete Initiative YOUth of Integration unterstreicht sein Engagement für junge Geflüchtete. Mit ihm als Freund habe ich immer wieder stundenlang geredet – und das machen wir bis heute, auch wenn er inzwischen in Brandenburg lebt und ich in Mönchengladbach gelandet bin.

Ich danke Renate, ihrer Mutter und ihrem Sohn, die mich in schwierigen Zeiten während des Schreibens immer wieder aufgerichtet haben und die sich in mentalen Krisen um mich gesorgt und gekümmert haben.

Ich danke Simone, Simon, Swantje und Bärbel für ihre Freundschaft und ihre Unterstützung. Ich danke Maher, der nicht nur mein Bruder, sondern auch ein Freund ist, mit dem ich viele großartige Urlaube erlebt habe.

Ich danke Canan für die Veranstaltung im Landeshaus in Kiel und ihre Unterstützung beim Verfestigen meiner Gedanken für dieses Buch sowie ihre moralische Unterstützung.

Ich danke meinen Gesprächspartnern Serhat, Lydia, Lisa und allen aus meiner Familie, die einen Blick von außen auf mich geworfen haben.

Ansgar und ich danken Miriam Bachmann von Demokratie *leben!* Düsseldorf für die Initiierung und die gute Zusammenarbeit bei der Realisierung dieser Buchveröffentlichung. Außerdem danken wir unserer großartigen Lektorin Mira Eichholz, die den Text nicht nur lektoriert, sondern hier und da auch neu sortiert hat und mit ihren Nachfragen Präzisierungen ermöglicht hat, die das Geschehen auch für Dritte besser nachvollziehbar machen. Wir danken ihr für ihre einfühlsame Begleitung bei der Erstellung des endgültigen Textes.

Zeitstrahl

- Juli 1995 oder 1996: Sidan wird in Solah, einem Dorf bei Shingal im Nordirak geboren.
- 2002 oder 2003: Einschulung in Shingal, Besuch der arabischen Schule
- Sommer 2005: Tod des Vaters bei einem Autounfall
- Ca. 2006: Eröffnung des Ladens der Familie in Shingal – gemeinsam geführt von Sidans ältestem Bruder Dlo und einem Cousin
- Frühsommer 2012: Tod von Sidans Schwester Khoche durch Suizid
- 03.08.2014: Beginn des Genozids an den Jesiden im Raum Shingal, Flucht Sidans und seiner Familie „in den Berg“, in den nächsten Tagen Flucht über den Berg nach Dohuk im Nordirak
- Herbst 2014: Flucht mit seiner Mutter Noora, seinem nächstälteren Bruder Saher und dessen Frau Diana über die Balkanroute nach Deutschland
- Herbst 2014: Sidan kommt mit seiner Mutter, seinem nächstälteren Bruder und dessen Frau in der Geflüchtetenunterkunft in Mühldorf (Oberbayern) an. Nach einigen Wochen geht es über Dorfen weiter nach Münster (Westfalen).
- Januar 2015: Ankunft in Münster, Unterbringung in Containern in Münster-Sprakel
- Februar 2015: Sidan geht in Münster erneut zur Schule.
- Frühjahr 2015: Sidan und Kari lernen sich im Jugendzentrum kennen, Karis Mutter Elisabeth lernt die Familie im Flüchtlingsheim kennen, weil sie dort ehrenamtlich mithilft und zum Beispiel Musik mit den Kindern macht, Karis Familie und Sidans Familie besuchen sich gegenseitig.

- Frühjahr/Frühsummer 2015: Sidans Familie lässt ihre Pässe und weitere wichtige Papiere aus dem Irak an Karis Familie in Münster schicken.
- August 2015: Sommerfest im Flüchtlingsheim
- 25.12.2015: Sidan und seine Familie feiern bei Karis Familie ihr erstes deutsches Weihnachtsfest.
- Ende 2015: Umzug zum Hohen Heckenweg in Münster in eine eigene Wohnung in einem Zweifamilienhaus mit geteilter Küche
- Jahreswechsel 2015/2016: Maher, Fikriya und Shukriya kommen nach ihrer Flucht in Deutschland an und Sidan holt sie in München ab. Mitte Januar kommen sie in Münster an.
- Februar 2016: Karnevalsfeier mit Sidan, seiner Mutter Noora sowie Saher, Maher, Fikriya und Shukriya – alle verkleidet.
- April 2016: Osterfest mit Eiersuchen bei Karis Familie und Besuch des Sends, der großen Kirmes in Münster
- Sidan arbeitet 2016 kurzzeitig bei der Zeitarbeitsfirma Adecco.
- Ende 2016 kommt Sidans Bruder Dlo mit seiner Familie nach Münster und wird in der Kaserne in Gremmendorf untergebracht.
- Im Dezember 2016 hat Sidan einen Fahrradunfall.
- Im Frühjahr 2017 ist Sidan mit Lydia zusammen. Sie hatten sich schon im Herbst 2015 kennengelernt.
- Anfang 2017 reist Sidan mit seiner Mutter für ca. vier Wochen in den Irak.
- Danach ist Sidan oft krank und einmal auch mit starken Bauchschmerzen im Krankenhaus – es scheinen aber eher psychosomatische Beschwerden zu sein, da die Ärzte nichts Organisches finden.

- Im Mai 2017 ist Sidan für mehrere Tage nicht erreichbar und verbringt diese Zeit bei einer Freundin im Bergischen Land. Zuvor war er kurz davor, Suizid zu begehen.
- Anfang Juni 2017 – nach seiner Rückkehr – gehen Sidan und Tim gemeinsam für ein Wochenende wandern und zelten, um den Kopf freizubekommen.
- Ende Juni 2017 ist Sidan für eine Woche in einer psychiatrischen Klinik.
- Am 03.07.2017 feiert Sidan seinen (neuen) Geburtstag am Hafen in Münster (mit Lennart, Maher, Shukriya, Fikriya, Lydia, der Lehrerin Jana, Tim und Kari).
- Im Juli 2017 startet Sidan sein später sehr intensiv genutztes Instagram-Profil, das bald auf großes Interesse stößt.
- Am 18.07.2017 zieht die Familie nach Gelmer um.
- Im November 2017 kommen Pläne auf, nach Mönchengladbach zu ziehen, wo Dlo und seine Familie bereits leben.
- Sidan arbeitet Ende 2017 kurzzeitig bei Agravis in Münster und fährt Gabelstapler.
- Anfang 2018 ist der Umzug nach Mönchengladbach abgeschlossen.
- Im März 2018 zieht Sidan dort in seine erste eigene Wohnung und verbringt viel Zeit mit seiner neuen Partnerin.
- 2018 gibt Sidan ein Radiointerview über seine Erfahrungen und sein Leben in Münster bei Antenne Münster.
- Im August 2019 beginnen die Umbau- und Einrichtungsarbeiten in Sidans zukünftigem Friseursalon.

- Am 27.10.2019 eröffnet Sidan den Friseursalon David in Mönchengladbach, der gut anläuft, aber bereits kurz nach der Eröffnung nach Ausbruch der Corona-Pandemie ab März 2020 wegen des Lockdowns mehrmals für längere Zeit schließen muss oder starken Einschränkungen unterworfen ist.
- Im November 2021 bricht Sidan zusammen und kommt ins Krankenhaus. Er fällt längere Zeit aus und schließt daraufhin seinen Friseursalon, der jedoch kurze Zeit später von seinem Bruder Maher (auch mit seiner Unterstützung) weitergeführt wird.
- Im November 2022 lernt Sidan Lisa aus der Ukraine in Mönchengladbach kennen. Sie nehmen zusammen viele TikTok-Videos auf, die zum Teil hohe Klickzahlen erreichen.

Sidan und seine Geschwister

Sidan ist eines von zehn Geschwistern. Sie heißen in der Reihenfolge ihrer Geburt:

1. Khoche, seine älteste und verstorbene Schwester
2. Xatun, seine zweitälteste Schwester
3. Hadya, seine drittälteste Schwester
4. Dlo, sein ältester Bruder
5. Saher, sein nächstälterer Bruder
6. Huda, seine nächstältere Schwester
7. Sidan
8. Maher, sein jüngerer Bruder
9. Fikriya, seine nächstjüngere Schwester
10. Shukriya, seine jüngste Schwester

Sidans Kunst



Beim Föhnen im Friseursalon kam Sidan die Idee mit einem Föhn ein Bild zu gestalten. Er hat Farbe aufgetragen und diese dann mit dem Wind des Föhns auf dem Bild verteilt

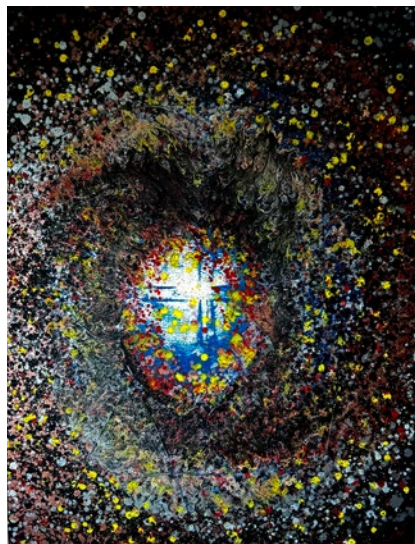


Dieses Bild hat Sidan auf goldenem Grund mit Kerzenwachs gestaltet

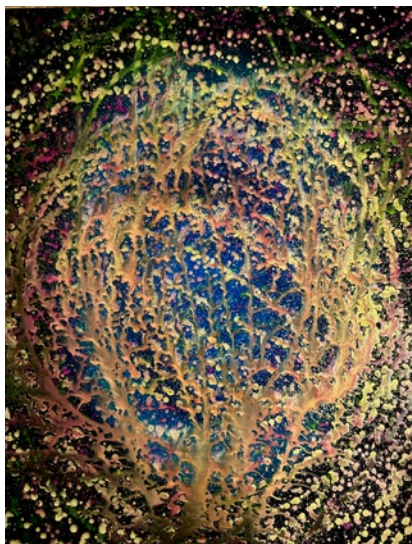


Für dieses Bild hat Sidan viele Fäden auf die Leinwand gelegt, dann mit einer kreisenden Colaflasche unterschiedliche Farben aufgetragen und am Ende an den Fäden gezogen

Dieses Bild hat Sidan mit einer Colaflasche und einem Faden gemalt. Wenn von hinten Licht auf die Leinwand fällt, leuchtet das Bild



Für dieses Bild hat Sidan viele Fäden auf die Leinwand gelegt, dann mit einer kreisenden Colaflasche unterschiedliche Farben aufgetragen und am Ende an den Fäden gezogen



Dieses Bild hat Sidan mit einer kreisenden Colaflasche angefertigt



Dieses Bild hat Sidan mit Luftballons gestaltet, auf die er Farbe aufgetragen hat



Kunst macht viel Arbeit und den Künstler schmutzig ... Sidans Armband ist ein typisches jesidisches Accessoire

Zum Schluss

Ich sitze hier am Kamin im Hotel Berggasthof in Heidelberg am Kaminfeuer, vor mir ein geschmackvolles helles Bier. Ein Moment der Ruhe, des Nachdenkens – über die Reise, die hinter mir liegt, und die Worte, die den Abschluss dieses Buches bilden sollen.



Mein neuestes Bild erzählt eine tief bewegende Geschichte von Angst, Hoffnung, Verlust und einer unsichtbaren Kraft, die Trost und Schutz spendet. Es erinnert an eine Zeit der Flucht, des Schmerzes und des Glaubens daran, nicht allein zu sein.

Der Berg steht sowohl für die Flucht als auch für den Übergang der Seelen. Menschen fliehen zu ihm hin, während Blut herabfließt – ein Symbol für Leid und Vergänglichkeit. Die Frau trägt ein jesidisches Halsband, das die Natur, das Leben und göttliche Kräfte repräsentiert, sowie ein Symbol am Ohr, das die Göttlichkeit im Jesidentum verkörpert.

Die Materialwahl – Rotwein, Zigarettenasche und Fäden – verstärkt die emotionale Tiefe des Werkes. Rotwein symbolisiert vergossenes Blut und spirituelle Wandlung, Zigarettenasche steht für Vergänglichkeit, und die Fäden verbinden die Welt der Lebenden mit der der Verstorbenen.

Über allem erstreckt sich ein friedvoller blauer Himmel, während darunter Krieg, Tod und Schmerz herrschen. Mein Werk hält die dunkelsten Tage fest, doch es zeigt auch die Kraft des Glaubens und die Hoffnung auf eine bessere Welt.



Dieses Bild ist weit mehr als ein Kunstwerk – es ist ein tief emotionales Zeugnis von Identität, Erinnerung und Schmerz. Durch die bewusste Verwendung besonderer Materialien wie Rotwein, eigene Haare und Granatapfelsaft werden persönliche Erfahrungen und tief verwurzelte Emotionen festgehalten.

Die Entstehung begann intuitiv, aus einer plötzlichen Eingebung heraus, und entwickelte sich zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Verlust. Die Darstellung symbolisiert nicht nur Glauben, sondern auch das Trauma von Flucht und Verfolgung. Besonders das zentrale Symbol der Jesiden steht für das Leid der Gemeinschaft, die 2014 einem brutalen Völkermord ausgesetzt war. Die Elemente des Bildes – Himmel, Raketen und Mond – spiegeln die Schrecken und die verzweifelte Suche nach Rettung wider.

Ein besonders persönliches Detail sind die ins Bild eingearbeiteten Haare, meine eigenen Haare. Sie stehen für Verlust und Trauer – inspiriert von der eigenen Kindheitserfahrung, als – nach dem Tod meines Vaters – meine

Schwestern und meine Mutter ihre Haare abschnitten, um ihren Schmerz auszudrücken. Diese tiefe kulturelle Geste der Trauer wurde in das Bild integriert, als Zeichen für den unermesslichen Schmerz der Überlebenden des Genozids.

Auch die eigenen Füße wurden bewusst in das Kunstwerk einbezogen. Sie stehen symbolisch für das, was die Jesiden erleiden mussten: Wir wurden getreten, erniedrigt, zur Flucht gezwungen. Barfuß oder in zerschlissenen Schuhen flohen wir – Alte, Junge, Mütter mit ihren Babys, Kranke, Erschöpfte. Unser Glaube, unsere Religion und unsere Menschlichkeit wurden mit Füßen getreten. Durch diesen intensiven körperlichen Ausdruck ist das Bild nicht nur ein Werk der Erinnerung, sondern auch ein Mahnmal gegen das Vergessen.

Nach der Veröffentlichung in den sozialen Medien folgten Missverständnisse und Kritik. Manche sahen darin Respektlosigkeit, doch Kunst ist subjektiv. Für den Künstler ist es ein Akt der Erinnerung und des Gedenkens. Ohne Kunst gäbe es keine Geschichte, keine Spur der Vergangenheit. Das Bild wurde zehn Jahre nach den schrecklichen Ereignissen vollendet.

Die Region Shingal (auch Sinjar genannt) im Nordirak, Heimat der jesidischen Gemeinschaft, steht weiterhin vor erheblichen Herausforderungen. Mehr als zehn Jahre nach dem Völkermord durch den sogenannten Islamischen Staat (IS) im Jahr 2014 ist die Sicherheitslage in Shingal nach wie vor instabil. Noch immer ist die Region von Unsicherheit und Konflikten geprägt. Die anhaltenden politischen Spannungen erschweren den Wiederaufbau und die Rückkehr der Vertriebenen. Die humanitäre Lage bleibt kritisch, da viele vertriebene Jesidinnen und Jesiden weiterhin in provisorischen Lagern leben, oft unter prekären Bedingungen. Dies habe ich auch durch Freunde und Familie sowie durch Videotelefonate über die Kamera mit eigenen Augen gesehen. Der mangelnde Fortschritt beim Wiederaufbau und der unsichere Status der Region tragen zur Perspektivlosigkeit vieler Mitglieder der jesidischen Gemeinschaft bei.

Doch durch Kunst bleibt das Erinnern lebendig – als Mahnmal für das Geschehene und als Stimme für jene, die nicht mehr sprechen können.

Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit – sie lebt von mutigen Menschen und ihrem Engagement. Bei **Demokratie leben! Düsseldorf** setzen wir uns täglich für eine vielfältige, offene und demokratische Gesellschaft ein. Durch gezielte Projektförderung, starke lokale Netzwerke und die aktive Einbindung der Zivilgesellschaft unterstützen wir Initiativen, die diese Werte stärken und erlebbar machen.



Die Geschichte von Sidan Khudeda zeigt, warum das so wichtig ist. Als junger jesidischer Mann muss er seine Heimat verlassen und sich in einer neuen Gesellschaft zurechtfinden. Mit Mut, Hoffnung und starken Freundschaften baut er sich ein neues Leben auf. Seine Geschichte steht für Zusammenhalt, Mitmenschlichkeit und echte Teilhabe. Deshalb unterstützen wir sie bei **Demokratie leben! Düsseldorf** – weil sie Brücken baut und uns daran erinnert, dass Demokratie nur funktioniert, wenn wir gehört werden, mitgestalten und füreinander eintreten.

Der Verein **Flüchtlinge willkommen in Düsseldorf e.V.** kümmert sich um die dringlichsten Anliegen von Geflüchteten und hilft dabei, ein Netzwerk von



Helfer:innen, Initiativen, Vereinen und Organisationen zu knüpfen. Ziel ist die Unterstützung Geflüchteter, ihres Ankommens und des Aufbaus eigener Lebensperspektiven einschließlich der dafür notwendigen Kompetenzen und Zugänge. Dahinter steht ein großer Kreis von ehrenamtlichen Düsseldorfer:innen, zu denen zunehmend auch Geflüchtete selbst gehören. Kern des Projektes ist eine Vielzahl von Gruppen- und Beratungsangeboten im Welcome Center hinter dem Düsseldorfer Hauptbahnhof und einem über die Jahre gewachsenen Erfahrungsschatz in arbeits-, sozial- und aufenthaltsrechtlichen Fragen, in der Unterstützung bei Bewerbungen, beim Erlernen von Deutsch (und Englisch), bei der Hinführung zu Kinderbetreuung und Schule und in vielen anderen mal alltäglichen und mal existenziellen Fragen im Leben Geflüchteter in Düsseldorf.

Flüchtlinge willkommen in Düsseldorf e.V. freut sich, diese Buchveröffentlichung, an der der derzeitige Vereinsvorsitzende Ansgar Drücker intensiv mitgewirkt hat, zu unterstützen. Die erste Lesung aus dem noch unfertigen Text war eine Veranstaltung unseres Vereins.

Sidan Khudeda entstammt einer jesidischen Familie im Nordirak, ist Überlebender des Völkermords an den Jesiden und 27 Jahre alt. Er erreicht bei TikTok als der junge Mann, der mit dem Kopf wackelt, ein Millionenpublikum, liebt bunte Hemden und flirtet gern mit Frauen. Gleichzeitig stammt er aus einer religiösen Minderheit mit strengen Regeln und hat schon vor dem Völkermord durch Todesfälle in der Familie harte Verluste erlitten. Nach der Vertreibung durch den IS führt ihn sein Weg gemeinsam mit seiner Familie zuerst „in den Berg“ bei ihrer Heimatstadt Shingal, um dann im Herbst 2014 nach einer Flucht durch sieben Länder in Sidans Traumland Deutschland anzukommen. Doch hier holt ihn schon bald seine Vergangenheit ein und der eigentlich so lebens-

frohe, kommunikative und unternehmungslustige junge Mann erfährt eine Lebenskrise, aus der er sich nur mit viel Kraft und der Hilfe seiner Freunde wieder befreien kann.



Sidan Khudeda erzählt seine Lebens- und Familiengeschichte voller Höhen und Tiefen, voller lustiger und tragischer Momente und bleibt dabei immer als eigensinniger Mensch

erkennbar, den die Menschen mögen. Damit bieten sich Einblicke in kein perfektes, aber ein sehr bewegtes Leben, das Sidan immer wieder selbst in die Hand nimmt. Was sich dabei durchzieht, ist der Wert von Unabhängigkeit – hierfür bringt Sidan große Opfer und gewinnt am Ende die Freiheit, die er braucht, ohne mit seiner Herkunft zu brechen.